

Biblioteka
U.M.K.
Toruń

V 010894 /
I 1880



Volk's-
Kalender
für
1880.



Inhalts-Verzeichniß.

Vorwort. — Zeitrechnung a 1880. — Finsternisse in 1880.
Die vier Jahreszeiten. — Bewegliche und unbewegliche Feste
Quatember-Tage. — Bemerkungen für die Festtage. — Abtund
Feiertage. — Anzeigen. — Monats-Gedichte. — Die zwölf Monate
des Jahres.

	Seite
Auf der Audorfer Alm. Erzählung von A. Amlacher,.....	1
Eine Schuldige. Erzählung von Friedrich Friedrich	16
Die beiden Wölfe von Eberstein. Erzählung von M. Barack.....	28
Todtentänze. Gedicht von Franz Bocci.....	47
Ein Belsazar-Mahl aus dem achtzehnten Jahrhundert. Von Max Otto.....	59
Wandernde Musikanten. Erzählung von Märzroth.....	66
Der eingepöfelte Better. Schwank von A. Beldern.....	95
Anekdoten.....	104
Landwirthschaftliches. — Etwas aus dem fernen Westen.....	110
Herrn Kemp's Hühnerhaus.....	115
Waldland Weiden.....	116
Ungarisches Gras und Hirse.....	117
Künstliche Düngestoffe. — Die Erfahrung eines Jahres.....	118
.....ene Notizen.....	119
.....sfrage. Von Otto Brennekam.....	121
.....hschaft. Von Wilhelm Jüngst.....	127

Volks-Kalender

für das Jahr

1880.

Zunächst als Prämie

für die Leser des

Wöchentlichen Cincinnati Volksfreund.

Cincinnati:

Verlag von Heinrich Haacke & Co.

1880.

Ein beispielloses Reinigungs-Mittel.

Die Auszehrung geheilt

— durch —

Allen's Lungen-Balsam

Auszehrung.—Für die Heilung dieser schrecklichen Krankheit ist bis jetzt noch keine Medizin erfunden worden, welche mehr Verdienste auszuweisen hat als Allen's Lungen-Balsam. Dieses unübertreffliche Reinigungsmittel für die Heilung der Auszehrung und aller dazu führenden Krankheiten, als Brust- und Lungen-Krankheiten wird dem leidenden Publikum dargeboten nachden die Beweise für die bestimmte Heilung dieser Krankheiten vollständig geprüft worden sind. Die Art und Weise wie die Medizin zubereitet wird, wird von den leitenden medizinischen Journalen als ebenso gut geschilbert als sie von der ärztlichen Fakultät verschrieben werden könnte. Der Balsam wird in Folge dessen von solchen Ärzten empfohlen, welche sich von den großen Erfolgen desselben überzeugt haben. Leset Folgendes.

Was der städtische Missionär von Boston über Allen's Lungen-Balsam zu sagen hat.

Sicherlich kann kein besseres Husten- oder Lungen-Mittel gefunden werden.

Als ein Reinigungsmittel ist es ohne seines Gleichen.

Boston, Mass., 18. Februar 1869.

P. Dav's u. Co.

Werthe Herren.—Das Paket von Allen's Lungen-Balsam, welches Sie mir gesandt haben, um unter den Armen in meinem städtischen Missionsfeld anzuwenden, hat sich als sehr gut und nützlich erwiesen. Der Balsam wurde in verschiedenen Familien und zwar mit sehr guter Wirkung in jedem Falle gebraucht.

Eine Frau wurde wieder hergestellt, nachdem die Aerzte erklärten, daß sie an der Auszehrung leide, sie litt Monate lang am Husten, großen Lungen-Schmerzen und Schwäche, jedoch ist sie jetzt wieder so weit hergestellt, daß sie Hausarbeiten verrichten und für die Unterstützung ihrer Familie beitragen kann und, mit gehöriger Vorsicht und fortgesetztem Gebrauch des Balsam, vollständig geheilt zu werden erwartet.

Bei einer anderen Person, einer jungen Frau, der ich eine Flasche gab, hat sich der Husten mit welchem sie seit Monaten behaftet war, bedeutend gebessert, sie hat die zweite Flasche gekauft und deuten alle Anzeichen auf eine schnelle Heilung.

Ein junger Mann, welcher an Blutmangel litt, und sehr schwach und krank war, ist jetzt bedeutend gesunder und jetzt fähig einige Arbeit zu thun.

Ein junger Mann, dem ich einen Versuch desselben anempfahl, welcher seit Monaten an einem bösen Husten und vielen Schmerz in seiner Lungen litt, sowie einen sehr unruhigen Schlaf hatte, hat jetzt die vierte Flasche mit großem Nutzen gebraucht. Bei einem kürzlichen Besuche sagte er mir, er möchte nicht mehr ohne den Balsam sein. Er hofft sehr bald seine Arbeit wieder aufnehmen zu können.

Achtungsvoll und mit großem Danke der Ihrige,

Charles A. Roundy, Städtischer Missionär.

Allen's Lungen-Balsam

vollkommen schadlos für die schwächste Personen. Es ist das sicherste Mittel für Husten und Lungen-Leiden. Heilt Husten, Bronchitis und Auszehrung.

Verkauft von allen Apothekern und Medizin-Händlern.

Vorwort.

„Raum gedacht, ist dem Jahr ein End' gemacht“ — können wir schon wiederum sagen, denn schon ist das Jahr 1879 seinem Ende nahe. Es war, im Ganzen genommen, ein glückliches Jahr. Unsere Landwirthschaft ward reich gesegnet. Wir hatten eine Weizenerndte, wie noch nie zuvor; auch die Corn-erndte, begünstigt durch das herrliche Herbstwetter, ist eine recht gute zu nennen. Das „alte Land“ — Europa — ist dagegen von einer fast allgemeinen vollständigen Mißerndte betroffen, so daß um eine Hungersnoth zu vermeiden, für viele Millionen Dollars Provisionen und Getreide von demselben eingeführt werden müssen. So sehr wir nun auch die, außerdem noch an einer drückenden Geschäftsstille Leidenden Völker desselben bedauern, so können wir doch nicht umhin, an das Sprüchwort zu denken: „Was dem Einen sein Tod, ist dem Andern sein Brod“ und wollen die uns zugemessenen Gaben dankbar annehmen.

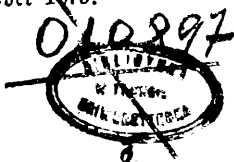
Durch diese reiche Erndte und die gleichzeitige Noth in Europa haben die Geschäfte unseres Landes angefangen sich zu heben und wollen wir hoffen, daß dieses von Dauer sein werde. Sehr bedeutend ist diese Besserung indessen noch nicht, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß unsere Fabrikanten sich weigern, ihren Arbeitern eine kleine Lohnerhöhung zu geben. Keineswegs aber ist diese Besserung, ebenso wenig wie die Erndte selbst, eine Folge der republikanischen Wirthschaft. Unsere Gegner mögen in's Horn stoßen, soviel sie wollen, daß aber das Wetter auch von ihnen abhängen soll, ist doch zu viel geprahlt!

Mit der Hoffnung einer gleichgesegneten Erndte und einer fortdauernden Besserung in unseren anderen Geschäften wollen wir jetzt schließen und wünschen wir allen unseren Lesern zum Jahresichluß ein glückseliges neues Jahr!

Heinrich Haacke & Co.

Cincinnati, October 1879.

6818



Kalender = Notizen für das Schaltjahr 1880.

Zeitrechnung auf 1880.

Dieses Jahr ist seit Christi Geburt nach Dionysius das.....	1880ste
Seit Christi Tod das	1847ste
Seit Erschaffung der Welt nach Calvisius das.....	5830ste
Seit Erschaffung der Welt nach jüdischer Rechnung das.....	5641ste
Seit Einführung des julianischen Kalenders das.....	1925ste
Seit Einführung des verbesserten Kalenders das.....	181ste
Seit der Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten bis 4. Juli 1880 das	104te

Die Einführung des verbesserten Kalenders in den Vereinigten Staaten geschah am 21. Sept. 1753, indem anstatt des 11. Sept. der 21. Sept. zu zählen und zu schreiben befohlen wurde.

Von den Finsternissen im Jahre 1880.

Es ereignen sich in diesem Jahre 6 Finsternisse, nämlich 4 an der Sonne und 2 an Monde, von denen nur eine partielle Sonnenfinsterniß am letzten Tage des Jahres zum Theil für unsere Gegenden sichtbar sein wird.

Die vier Jahreszeiten im Jahre 1880.

Frühling = Anfang: 20. März um 12 Uhr 12 Min. Morgens,
Des Frühling = Dauer: 92 Tage 20 Stunden — Minuten.

Sommer = Anfang: 20. Juni um 8 Uhr 12 Min. Abends.
Des Sommers = Dauer: 93 Tage 15 Stunden — Minuten.

Herbst = Anfang: 22. September um 11 Uhr 12 Minuten
Morgens. Des Herbstes = Dauer: 89 Tage 18 Stunden — Minuten.

Winter = Anfang: 21. December um 5 Uhr 12 Minuten
Abends. Des Winters = Dauer: 89 Tage 19 Stunden — Minuten.

Die beweglichen christlichen Feste im Jahre 1880.

Epiphania Sonntag.....	11. Jan.	Ostersonntag.....	28. März.
Septuagesima.....	25. "	Himmelfahrt Christi.....	6. Mai.
Quinquagesima.....	8. Febr.	Pfingstsonntag	16. "
Fastnacht.....	10. "	Dreifaltigkeitsfest	23. "
Aschermittwoch.....	11. "	Erster Adventsonntag ..	28. Nov.
Palmsonntag	21. März.	Sonntage nach Pfingsten =	27.
Gründonnerstag.....	25. "	Christtag fällt auf Samstag.	
Charfreitag.....	26. "		

Die vier Quatember.

Den 18. Februar, den 19. Mai, den 15. September und den 15. Dezember.

Gebotene Feiertage.

Als gebotene Feiertage wurden in der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten folgende Feste angeordnet:

1. Neujahr oder Beschneidung des Herrn..... 1. Januar.
2. Erscheinung des Herrn oder hl. drei Könige..... 6.
3. Maria Verkündigung..... 25. März.
4. Christi Himmelfahrt..... 6. Mai.
5. Fronleichnamsfest..... 27.
6. Maria Himmelfahrt..... 15. August.
7. Aller Heiligen..... 1. November.
8. Unbefleckte Empfängniß..... 8. December.
9. Weihnachten..... 25. "

Bemerkungen.

Wenn das Fest der hl. Apostel Petrus und Paulus (29. Juni) auf einen Werktag fällt, so wird es am darauffolgendem Sonntag gefeiert.

F a s t t a g e sind: 1) Alle Freitage im Advent; 2) Alle Tage während der 40tägigen Fastenzeit, mit Ausnahme der Sonntage; 3) Die Quatembertage; 4) Die Vorabende vor Pfingsten, Maria Himmelfahrt, Allerheiligen und Weihnachten.

A b s t i n e n z t a g e sind: Alle Freitage des ganzen Jahres. Wenn Weihnachten auf einen Freitag fällt, so ist es erlaubt, Fleischspeisen zu essen.

Kalender für Israeliten für 1880.

für das Jahr 5640 seit der Schöpfung, welches am 18 September 1879 begonnen hat und ein ordentliches Gemeinjahr von 354 Tagen ist.

5640.—Der 1. Januar 1880 ist der 17. Tebeth; der 14. Jan. ist der 1. Schebat. — Der 13. Febr. ist der 1. Adar. Am 25. Febr. Fasten Esther; am 26. und 27. Febr. Purimfest. — Der 13. März ist der 1. Nisan. Vom 27. März bis 3. April Ostern. — Der 12. April ist der 1. Jjar. Am 29. April Schülerfest. — Der 11. Mai ist der 1. Siwan. Am 16. und 17. Mai Pfingsten. Am 10. Juni ist der 1. Thammuz. Am 26. Juli Fasten, Tempel-Eroberung. — Der 9. Juli ist der 1. Abb. — Am 17. Juli Fasten, Tempel-Verbrennung. — Der 8. Aug. ist der 1. Elul.

5641.—Der 6. Sept. ist der 1. Thisri. Neujahr 5641. Am 8. Sept. Fasten Gedaljah. Am 15. Sept. Versöhnungsfest. Am 20. Sept. Laubhüttenfest-Anfang. Am 26. Sept. Palmfest. Am 27. Sept. Laubhüttenfest-Ende. Am 28. Sept. Geseßfreude. — Der 6. Okt. ist der 1. Marchesvan. — 4. Nov. ist der 1. Kislev. Am 28. Tempelweihe. — Der 3. Dezbr. ist der 1. Tebeth.

Das jüdische Osterfest fällt in diesem Jahre zum 4. Male (1804, 1823, 1869) in diesem Jahrhundert auf 27. März und wird in diesem Jahrhundert noch einmal auf dieses Datum fallen, nämlich 1888. — Im Jahre 1881 fällt Ostern auf 14. April, Pfingsten auf 3. Juni, Versöhnung auf 3. Okt., Laubhüttenfest auf 8. Okt.

Cincinnati
Type Foundry
and
Printing Machine Works,
201 Vine Street.

Empfiehlt ihr reichhaltiges Lager deutscher und englischer Schriften.

Alle im Buchdruckerfach nöthigen Maschinen werden in unserer eigenen Fabrik angefertigt, und garantiren wir deren Güte.

Einrichtungen neuer Druckerzeien können in kürzester Frist geliefert werden.

Kostenüberschläge und Schriftproben werden gratis versandt.

Ausser unseren eigenen Erzeugnissen halten wir diejenigen aller andern Schriftgießereien auf Lager, ebenso eine Auswahl von Pressen der besseren Klassen.

Alte Pressen tauschen wir für neues Material um, und haben von diesen stets eine Anzahl an Hand. Dieselben werden, bevor sie wieder in den Markt gebracht werden, vollständig reparirt.

Chas. Wells, Tr.



Establiert 1830.

A. W. FRANK,

Wholesale und Retail

G R O C E R S

Nordwestliche Ecke der Sechsten u. Race Straße,
Cincinnati, Ohio.

Derfelbe hat die beste und vollständigste Auswahl von Grocerien zu den billigsten Marktpreisen beständig vorrätbig. Das Publikum wird es in seinem Interesse finden, bei ihm vorzusprechen, ehe es anderstwo kauft. Aufträge werden die sorgsamste Beachtung und schnellste Besorgung finden. Für alle Waaren wird vollste Satisfaction garantirt.

Gewahret dieses auf!

Wir wünschen alle Personen, welche an Brust- und Lungen-Krankheiten, als:

Husten, Erkältungen, Croup, Asthma, Bronchitis und Auszehrung leiden,

davon zu benachrichtigen, daß sie sicherlich von ihren Leiden erlöst und vollständig wieder hergestellt werden können, wenn sie

Allen's Lungen-Balsam

den Vorschriften gemäß, gebrauchen.

Er ist Eure Hoffnung. Derselbe wurde von Tausenden gebraucht, welche geheilt worden sind. Viele haben uns aus Dankbarkeit den Gebrauch ihrer Namen erlaubt, damit die leidende Menschheit deren Zeugniß lesen und glauben kann. Versucht keine neuen und unversuchten Mixturen — es ruiniert Euch — sondern gebraucht sofort diesen auskühbaren Artikel. Es wird garantiert, daß der schlimmste Husten in einigen Stunden gelöst wird, wenn derselbe nicht schon zu alt ist. Vollständige Zufriedenheit in allen Fällen von Lungen- und Brust-Krankheiten garantiert.

Unaufgefordertes Zeugniß seiner Verdienste.

Leset Folgendes:

Was wohlbekannte Apotheker über Allen's Lungen-Balsam sagen.

Otterville, Cooper Co., Mo., den 26. März 1877.

J. N. Harris u. Co., Cincinnati, O.

Werthe Herren: Schidet mir sofort vier Duzend von Allen's Lungen-Balsam. Es ist wirklich erstaunlich wie rasch derselbe in diesem Frühjahr verkauft wurde; ich hatte in einigen Wochen alles ausverkauft. Ich habe hier seit zehn Jahren Droguen verkauft aber noch nie ein Husten- oder Lungen-Präparat, welches solch' allgemeine Zufriedenheit giebt als Ihr Balsam. Es fehlt nur noch, daß derselbe gehörig eingeführt wird, damit er den Vorrang erhält.

Achtungsvoll

Jack Wharton.

Mütter, leset!

Dalland Station, Ky., den 24. April 1876.

Werthe Herren: Die Nachfrage nach Allen's Lungen-Balsam ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Die Damen meinen es gäbe keine bessere Medizin gegen Croup und Keuchhusten.

C. C. Martin, Apotheker.

Ausländische Nachfrage.

Der Balsam ist in New Zealand wohlbekannt.

Robt. Armour u. Co., aus Brisbane, N. Z., schreiben: „Wir sind überzeugt, daß der Lungen-Balsam bald einen hervorragenden Platz in der Gunst des Publikums einnehmen wird; jedoch muß derselbe angezigt werden, damit er besser bekannt wird. Viele unserer besten Bürger, welche mir persönlich kennen und welchen den Balsam gebraucht haben, sind Willens uns Certificate über die Verdienst desselben zu geben.“

Ein Mittel, welches die Auszehrung heilt.

Wollen diejenigen, welche schon lange an der Auszehrung leiden, jetzt Ruch fassen.

Dasselbe ist unschädlich für das schwächste Kind. Es enthält kein Opium in irgend welcher Art u. wird von Apothekern im Allgemeinen verkauft.

Warnung.—Laßt Euch nicht irre führen. Fragt nach Allen's Lungen-Balsam und nehmet nichts anders.

Gebruchs-Anweisungen befinden sich auf jeder Flasche.

J. N. Harris u. Co., Eigenthümer, Cincinnati, Ohio.

Zu verkaufen bei allen Medizin-Händlern.

1. Monat.




1880.


Tag und Datum.	Kathol. Januar.	Protest. Januar.	Br. v. Cinc. Sonnen- Aufg. Untg. S. M. S. M.	Mond- Aufg. S. M.	Wond- wechsel.
----------------------	--------------------	---------------------	---	-------------------------	-------------------

1 Donnerst.	Neujahr	Neujahr	7 23 4 45	8 58	
2 Freitag	Mafarius	Abel, Melchior	7 23 4 46	10 3	
3 Samstag	Genovesa, S.	Naac, Casper	7 23 4 47	11 11	


1. Nachdem Herodes gestorben war. Matth. 2.

4 Sonntag	Titus, V. u. M	2 n. Weihn.	7 23 4 47	Morg.	
5 Montag	Telesphorus	Simeon	7 23 4 48	0 19	
6 Dienstag	Hel. 3 Kön.	Epiphania	7 23 4 49	1 29	 Letzes Viertel den 5. Morg. 1 Uhr 49 Min.
7 Mittwoch	Lucian, P. u. M	Julian	7 23 4 50	2 43	
8 Donnerst.	Severin, Ap.	Erhard	7 23 4 51	3 57	
9 Freitag	Julian u. Bas.	Beatus	7 22 4 52	5 07	
10 Samstag	Agathon, Paast	Florentin	7 22 4 53	6 12	


2. Als Jesus 12 Jahre alt war. Luc. 2.

11 Sonntag	Theob. Sus, Abt	1. n. Epiphania	7 22 4 54	Untg.	
12 Montag	Ernestus, Abt.	Ernst	7 22 4 55	6 03	
13 Dienstag	Gotfried, Bel.	Gilarius	7 21 4 56	7 16	 Neum- den 11. Nachm. 5 Uhr 40 M.
14 Mittwoch	Gilarius	Felix	7 21 4 57	8 26	
15 Donnerst.	Paul, Einsiedl.	Maurus	7 20 4 58	9 32	
16 Freitag	Ramen Jesufest	Marcellus	7 20 4 59	10 36	
17 Samstag	Antonius, Erzv	Antonius	7 20 5 0	11 38	

3. Von der Hochzeit zu Cana. Joh. 2.

18 Sonntag	Petri Stuhlf.	2. n. Epiphania	7 19 5 01	Morg.	
19 Montag	Kanut, R. u. M	Martha	7 19 5 03	0 38	
20 Dienstag	Jabian u. Seb.	Jab. Sebastian	7 18 5 04	1 39	 Erstes. Viertel den 19 Morg. 1. Uhr 40 Min.
21 Mittwoch	Meinrab	Agnes	7 18 5 05	2 39	
22 Donnerst.	Vincenz	Vincentius	7 17 5 06	3 36	
23 Freitag	Emerentia	Emerentia	7 16 5 07	4 29	
24 Samstag	Timotheus	Timotheus	7 16 5 09	5 19	

4. Von den Arbeiten im Weinberge. Matth. 20.

25 Sonntag	Pauli Bekehr.	Septuagesima	7 15 5 10	6 02	
26 Montag	Polkary, B.	Polycarpus	7 14 5 11	6 39	
27 Dienstag	Joh. Chrysof.	Joh. Chrysof	7 13 5 12	Aufg.	 Vollm- den 27 Morg. 5 Uhr 12 M.
28 Mittwoch	Karl d. Große	Caroline, M.	7 12 5 13	6 49	
29 Donnerst.	Franz v. Sales	Valeria	7 12 5 15	7 56	
30 Freitag	Martina, S. u. M	Abelgunde	7 11 5 16	9 03	
31 Samstag	Petrus Nolasc.	Birgilius	7 10 5 17	10 11	

Monatsgedichte.

Von F. K. Seidl.

(Aus Pustet's Marien-Kalender.)

Januar.

Du schöne Nacht voll glüh'nder Sterne,
Mit deinem Frieden senke dich
Auf jene Herzen nah und ferne,
Von denen nie das Leid noch wich.
Da sende deinen milden Schlummer
Hin, einen langersehnten Gast,
Hüll' in Schweigen ihren Kummer
Und löse mäßig jede Last.
O hebe, was sie angstvoll drückt,
Nur ein paar Stunden heb' es auf,
Denn nur zu neuen Sorgen rückt
Der nächste Tag schon bald herauf.
Laß holde Friedensbilder gehen
Durch ihren kummervollen Sinn,
Und, wo am Tag die Dornen stehen,
Leg' du dann deine Rosen hin!

Februar.

Beim Kerzenlicht im hellen Saale,
Da wogt und rauscht des Jubels Meer,
Da gießt aus überreicher Schaale
Die Freude ihren Strom umher.
Die jungen Augen sprühen Funken,
Der Klang der Gläser mischt sich drein,
Und ob auch längst der Tag versunken,
Die laute Lust schläft noch nicht ein.
Doch wenn der Taumel dann veronnen,
Was bleibt dem Herzen dann zurück?
Hat es an neuem Lenz gewonnen?
Erstand ihm wohl ein echtes Glück?
Ach, eine halbverstand'ne Weise
Durch seine Tiefen manchmal bebt,
Daß nur daheim, im trauten Kreise,
Des Menschenglücks Blume lebt.


2. Monat.




1880.

Tag und Datum.	Kathol. Februar.	Protest. Februar.	Br. v. Cinc. Sonnen- Aufg. Untg. S. M. S. M.	Mond- Aufg. S. M.	Wond- wechsel.
----------------------	---------------------	----------------------	---	-------------------------	-------------------


5. Von den verschiedenen Aektern. Luc. 8.

1 Sonntag	Ignatius, B.	Sezagesima	7 09 5 18	11 21	
2 Montag	Maria Lichtmeh.	Maria Reintg	7 08 5 19	Morg.	 Letstes Viertel den 3. Morg. 10 Uhr 39 Min.
3 Dienstag	Blasius, B. u. M	Blasius	7 07 5 21	0 33	
4 Mittwoch	Andr. Corsini	Beronica	7 06 5 22	1 45	
5 Donnerst.	Agatha, J. u. M	Agatha	7 05 5 23	2 55	
6 Freitag	Dorothea, J. M	Dorothea	7 04 5 24	3 58	
7 Samstag	Romuald, Abt.	Reichard	7 03 5 25	4 54	


6. Jesus heilt einen Blinden. Luc. 18.

8 Sonntag	Johann v. M.	Quinquagesima	7 02 5 27	5 40	
9 Montag	Apollonia, J.	Apollonia	7 01 5 28	6 19	
10 Dienstag	Fastnacht	Fastnacht	7 00 5 29	Untg.	 Neum. den 10. Morg. 6 Uhr 17 M.
11 Mittwoch	Afchermittw.	Afchermittwoch	6 59 5 30	7 11	
12 Donnerst.	Eulalia, J.	Eulalia	6 57 5 31	8 16	
13 Freitag	Benignus	Gebhard	6 56 5 33	9 20	
14 Samstag	Valentinus	Valentin	6 54 5 34	10 24	

7. Jesus wird vom Teufel versucht. Matth. 4.

15 Sonntag	Faustinus, M.	1. n. Fastnacht	6 53 5 35	11 25	
16 Montag	Juliana, J. u. M	Juliana	6 52 5 36	Morg.	 Erstes Viertel den 17. Nach. 10 Uhr 45 Min.
17 Dienstag	Sintan, B.	Salomon	6 51 5 37	0 26	
18 Mittwoch	Quatember	Quatember	6 49 5 39	1 25	
19 Donnerst.	Sabin, Pr u M	Susanna	6 48 5 40	2 20	
20 Freitag	Cleuthorius, B.	Eucharis	6 47 5 41	3 10	
21 Samstag	Cleonora	Cleonora	6 46 5 42	3 56	

8. Von der Verkürung Christi. Matth. 17.

22 Sonntag	Petri Stuhl.	2. n. Fastnacht	6 44 5 43	4 36	
23 Montag	Romana	Reinhard	6 43 5 45	5 11	
24 Dienstag	Schalttag	Mathias	6 41 5 46	5 42	
25 Mittwoch	Mathias, A.	Engelbert	6 40 5 47	Aufg.	 Vollm. den 25. Nachm. 8 Uhr 22 M.
26 Donnerst.	Balburga, J.	Reflor	6 38 5 48	6 50	
27 Freitag	Alexander, B.	Josua	6 37 5 49	7 55	
28 Samstag	Leander, B.	Balburgis.	6 35 5 51	9 10	

9. Jesus treibt einen Teufel aus. Luc. 11.

29 Sonntag	Romanus	Oswald	6 34 5 52	10 23	
------------	---------	--------	-----------	-------	--

Diese beliebten Hausmittel
Perry Davis' Schmerzmittel
(**PAIN-KILLER**)

u n d

Allen's Lungen-Balsam

Und weshalb man dieselben stets an Hand haben sollte.

- 1.—Der Schmerzmittel ist das sicherste Cholera-Heilmittel, das die medizinische Wissenschaft bis jetzt erfunden hat.
- 2.—Allen's Lungen-Balsam als ein Husten-Heilmittel sucht seines gleichen.
- 3.—Der Schmerzmittel heilt Krämpfe oder Schmerzen in irgend einem Theile des Körpers. Die erste Anwendung macht meistens schon eine Wirkung.
- 4.—Allen's Lungen-Balsam enthält durchaus kein Opium, weder auf die eine noch andere Weise.
- 5.—Der Schmerzmittel heilt Dyspepsia und Unverdaulichkeit, wenn er nach Vorschrift gebraucht wird.
- 6.—Allen's Lungen-Balsam ist als ein Stärkungsmittel ohne seines gleichen.
- 7.—Der Schmerzmittel hat sich als ein unüberwindliches Heilmittel bewiesen gegen Fieber, Wechsel- und Frost-Fieber; es hat die schwierigsten Fälle geheilt.
- 8.—Allen's Lungen-Balsam ist ein ausgezeichnetes Heilmittel gegen Bronchitis, Asthma und alle Gurgel-Krankheiten.
- 9.—Der Schmerzmittel als ein Liniment ist ohne seines gleichen für Frostbeulen, Brandwunden, Quetschungen, Schnittwunden, Verrentungen zc.
- 10.—Allen's Lungen-Balsam heilt jene furchtbare Krankheit — die Auszehrung — nachdem alle anderen Heilmittel sich als erfolglos erwiesen haben.
- 11.—Der Schmerzmittel hat alle Fälle von Rheumatismus und Neuralgia geheilt.
- 12.—Allen's Lungen-Balsam wird viel gelobt von Aerzten, Druggisten, öffentlichen Bednern, Ministern und der Presse, welche denselben in allen Fällen von Husten, Erkältungen oder Auszehrung auf das angelegentlichste empfehlen.

Aerzte empfehlen keine Medizin, welche es nicht verdient. Was dieselben über Allen's Lungen-Balsam sagen, kann man als Thatsache annehmen. Mögen alle Leidenden denselben sofort versuchen und sich von seiner wirklichen Güte überzeugen.

Die Gebrauchsanweisung ist bei jeder Flasche.


J. N. Harris & Co., Eigenthümer,
Cincinnati, Ohio.

Diese werthvollen Medicinen sind stets bei allen Druggisten und Medicin-Händlern vorrätzig.


3. Monat.




1880.

Tag und Datum.	Kathol. März.	Protest. März.	Br. v. Cinc. Sonnenaufg. E. M.	Mond- Aufg. E. M.	Mondwechsel.
1 Montag	Albinus, B.	Albinus	6 32 5 53	11 35	
2 Dienstag	Simplicius, P.	Simplicius	6 31 5 54	Morg.	 Letztes Viertel den 3. Nachm. 6 Uhr 7 Min.
3 Mittwoch	Mittefasten	Mittfasten	6 29 5 55	0 46	
4 Donnerst.	Kasimir	Adrian	6 28 5 56	1 51	
5 Freitag	Friedrich	Friedrich	6 26 5 57	2 49	
6 Samstag	Fridolin, K.	Fridolin	6 25 5 58	3 37	


10. Jesus speiset 5000 Mann. Joh. 6.

7 Sonntag	Thomas v. A.	4. n. Fastnacht	6 23 5 59	4 16	
8 Montag	Johann v. Gott	Philemon	6 22 6 00	4 50	
9 Dienstag	Franziska K.	Pigmenicus	6 20 6 01	5 21	
10 Mittwoch	10 Ritter	Cajas	6 19 6 02	Untg.	 Neum. den 10. Nachm. 7 Uhr 47 M.
11 Donnerst.	Cyriil u. Meth.	Hubertus	6 17 6 03	7 03	
12 Freitag	Gregor b. G.	Gregor	6 15 6 04	8 09	
13 Samstag	Niceshorus, B.	Macebon	6 14 6 05	9 11	

11. Die Juden wollten Jesum steinigen. Joh. 8.

14 Sonntag	Mathildis, K.	5. n. Fastnacht	6 12 6 07	10 13	
15 Montag	Longinus, M.	Longinus	6 11 6 08	11 12	
16 Dienstag	Heribertus, C.	Cyriacus	6 09 6 09	Morg.	 Erstes Viertel den 18 Nach. 7. Uhr 36 Min.
17 Mittwoch	Patricius	Gertrud	6 07 6 10	0 10	
18 Donnerst.	Gabriel, Erz.	Alexander	6 06 6 11	1 02	
19 Freitag	Joseph	Joseph	6 04 6 12	1 49	
20 Samstag	Eugenius, B.	Gabriel	6 03 6 13	2 30	

12. Vom Einzug Jesu in Jerusalem. Matth. 21. 1—9.

21 Sonntag	Palmsonntag	Palmsonntag	6 01 6 14	3 06	
22 Montag	Klaus v. d. Glü.	Amos	5 59 6 15	3 38	
23 Dienstag	Victorian	Gustav	5 57 6 16	4 08	
24 Mittwoch	Simon v. T.	Baphnutius	5 56 6 17	4 35	 Vollm. den 26 Morg. 8 Uhr 23 M.
25 Donnerst.	Maria Verk.	Gründonnerst.	5 54 6 18	5 02	
26 Freitag	Charfreitag	Charfreitag	5 52 6 19	Aufg.	
27 Samstag	Charfsamstag	Murrecht	5 50 6 20	8 04	

13. Von der Auferstehung Jesu. Marc. 16. 1—7.

28 Sonntag	Heil. Ostersfest	Ostersfest	5 49 6 21	9 21	
29 Montag	Ostermontag	Ostermontag	5 47 6 22	10 34	
30 Dienstag	Quirinus	Guido	5 46 6 23	11 43	
31 Mittwoch	Balbina, Jgfr.	Detlaus	5 44 6 24	Morg.	

März.

Wohl noch immer Schnee und Kälte,
Doch schon eine Lerche schwang,
Da in Lust das Herz ihr schwellte,
Hoch sich auf mit lautem Sang.
Und dort an dem Lindenbaume,
Drauf ein Sonnenstrahl gelacht,
Ueber Nacht ist, wie im Traume,
Schon ein grünes Blatt erwacht.
Nimmer lange werden warten
Setzt die blauen Weilchen auch,
Und die Erde, wie ein Garten,
Steht sie bald in Duft und Hauch.
Dann wird Alles ringsum blühen,
Keimen, sprießen allerwärts,
Dann wird auch für dich erglänzen
Neuer Frühling, du mein Herz.

April.

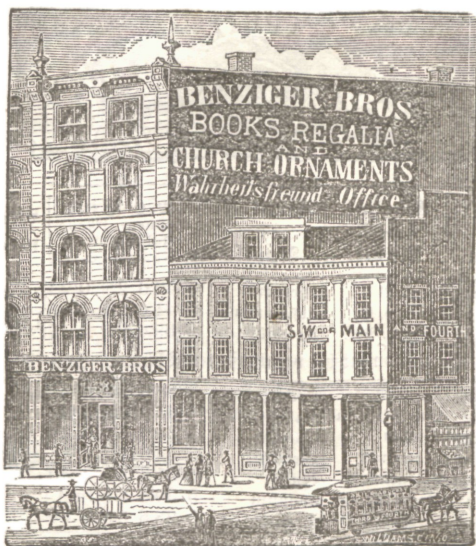
O laß in diesen holden Tagen
Den ganzen Frühling bei dir ein,
Laß bei der Nachtigallen Schlagen
Und bei dem milden Sonnenschein
Von deinem Herzen mäßig schwinden,
Was je noch schmerzlich in ihm klingt —
Der Frühling soll dich fröhlich finden,
Da er dir neue Rosen bringt.
Wie aus dem Eis hervorgebrungen
Nur schöner seine Saat erblüht;
Wie, was der Schnee so lang umschlungen,
Nur um so reichlicher dann sprüht:
So steig', von Lenzensruf getroffen,
Zu friedensvoller Tage Lauf
Zu neuem Lieben, neuem Hoffen
Verjüngt dein neues Glück herauf!

4. Monat.



1880.

Tag und Datum.	Kathol. April.	Protest. April.	Br. v. Cinc.		Mond- wechsel.
			Sonnens- Aufg. Untg. S. M. S. M.	Mond- Aufg. S. M.	
1 Donnerst.	Hugo, B.	Theodora	5 42 6	25 0 44	Bestes Bier. den 2. Morg. 1. Uhr 13 M
2 Freitag	Franz v. P.	Kosimunda	5 41 6	26 1 35	
3 Samstag	Richard, Vel.	Martial	5 39 6	27 2 17	
14. Jesus kommt bei verschlossenen Thüren. Joh. 20.					
4 Sonntag	Jsidor, B.	Weißersonntag	5 38 6	28 2 51	Neum- den 9. Morg. 10 Uhr 7 M.
5 Montag	Vinc Ferrerius	Esaias	5 36 6	29 3 22	
6 Dienstag	Cölestin	Cölestinus	5 34 6	30 3 49	
7 Mittwoch	Hermanus	Dietrich	5 33 6	31 4 14	
8 Donnerst.	Amantius, B.	Louise	5 31 6	32 4 40	
9 Freitag	Maria Kleoph	Augustin	5 30 6	33 Untg.	
10 Samstag	Ezechiel.	Ezechiel	5 28 6	34 8 00	
15. Vom guten Hirten. Joh. 10.					
11 Sonntag	Leo d. Große	2 n. Ostern	5 27 6	35 9 00	Erstes Viertel den 17. Nach. 2 Uhr 11 Min.
12 Montag	Julius P.	Euphemia	5 25 6	36 0 59	
13 Dienstag	Hermenegilb	Julian	5 24 6	37 10 54	
14 Mittwoch	Tiburtius, M.	Tiburtius	5 22 6	38 11 43	
15 Donnerst.	Crescentia, A.	Albert	5 21 6	39 Morg.	
16 Freitag	Patern	Josua	5 20 6	40 0 26	
17 Samstag	Rudolph, R. M.	Rudolph	5 18 6	41 1 04	
16. Ueber eine kleine zeit. Joh. 16.					
18 Sonntag	Amadeus	3 n. Ostern	5 17 6	42 1 37	Vollm. den 24. Nachm. 5 Uhr 50 M.
19 Montag	Gerold	Frenäus	5 15 6	43 2 06	
20 Dienstag	Sulpitius, B.	Sulpicius	5 14 6	44 2 34	
21 Mittwoch	Anselmus, Erz.	Anselm	5 13 6	45 3 00	
22 Donnerst	Soter u. Cajus	Casimir	5 11 6	46 3 27	
23 Freitag	Georgius	Georg	5 10 6	47 3 56	
24 Samstag	Fibel v. Sigm.	Fortunatus	5 08 6	48 4 30	
17. Ich gehe zu dem, der mich gesandt hat. Joh. 16.					
25 Sonntag	Marcus, Ev.	4 n Ostern	5 07 6	49 Aufg.	
26 Montag	Cletus u. M.	Amalia	5 06 6	50 9 27	
27 Dienstag	Bitta	Lucretia	5 04 6	51 10 33	
28 Mittwoch	Vitalis, M.	Vitalis	5 03 6	52 11 29	
29 Donnerst	Petrus, Mis.	Claudius	5 01 6	53 Morg.	
30 Freitag	Katharina v S	Cleophea	5 00 6	54 0 15	



BENZIGER BROS.,
Cincinnati, O.

L. B. 435.

No. 143 Main Straße.

Fabrikanten und Importeure

— von —

Kirchenornamenten und Paramenten,
STATUEN,

Fahnen und Vereinsabzeichen,

Büchern und Devotionalien.

Herausgeber des „Wahrheitsfreund“, des ältesten katholischen
Wochenblattes der Vereinigten Staaten.

15. Monat.



1880.

Tag und Datum.	Kathol. Mai.	Protest. Mai.	Br. v. Sinc. Sonnens- Aufg. S. M.	Monde- Aufg. S. M.	Wond- wechsel.
1 Samstag	Philipp u. Jaf.	Philipp u. Jaf.	4 59	6 55	0 53
18.	So ihr den Vater bitten werdet. Joh. 16.				
2 Sonntag	Athanasius	Proteomntag	4 58	6 56	1 25
3 Montag	Heil. f. Aulfimb	f. Auffindung	4 56	6 57	1 52
4 Dienstag	Florian	Florian	4 55	6 58	2 18
5 Mittwoch	Pius V., Papst	Gotthardt	4 54	6 59	2 43
6 Donnerst.	Himmelf. Ehr	Himmelfahrt	4 53	7 00	3 09
7 Freitag	Stanislaus, B	Stanislaus	4 52	7 01	3 35
8 Samstag	Mich. els Ersh.	Rachel	4 51	7 02	4 07
19.	Wenn der Tröster kommen wird. Joh. 15.				
9 Sonntag	Gregor v. Naz.	1. n. Himmelf.	4 50	7 03	Untg.
10 Montag	Jfidor	Victoria	4 49	7 04	8 46
11 Dienstag	Marertus, B.	Gottfried	4 48	7 05	9 37
12 Mittwoch	Pancratius, B.	Pankray	4 47	7 06	10 21
13 Donnerstag	Servatius, B.	Servatius	4 46	7 06	11 01
14 Freitag	Vonifazius, M.	Vonifazius	4 45	7 07	11 35
15 Samstag	Sophia	Sophia	4 44	7 08	Morg.
20.	Wer mich liebt, hält meine Gebote. Joh. 14.				
16 Sonntag	St. Pfingstf.	Pfingsten	4 43	7 09	0 06
17 Montag	Pfingstm.	Pfingstmontag	4 42	7 10	0 33
18 Dienstag	Helig v. Cant	Liberius	4 42	7 11	1 00
19 Mittwoch	Quatember	Quatember	4 41	7 12	1 25
20 Donnerst.	Bernadin v. S.	Theresa	4 40	7 13	1 53
21 Freitag	Secundus	Prudentius	4 39	7 14	2 24
22 Samstag	Julia	Helena	4 38	7 15	2 59
21.	Mir ist alle Gewalt gegeben. Matth. 28.				
23 Sonntag	St. Dreifalt.	Trinitatis	4 38	7 15	3 42
24 Montag	Johanna	Johanna	4 37	7 16	Aufg.
25 Dienstag	Urban L	Urbanus	4 36	7 17	9 16
26 Mittwoch	Philippus N.	Genovefa	4 36	7 18	10 08
27 Donnerst.	Frohleichensf.	Florens	4 35	7 19	10 50
28 Freitag	German	Wilhelm	4 35	7 19	11 25
29 Samstag	Maximins, A.	Maximinus	4 34	7 20	11 55
22.	Von Großen Abendmahle. Luc. 14.				
30 Sonntag	Berbinand	1. n. Trinitatis	4 34	7 21	Morg. Sep. Bier. 30.
31 Montag	Petronella	Petronella	4 34	7 22	0 21.5:53 Nachm

Lettes Viertel den 1. Morg. 8 Uhr 53 Min.

Neum. den 9. Morg. 1 Uhr 16 M.

Erstes Viertel den 17 Nach. 5. Uhr 23 Min.

Vollm. den 24 Nachm. 1 Uhr 39 M.

Mai.

Schon sagten's tausend frohe Zungen,
Und vor uns steht's in hellem Bild,
Ein Jeder hat es schon gesungen,
Ein Jeder hat es selbst gefühlt:
Daß sabbatschön die Welt zu nennen
In dieser holden Maienzeit,
Daß nun zu seligem Entbrennen
Der Frühling alle Herzen feilt.
Nun grollt kein Winter mehr dazwischen,
Noch schreckt kein Bliß die junge Pracht,
Mit jungem Grün, mit immerfrischen
Geschenken ist der Lenz bedacht.
Drum sollst du ganz ihn auch genießen,
So lang die Jugend in dir sprüht,
Denk, daß die Monde rasch verfließen,
Und daß der Mai nur Einmal blüht.

Juni.

Sieh, wie so schön der Tag verschwindet,
Im Westen glänzt ein leuchtend Roth
Das noch die Berge rings entzündet,
Und Wald und Auen überloht.
Nur leichte, leise Schatten dunkeln
Schon aus dem Thal herauf von fern,
Und von des Mondes blassem Funkelein,
Begleitet kommt der Abendstern.
Nun lasse alle Sorgen schlafen,
Bergiß des Tages Müh' und Last,
Und halte in des Friedens Hasen
Des Feierabends traute Rast.
Des Abendsegens Töne bieten
Den Gruß, der zur Ergebung mahnt,
Es ist ein Klang aus jenem Frieden,
Den längst schon deine Sehnsucht ahnt.


6. Monat.




1880.

Tag und Datum.	Kathol. — Juni.	Protest. — Juni.	Br. v. Cinc.		Monds- wechsel.
			Sonnen- Aufg. S. M.	Monds- Aufg. S. M.	
1 Dienstag	Juventius, M.	Nicodemus	4 33	7 22	0 47
2 Mittwoch	Erasmus, B.	Marsilius	4 33	7 23	1 14
3 Donnerst.	Olivia, J.	Erasmus	4 32	7 23	1 40
4 Freitag	Herz-Jesufeier	Eduard	4 32	7 24	2 08
5 Samstag	Bonifazius, B.	Bonifacius	4 32	7 25	2 41


23. Vom verlorenen Schafe. Luc. 15.

6 Sonntag	Norbertus, Erz.	2. n. Trinitatis	4 32	7 25	3 19	 Neum. den 7. Nachm. 4 Uhr 55 M.
7 Montag	Robert, Abt.	Hermann	4 31	7 26	Untg.	
8 Dienstag	Mebarbus	Mebarbus	4 31	7 26	8 21	
9 Mittwoch	Primus u. Fel.	Gerhard	4 31	7 27	9 01	
10 Donnerst.	Margaretha	Dnophrion	4 31	7 27	9 37	
11 Freitag	Barnabas, A.	Barnabas	4 31	7 28	10 08	
12 Samstag	Dnuphris	Glandina	4 31	7 28	10 36	


24. Vom reichen Fischzuge Petri. Luc. 5.

13 Sonntag	Antonius v. P.	3. n. Trinitatis	4 31	7 29	11 02	 Erstes Viertel den 15. Nach. 4 Uhr 51 Min.
14 Montag	Bassilius, Erz.	Heliseus	4 31	7 29	11 28	
15 Dienstag	Vitus	Vitus	4 31	7 29	11 53	
16 Mittwoch	Denno	Justinus	4 31	7 30	Morg.	
17 Donnerst.	Rainer, Bef.	Boltmar	4 31	7 30	0 21	
18 Freitag	Narcus u. M.	Josaphat	4 31	7 31	0 53	
19 Samstag	Juliana, Kasc.	Gervasius	4 31	7 31	1 31	

25. Von der wahren Gerechtigkeit. Matth. 5.

20 Sonntag	Silverius, P.	4. n. Trinitatis	4 31	7 31	2 18	 Vollm. den 22. Morg. 8 Uhr 46 M.
21 Montag	Mosius v. G.	Hoseas	4 31	7 31	3 13	
22 Dienstag	W. 000 Ritter	Achatius	4 32	7 32	Untg.	
23 Mittwoch	Ebeltrube, Abt.	Basilius	4 32	7 32	8 43	
24 Donnerst.	Johannes b. L.	Joh. b. Täufl.	4 32	7 32	9 21	
25 Freitag	Prosperus	Sibonia	4 32	7 32	9 54	
26 Samstag	Johann, Paul	Johann, Paul	4 33	7 32	10 23	

26. Jesus speiset 4000 Mann. Marc. 8.

27 Sonntag	Sabislaus	5. n. Trinitatis	4 33	7 32	10 49	 Letztes Viertel den 29. Morg. 4 Uhr 57 Min.
28 Montag	Leo II., Pabst	Lea	4 34	7 32	11 16	
29 Dienstag	Petrus u. P. ul.	Peter, u. Paul	4 34	7 32	11 43	
30 Mittwoch	Pauli Gedächt.	Siegfried	4 35	7 32	Morg.	

Dr. S. O. Richardson's
Sherry Wine Bitters,

Das berühmte Neu-England Heilmittel gegen

Fieber und Wechselfieber,

beständige Verstopfung, Gelbsucht, allgemeine Schwäche und alle Krankheiten, welche von einem verdorbenem Magen, Leber oder Eingeweide herrühren, solche als die Säure des Magens, Unverdaulichkeit, Herzbrennen, Appetitlosigkeit, Verstopfung, blinde und offene Hämorrhoiden, Widerwillen gegen Nahrung, saures Aufstoßen, Magendrücken, Schwäche der Augen, die gelbe Farbe der Haut und Augen, Schmerzen in der Seite, Rücken, Brust oder Gliedern und in allen Fällen, wo ein Stärkungsmittel nothwendig ist.

J. N. Harris & Co., Eigenthümer,
CINCINNATI, O.

DR. WEAVER'S
Krebs- u. Flechten-Syrup,

zur Heilung von Krebs, Flechten, Erysipelas, Strophulösen Krankheiten, Hautausschlag und allen Krankheiten, welche von einem unreinem Zustand des Blutes herrühren.



Das wirksamste Blutreinigungsmittel des 19ten Jahrhunderts!

Dr. Weaver's
CERATE OR OINTMENT

heilt Flechten, Erysipelas, alte Wunden, Schwinde und Ringwurm, Grindkopf, kaltes Fieber und Frostbeulen, Jucken der Haut etc.

Diese Salbe hat sich als die best erfundene bewiesen und wo sie nur einmal gebraucht wurde, hat sie noch immer eine permanente Heilung verursacht





J. N. Harris u. Co., Eigenthümer, Cincinnati, O.

 Zu verkaufen in allen Apothekern. 

7. Monat.



1880.

Tag und Datum.	Kathol. Juli.	Protest. Juli.	Br. v. Sinc. Sonnen- Aufg. S. W. Untg. S. W.	Mond- Aufg. S. W.	Wond- wechsel.
1 Sonntag	Theobold, Sinf.	Theobald	4 35 7 32	0 11	
2 Montag	Maria Heimf.	Maria Heimf.	4 36 7 31	0 42	
3 Dienstag	Lanfrank, A.	Rebecca	4 36 7 31	1 18	
27. Vom falschem Propheten. Matth. 7.					
4 Sonntag	Ulrich	6. n. Trinitatis	4 37 7 31	2 00	
5 Montag	Marin u Theo.	Demetrius	4 38 7 31	2 47	
6 Dienstag	Isaias, P.	Cornelius	4 38 7 31	3 40	
7 Mittwoch	Willibald, B.	Willibald	4 39 7 30	Untg.	 Neum. den 7. Morg. 8 Uhr 21 Min.
8 Donnerst.	Kilianus, B.	Kilian	4 39 7 30	8 12	
9 Freitag	Cyrius, B.	Cyrius	4 40 7 30	8 40	
10 Samstag	7 Brüder W.	Engelhart	4 41 7 30	9 07	
28. Vom ungerechten Haushalter. Luc. 16.					
11 Sonntag	Pius, I., Papst	7. n. Trinitatis	4 41 7 29	9 32	
12 Montag	Johann	Christoph	4 42 7 29	9 58	
13 Dienstag	Anacleus, P.	Margaretha	4 42 7 28	10 23	
14 Mittwoch	Bonaventura	Heinrich	4 43 7 28	10 52	
15 Donnerst.	Heinrich, II.	Heinrich	4 44 7 27	11 27	
16 Freitag	Scapulierfest	Justina	4 45 7 26	Morg.	 Erstes Viertel den 15. Morg. 1 Uhr 15 Min.
17 Samstag	Merius, Vel.	Merius	4 46 7 26	0 08	
29. Von der Zerflörung Jerusalem. Luc. 19.					
18 Sonntag	Friedrich, B.	8. n. Trinitatis	4 47 7 25	0 53	
19 Montag	Vinzeng v. P.	Rufinus	4 48 7 24	1 58	
20 Dienstag	Margaretha	Elias	4 49 7 23	3 08	
21 Mittwoch	Arbogast, B.	Victor	4 50 7 23	Aufg.	 Vollm. den 21. Nachm. 4 Uhr 2 W.
22 Donnerst.	Maria Magd.	Magdalena	4 50 7 22	7 50	
23 Freitag	Apollinaris, B.	Apollinaris	4 51 7 22	8 21	
24 Samstag	Christina, A. M.	Christina	4 52 7 21	8 50	
30. Vom Pharsäer und Zöllner. Luc. 18.					
25 Sonntag	Jakob b. Aelt.	9. n. Trinitatis	4 53 7 20	9 16	
26 Montag	Anna, W. W.	Enna	4 54 7 19	9 43	
27 Dienstag	Pantaleon	Labislauß	4 54 7 18	10 11	
28 Mittwoch	Nazarus	Pantaleon	4 55 7 17	10 43	
29 Donnerst.	Martha, Jung.	Beatrig	4 56 7 16	11 18	
30 Freitag	Abdon u. Sen.	Samson	4 57 7 15	11 58	
31 Samstag	Ignatius v. L.	Germanus	4 58 7 14	Morg.	 Lettes Viertel den 28. Nach. 6 Uhr 41 Min.

Juli.

In roßgem Schimmer rinnt das Leben
Im warmen Sommertag dahin,
Im Morgenthau die Halme beben
Und tausend Blumen blüh'n darin.
Allüberall die reichsten Gaben
Hat Gott für Alle ausgestreut,
Die Hoffnung und die Freude haben
Nun Festestage allezeit.
Da zieh'n des Lebens traute Bilder
Freundlich dem Menschengaug' vorbei,
Es wird die laute Sehnsucht milder,
Das Herz wird glücklich und wird frei.
Es hütet ja noch wohlgeborgen
Ein Hoffen, innig fromm genährt:
Daß einst ein ew'ger Sommermorgen
All seine Erdenqual verklärt.


August.

So windet denn zum Erntefranze
Chanen und den rothen Mohu,
Und reihet euch zu muntrem Tanze,
Der rüst'gen Arbeit werd' ihr Lohn.
Der Himmel war den Saaten gnädig,
So daß ihr jetzt als Frucht erschaut,
Was ihr, in hellem Schweiß thätig,
Der Mutter Erde anvertraut.
Dann leg' die reichen duf'gen Garben
In die bereiten Scheunen ein,
Schon winken drauß die hellen Farben,
Die Felder stehen nun allein.
Und mälig von der Bergeshalde
Ein Schleier grau herüberdringt,
Indeß ein Vöglein fern im Walde
Das Abschiedslied des Sommers singt.




Tag und Datum.	Kathol. August.	Protest. August.	Br. v. Cinc. Sonnen- Aufg. Untg. Aufg. S. M. S. M. S. M.	Monds- wechsel.
----------------------	--------------------	---------------------	---	--------------------


31. Vom Taubstummen. Marc. 7.

1 Sonntag	Petri Kettenf.	10 n. Trinitat.	4 59 7 13	0 43	 Neum. den 5. Nachm 10 Uhr 48 M.
2 Montag	Alph. M. v. L.	Stephan	5 00 7 12	1 33	
3 Dienstag	StephansRelq.	Weyprecht	5 01 7 11	2 29	
4 Mittwoch	Dominicus	Versabea	5 02 7 10	3 28	
5 Donnerst.	Maria Schnee	Dswalb	5 03 7 09	4 29	
6 Freitag	Verkär. Christi	Sigtus	5 03 7 07	Untg.	
7 Samstag	Afra. Albert	Afra	5 04 7 06	7 38	


32. Vom Barmherzigen Samariter. Luc. 10.

8 Sonntag	Cyriacus, M.	11 n. Trinitat.	5 05 7 05	8 03	 Erstes Vierteil den 13. Morg. 7 Uhr 42 Min.
9 Montag	Romanus, M.	Romanus	5 06 7 04	8 29	
10 Dienstag	Laurentius, M.	Laurentius	5 07 7 03	8 57	
11 Mittwoch	Susanna	Tillemann	5 08 7 01	9 29	
12 Donnerst.	Alara, J. u. A.	Clara	5 09 7 00	10 07	
13 Freitag	Hippolyt, M.	Hippolyt	5 10 6 59	10 53	
14 Samstag	Eusebius	Eusebius	5 11 6 58	11 47	

33. Von den 10 Aussätzigen. Luc. 17.

15 Sonntag	Maria Simf.	12 n. Trinitat.	5 12 6 56	Morg.	 Vollm. den 20. Morg. 0 Uhr 18 M.
16 Montag	Job u. Nochus	Jacobea	5 13 6 55	0 50	
17 Dienstag	Liberatus, Abt	Patientia	5 14 6 53	2 00	
18 Mittwoch	Helena, Kais.	Rosina	5 15 6 52	3 15	
19 Donnerst.	Ludovikus, V.	Sebalb	5 16 6 51	4 31	
20 Freitag	Bernhard, A.	Bernhard	5 17 6 49	Aufg.	
21 Samstag	Johanna	Anastasius	5 18 6 48	7 16	

34. Niemand kann zwei Herren dienen. Matth. 6.

22 Sonntag	Symphor, M.	13 n. Trinitat.	5 19 6 46	7 45	 Lettes Vierteil den 27. Morg. 11 Uhr 15 Min.
23 Montag	Philipp Venit.	Zachäus	5 20 6 45	8 13	
24 Dienstag	Bartholomäus	Bartholomäus	5 21 6 43	8 43	
25 Mittwoch	Ludwig, K. v. F.	Ludovicus	5 22 6 42	9 16	
26 Donnerst.	Joseph v Gal.	Sara	5 22 6 40	9 55	
27 Freitag	Georg II.	Cesarius	5 23 6 39	10 38	
28 Samstag	Pelagius	Augustin	5 24 6 37	11 26	

35. Von der Wittve Sohn. Luc. 7.

29 Sonntag	Schuzengelk.	14 n. Trinitat.	5 25 6 36	Morg.
30 Dienstag	Rosa v. L. Jgf.	Israel	5 26 6 34	0 20
31 Mittwoch	Raymundus	Raphael	5 27 6 33	1 17

Perry Davis' Pain Killer,

(Schmerzmittel.)

Ist in jedem Klima schon probirt worden und fast jeder Nation bekannt. Er ist der beständige Begleiter und unzertrennliche Freund des Missionärs und Reisenden zur See oder Land und keiner sollte ohne denselben auf unferen Erd's oder Flüßen reisen. — Seine Verdienste sind unerschöpflich.

Wenn Du an innerlichen Schmerzen leidest, nimm zwanzig bis dreißig Tropfen mit wenig Wasser, welche dich fast augenblicklich erlitten werden. Nichts kommt ihm gleich! In wenigen Augenblicken heilt er

Colic, Krämpfe, Herzbranden, Diarrhöe, Ruhr, Fluß, Blähungen, verdorbenen Magen, Unverdaulichkeit und Kopfweh.

Asiatische Cholera.

Der stärkste Beweis wirklichen Wertbes.

Werthe Herren: Ich sollte schon längst den Empfang der Aishe „Pain-Killer“ bescheinigt haben, welche mir durch Ihre Güte letztes Jahr zu Theil ward. Die Sendung war für uns eine wirklich providentielle. Ich glaube, daß Hunderte von Menschenleben dadurch gerettet wurden. Die Cholera brach kurz nach Ankunft der Medizin hier aus. Wir nahmen unsere Zuflucht sofort zum „Pain-Killer“ und gebrauchten denselben nach der Vorschrift, wie er in Cholera-Fällen anzuwenden ist. Eine Liste wurde von Soldaten, welche den „Pain-Killer“ gebrauchten, geführt, und unsere eingebornen Gehülfen versicherten uns, daß acht aus zehn, welche diese Medizin gebrauchten, sich erholten. Die Medizin war auch sehr gut bei vielen anderen Krankheiten und bewies sich als eine unschätzbare Wohlthat für die Massen der armen Leute in dieser Gegend. Unsere hiesigen Prediger gehen nie auf Missionsreisen ohne einen Vorrath des „Pain-Killer“ mit sich zu führen. Dadurch erhalten sie die Gunst des Volkes und werden mit Honorar kommenheit in ihre Familien aufgenommen, wo sie in andern Fälle nur gleichgültig behandelt werden würden. Glaubt mir, werthe Herren, und verbleibe ich in aller Dankbarkeit der Ihrige.

J. W. Johnson, Missionär in Swatow, China.

Ein Familien-Freund.

Keine Familie sollte ohne „Perry Davis' Vegetabilischem Pain-Killer“ sein.

Kaltes und Wechsel-Fieber.

In Landesgeenden wo diese schreckliche Krankheit herrscht, kann kein besseres Heilmittel angewandt werden. Gebrauchs-Anweisungen begleiten jede Flasche.

Was hervorragende Geistliche und religiöse Zeitschriften sagen:

„In meinen Gebirgsreisen erkreute sich keine Medizin so allgemeiner Anwendung, als der „Pain-Killer.“ — Rev. M. H. Wixson, Durmah.

„Wir stellen die Medizin stets an solche Plätze damit wir sie augenblicklich im Dunkeln finden können.“ — Rev. C. Hibbard, Durmah.

„Eine der nützlichsten Medicinen; habe dieselbe seit den letzten zwanzig Jahren gebraucht und ausgeheilt.“ — Rev. Wm. Ward, Assam.

„Wir haben dieselbe von sehr großem Wertes befunden, sowohl für innerlichen als äußerlichen Gebrauch.“ — Christian Era.

„Wir können den „Pain-Killer“ mit vollem Vertrauen empfehlen.“ — Toronto Baptist.

„Die Medizin sollte in jedem Hause bereit stehen für plötzliche Krankheiten.“ — Christian Presb.

Dieselbe ist eine vorzügliche Familien-Medizin, und indem man dieselbe stets vorrätzig hält, wird manche Leidensstunde, viel kostbare Zeit und manche Arztrechnung erspart.

Gebrauchs-Anweisungen begleiten jede Flasche.

Preis 25 Cents, 50 Cents und \$1.00 per Flasche.

J. N. Harris & Co., Cincinnati, O.,

Eigenthümer für die südlichen und westlichen Staaten.

Zu verkaufen bei allen Medizin-Händlern.

9. Monat.



1880.

Zag und Datum.	Kathol. Septemb.	Protest. Septemb.	Br. v. Cinc. Sonnen- Aufg. S. M. Mond- Aufg. S. M.	Mond- wechsel.
1 Mittwoch	Berena	Egidius	5 28 6 31	2 17
2 Donnerst.	Loreuz, M.	Abfalon	5 29 6 30	3 19
3 Freitag	Manfuetus	Manfuetus	5 30 6 28	4 22
4 Samstag	Rosalia, Raf.	Moses	5 31 6 27	Untg.

 Neum.
den 4.
Morg.
11 Uhr 52 M.

36. Vom Wassersüchtigen. Luc. 14.

5 Sonntag	Laurent	15. n. Trinitat	5 32 6 25	6 32
6 Montag	Magnus Abt.	Magnus	5 33 6 24	7 01
7 Dienstag	Regina, J. u. M.	Kunegund	5 34 6 22	7 33
8 Mittwoch	Maria Geburt	Maria Geburt	5 35 6 20	8 08
9 Donnerst.	Seraphius	Loth	5 36 6 19	8 51
10 Freitag	Nikolaus v. T.	Sybilla	5 36 6 17	9 42
11 Samstag	Feligi u. Reg.	Christmann	5 37 6 16	10 41

 Erstes
Viertel
den 11.
Nach. 1. Uhr
25 Min.

37. Vom größten Gebote. Matth. 22.

12 Sonntag	Guibo	16. n. Trinitat.	5 38 6 14	11 48
13 Montag	Euloginus	Materus	5 39 6 12	Morg.
14 Dienstag	+Erhöhung	Kreuz-Erhöh.	5 40 6 10	1 00
15 Mittwoch	Quatember	Quatember	9 41 6 09	2 13
16 Donnerst.	Cornel. u. Cyp.	Eugenius	5 42 6 07	3 25
17 Freitag	Lampertus	Lambert	5 43 6 05	4 34
18 Samstag	Thomas v. Vill.	Richardis	5 44 6 03	Aufg.

 Vollm.
den 18
Morg.
10 Uhr 29 M.

38. Jesus heilt einen Sichtbrüchigen. Matth. 9.

19 Sonntag	Januarius	17. n. Trinitat	5 45 6 02	6 11
20 Montag	Eustachius	Iustus	5 46 6 00	6 43
21 Dienstag	Matthäus, Ev.	Matthäus	5 47 5 59	7 15
22 Mittwoch	Mauritius, M.	Mauritius	5 48 5 57	7 51
23 Donnerst.	Linus, P.	Didymus	5 49 5 55	8 33
24 Freitag	Maria de Merc.	Robert	5 50 5 54	9 19
25 Samstag	Cleophas, J. J.	Cleophas	5 51 5 52	10 11

39. Vom hochzeitlichen Kleide. Matth. 22.

26 Sonntag	Justina, M.	18. n. Trinitat.	5 52 5 51	11 07
27 Montag	Kosmas u. D	Kosmas u. D.	5 53 5 49	Morg.
28 Dienstag	Abelrich	Wenceslaus	5 54 5 47	0 06
29 Mittwoch	Michael, Erz.	Michael	5 55 5 45	1 07
30 Donnerst.	Ursus, u. Vic.	Sieronimus	5 56 5 44	2 07

 Letztes
Viertel
den 26.
Morg. 6 Uhr
8 Min.

September.

Fliegender Sommer! — Der Sonne Strahlen
Sauget noch einmal die Erde ein,
Noch mit glühendem Tinten bemalen
Will sie den Wald und den schweigenden Rain.
Fliegende Liebe! — Noch einmal umziehet
All deine Wonnen Erinnerung,
Und eh' die letzte der Rosen entfliehet,
Fühlt sich die Seele noch einmal jung.
Fliegende Jugend! — Die blumigen Hügel
Winken noch einmal von fern mir zu,
Ach, vergebens spannst du die Flügel,
Sehnsucht, o nimmermüde du!
Fliegendes Leben! — Die goldenen Tage
Sind noch vom Hauche des Glückes unspannt,
Eh' mit bemerkbarem Flügelschlage
Der bleiche Engel zum Scheiden mahnt.

Oktober.

Am Zweige bebt in scheuem Bangen
Das gelbe Laub; zu fernem Süd
Sind Wandervögel schon gegangen,
Die stillen Auen sind verblüht.
Fast über Nacht ist's so gekommen,
Es hat des Herbstes rauher Wind
Den Fluren alle Bier genommen
Bis auf das letzte duft'ge Rind.
Bald deckt nun, was der Sommer schenkte,
Des Schnees weiße Hülle zu,
Es ist, je tiefer sich's versenkte,
Nur um so tiefer seine Ruh.
Und um so schöner auferstehen
Wird, was jetzt hinstirbt und verborrt,
Es ist das freud'ge Wiedersehen
Des künft'gen Lenzes Lösungswort.

10. Monat.




1880.


Tag und Datum.	Kathol. October.	Protest. October.	Br. v. Sinc. Sonnen- Aufg. u. Untg. S. W. S. W.	Monds- Aufg. S. W.	Monds- wechsel.
----------------------	---------------------	----------------------	--	--------------------------	--------------------

1	Freitag	Remigius B.	Remigius	5 57 5 42	3 10
2	Samstag	Leobegar	Leobegar	5 58 5 40	4 14


40. Von des Königs franken Sohn. Joh. 4.

3	Sonntag	Rosentanzfest	19. n. Trinitat.	5 59 5 38	5 22	 Neum. den 3. Nachm. 11 Uhr 5 W.
4	Montag	Franzisk. Ser.	Franziscus	6 00 5 37	Untg.	
5	Dienstag	Placidus, M.	Aurelia	6 01 5 35	6 07	
6	Mittwoch	Bruno, Ordst.	Abbas	6 02 5 34	6 49	
7	Donnerst.	Justina, J. u. M.	Judith	6 03 5 32	7 39	
8	Freitag	Brigitta, B.	Placidus	6 04 5 31	8 37	
9	Samstag	Dionys. B. a. P.	Dionysius	6 05 5 29	9 42	


41. Von des Königs Rechnung. Matth. 18.

10	Sonntag	Franz v. Borg.	20. n. Trinitat.	6 06 5 28	10 52	 Erstes viertel den 10. Nach. 6 Uhr 57 Min.
11	Montag	Burkharb	Burkharb	6 07 5 26	Morg.	
12	Dienstag	Magimilion, B.	Magimilian	6 08 5 25	0 03	
13	Mittwoch	Eduard, König	Solmanus	6 09 5 23	1 14	
14	Donnerst.	Callistus, P.	Callistus	6 10 5 22	2 23	
15	Freitag	Theresia, Jf.	Hartwig	6 11 5 20	3 30	
16	Samstag	Gallus, Abt.	Gallus	6 13 5 19	4 36	

42. Vom Zinsgrotschen. Matth. 22.

17	Sonntag	Edwig	21 n. Trinitat.	6 14 5 17	5 41	 Vollm. den 17. Nachm. 10 Uhr 48 W.
18	Montag	Lucas, Evang.	Lucas	6 15 5 16	Aufg.	
19	Dienstag	Petr. v. Aleant.	Ptolomäus	6 16 5 14	5 48	
20	Mittwoch	Wendelin	Wendelin	6 17 5 13	6 27	
21	Donnerst.	Ursula, J. n. M.	Ursula	6 18 5 11	7 13	
22	Freitag	Salome	Corbula	6 19 5 10	8 03	
23	Samstag	Severin, P.	Severenus	6 20 5 09	8 57	

43. Von des Fürsten Tochter. Matth. 15.

24	Sonntag	Raphael, Erz.	22. n. Trinitat.	6 21 5 07	9 55	 Letztes viertel den 26. Morg. 1 Uhr 22 Min.
25	Montag	Crispin u. Cris.	Crispinus	6 22 5 06	10 53	
26	Dienstag	Evastus	Amandus	6 23 5 04	11 53	
27	Mittwoch	Florentinus	Sabina	6 24 5 03	Morg.	
28	Donnerst.	Simon u. Jud.	Simon, Jud.	6 25 5 02	0 55	
29	Freitag	Narcissus, B.	Narcissus	6 26 5 01	1 58	
30	Samstag	Serapion, B.	Hartmann	6 28 4 59	3 02	

44. Vom Schifflein Christi. Matth. 4.

31	Sonntag	Wolfgang, B.	Reform. Fest	6 29 4 53	4 09
----	---------	--------------	--------------	-----------	------

FRANKLIN
Type and Stereotype Foundry,

168 Vine St., *Bet. Fourth and Fifth,* CINCINNATI, O.

ALLISON, SMITH & JOHNSON,

Manufacturers of and Dealers in

NEWS, BOOK AND JOB TYPE,
PRINTING PRESSES, CASES, GALLEYS, ETC.

INKS and Printing Material of Every Description.

ELECTROTYPING OF ALL KINDS.

BOOKS, MUSIC, Volumes of all sizes, in Modern & Ancient Languages.

CARDS, LABELS, STAMPS, IN TYPE METAL OR COPPER.

WOOD ENGRAVING.

PATTERN LETTERS OF VARIOUS STYLES.

ELECTROTYPING in all its Branches.

Volkshfreund Job Rooms.

RENTZ & MILLER,


Buch & Job Drucker,

(Volkshfreund Gebäude,)


Südwestl. Ecke von Vine- und Longworth-Strasse,

CINCINNATI, OHIO.


Wir empfehlen uns zur Anfertigung aller in unser Fach schla-
gender Druckarbeiten, als: Constitutionen, Cataloge, Vereins-
Auszeichnungen, Anschlagzettel, Karten, Circulare, Rechnungs-
Formulare, etc., in deutscher und englischer Sprache.

 Aufträge von auswärts werden prompt besorgt.




Tag und Datum.	Kathol. — Novemb.	Protest. — Novemb.	Br. v. Cinc. Sonnens- Aufg. Untg. S. W. S. W.	Mond- Aufg. S. W.	Mond- wechsel.
1 Montag	Aller Heiligen	Aller Heiligen	6 30 4 57	5 18	
2 Dienstag	Aller Seelen	Aller Seelen	6 31 4 56	6 31	
3 Mittwoch	Pirminius	Theophilus	6 32 4 55	Untg.	 Neum. den 2. Morg. 10 Uhr 17 W.
4 Donnerst.	Karolus Bor.	Reinhard	6 34 4 53	6 27	
5 Freitag	Zacharias	Malachias	6 35 4 52	7 32	
6 Samstag	Leonardus, C.	Leonhard	6 36 4 51	8 42	


45. Vom guten Samen. Matth. 13.

7 Sonntag	Engelbert, Crz.	21. n. Trinitat.	6 37 4 50	9 54	
8 Montag	4 gefr. Brüd.	Genoß	6 38 4 49	11 06	
9 Dienstag	Theodor, M.	Theodor	6 40 4 49	Morg.	 Erstes. Viertel den 9. Morg. 2. Uhr 42 Min.
10 Mittwoch	Andreas, A.	Philibert	6 41 4 48	0 14	
11 Donnerst.	Martinus, B.	Martin	6 42 4 47	1 21	
12 Freitag	Martinus	Gunibert	6 43 4 46	2 26	
13 Samstag	Stanislaus R.	Briccius	6 44 4 45	3 31	

46. Das Himmelreich ist einem Senfkorn gleich.

14 Sonntag	Elisabeth	23. n. Trinitat.	6 46 4 44	4 35	
15 Montag	Leopoldus	Leopold	6 47 4 43	5 37	
16 Dienstag	Othmar, Abt.	Othmar	6 48 4 42	6 38	
17 Mittwoch	Gregor d. W.	Verthold	6 49 4 41	Aufg.	 Vollm. den 61 Nachm 3 Uhr 1 W.
18 Donnerst.	Maximus, B.	Christian	6 50 4 41	5 56	
19 Freitag	Elisabeth, W.	Elisabeth	6 51 4 40	6 49	
20 Samstag	Felix v. Valois	Johanna	6 52 4 40	7 45	

47. Vom Greuel der Verwüstung. Matth. 24.

21 Sonntag	Maria Dpfer	26. n. Trinitat.	6 53 4 39	8 43	
22 Montag	Cäcilia, J. u. M.	Cäcilia	6 54 4 38	9 42	
23 Dienstag	Clemens, P.	Clemens	6 55 4 38	10 41	
24 Mittwoch	Crysgonus	Christiana	6 57 4 37	11 42	 Letztes Viertel den 24. Nach. 8 Uhr 27 Min.
25 Donnerst.	Katharina,	Catharina	6 58 4 37	Morg.	
26 Freitag	Conrad, B.	Conrad	6 59 4 36	0 44	
27 Samstag	Barlaam u. Jos.	Agricola	7 00 4 36	1 48	

48. Es werden Zeichen geschehen. Luc. 21.

28 Sonntag	Sosigenes	1. Advent	7 01 4 36	2 55	
29 Dienstag	Saturnin, B.	Saturninus	7 02 4 35	4 05	
30 Mittwoch	Andreas, Ap.	Andreas	7 03 4 35	5 19	

November.

Nun ist die Zeit des Winters angebrochen,
Vergangen sind die holden Sommerwochen.
Dahin ist aller Blumenschmuck der Felder,
Der rauhe Nordwind streicht durch Flur und Wälder,
In sich versunken träumt das stille Land
Und trägt ein farblos düsternes Gewand.
Und doch, was Schönes, Herrliches geschehen
Im Sommer einst, nicht ewig soll's vergehen.
Es lebt im treuen sinnigen Gemüthe
Vom Frühling eine unverwelkte Blüthe,
Die, daß kein ungestümer Laut sie schreckt,
Verborgen ruht, in Liebe zugebedt.
Der Friede eines still in sich Versenkens,
Der Sonnenschein lebend'gen Angebens,
Die hüten sie. So treffen mild zusammen
Des letzten und des künft'gen Frühlings Flammen
Und werfen einen segensvollen Schein
Treu über alle Winternoth herein.

December.

O unbeschreiblich reicher Segen
Der guadenvollen Weihnachtszeit,
Der golden liegt auf allen Wegen
Und selbst das rauhste Schicksal weicht;
Der unsres Herzens trübste Klage
Mit Liebe stillt, die nicht verblüht,
Im Geisterzug entschwind'ner Tage
Ein Licht uns gibt, das nie verglüht:
Du führst uns jedesmal in ferne
Vergang'ne Seligkeit zurück,
Auf daß man nimmermehr verlerne
Der Heimath und der Kindheit Glück.
Es strahlt aus deinen hellen Kerzen
Dem Greise noch der Jugend Muth,
Und auch in die verzagten Herzen
Legst du zum Leben neuen Muth.

12. Monat.



1880.

Tag und Datum.	Kathol. December	Protest. December	Br. v. Cinc.		Monds- wechsel.
			Sonnen- Aufg. M. S. W.	Mond- Aufg. M. S. W.	
1 Sonntag	Eligius, B.	Eligius	7 04	4 35	6 32
2 Montag	Vibiana	Candidus	7 05	4 35	Untg.
3 Dienstag	Franz Xaver	Franz Xaver	7 06	4 35	6 22
4 Mittwoch	Barbara	Barbara	7 07	4 31	7 37
49. Johannes im Gefängniß. Matth. 11.					
5 Sonntag	Sabbas, Abt.	2. im Advent	7 08	4 34	8 51
6 Montag	Nicolaus, B.	Nicolaus	7 09	4 34	10 04
7 Dienstag	Ambrosius,	Berner	7 10	4 34	11 13
8 Mittwoch	Mariä Empf.	Mariä Empf.	7 11	4 34	Morg.
9 Donnerst.	Leocadia	Joachim	7 11	4 34	0 19
10 Freitag	Melchisedes, P.	Aaron	7 12	4 34	1 24
11 Samstag	Damasus, P.	Damasus	7 13	4 34	2 28
50. Vom Zeugniß Johannes. Joh. 1.					
12 Sonntag	Synefius, M.	3. im Advent	7 14	4 34	3 31
13 Montag	Jobol	Lucia	7 15	4 35	4 30
14 Dienstag	Nicasius B.	Nicasius	7 15	4 35	5 32
15 Mittwoch	Duaterber	Duaterber	7 16	4 36	6 26
16 Donnerst.	Abelheid. K.	Abelheid	7 17	4 36	Aufg.
17 Freitag	Lazarus, B.	Lazarus	7 17	4 36	5 38
18 Samstag	Bunibalb	Bunibalb	7 18	4 37	6 35
51. Im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius. Luc. 8.					
19 Sonntag	Nemesius, M.	4. im Advent	7 18	4 37	7 34
20 Montag	Christian	Abraham	7 19	4 38	8 34
21 Dienstag	Thomas, Apo.	Thomas	7 19	4 38	9 33
22 Mittwoch	Zeno, S. u. M.	Dagobert	7 19	4 39	10 33
23 Donnerst.	Victoria	Victoria	7 20	4 39	11 34
24 Freitag	Adam u. Eva.	Adam u. Eva.	7 20	4 40	Morg.
25 Samstag	St. Christtag	Christtag	7 21	4 40	0 33
52. Christi Eltern verwundern sich. Luc. 2.					
26 Sonntag	Stephanus	S. n. Weihn.	7 21	4 41	1 44
27 Montag	Johannes	Johann	7 21	4 42	2 52
28 Dienstag	Unschuld. Kindl.	Kindleintag	7 22	4 42	4 03
29 Mittwoch	Thomas, Erz.	Kristarchus	7 22	4 43	5 14
30 Donnerst.	David, R. u. P.	David	7 23	4 43	6 20
31 Freitag	Sylvester, P.	Sylvester	7 23	4 44	7 18

 Neum-
den 1.
Nachm.
9 Uhr 18 W.

 Erstes
Viertel
den 8.
Nach. 1 Uhr
0 Min.

 Vollm.
den 16.
Morg.
9 Uhr 58 W.

 Letztes
Viertel
den 24.
Nachm. 1 Uhr
19 Min.

 Neum-
den 31.
Morg.
8 Uhr 18 W.

Dry Goods, Dry Goods

WUBBOLDING & HAARMeyer,

No. 70 Fountain Square,

zwischen Walnut und Vine.

CINCINNATI, O.

Freunde von billigen und guten

DRY GOODS,

sollten nicht verfehlen, che sie anderswo kaufen, bei uns vorzusprechen und unser Lager in Augenschein zu nehmen, da wir bekanntlich die größte Auswahl führen, und was Preise anbetrifft, dieselbe billiger offeriren als wie irgend ein anderes Haus in Cincinnati, weil wir nur für Cash kaufen und verkaufen. Sämmtliche Verkäufer und Verkäuferinnen sind Deutsche.

Wubbolding u. Haarmeyer.

Auf der Audorfer Alm.

Von A. Amlacher.



von München kommend wanderte ich durch das grüne Leizachthal. Lange schon hatte ich meinen alten Bekannten, den mächtigen Wendelstein, begrüßt, der mit seinem starren zerklüfteten Felsenhaupt weit hinaus in das Land schaut, und auch durch Bayerisch-Zell, das herzige Alpendörfchen am Ufer der klaren Leizach, das mit seinen netten Häusern und dem schlanken Spitzthurm seiner Kirche inmitten des Obstbaumwäldchens aussieht wie ein duftiges Bergblumensträußlein, war ich bereits gepilgert. Unter heiteren Gesprächen stieg ich mit meinem Begleiter, einem stämmigen Bauernburschen aus A., den steilen Bergweg hinan, der auf die Audorfer Alm enführte. Durch kühle Schluchten schlängelte sich der Pfad, wo dunkle Felsen hinaufragten in die blauen Lüfte, aus Spalten und Rissen braunen Gesteins grünes Gesträuch schattenverbreitend herabhing und das üppige Farnkraut seine zartgefiederten Blätter zur goldenen Sonne emporwand, deren belebende Strahlen sich nur schwer auf den feuchten Boden herabzustehlen vermochten, auf dem das gelbe Saichblümel in stiller Bescheidenheit blühte. Dann aber zog sich der Weg wieder zur Höhe hinauf und das entzückte Auge konnte sich waiden an der prächtigen, mit sauberen Almhütten reich besetzten Berglandschaft, an dem warmen Grün der Matten und Triften, und an der Alpenblumen Schmelz. Von überall her erklang das melodische Geläute waidender Kuhheerden; die Luft war erfüllt mit dem Dufte der lieblichen Alpenflora und der zitternde Sonnenglast lagerte auf der Ruhe athmenden Scene, über welche sich der tiefblaue wolkenlose Himmel wölbte. Wir hatten eine Berglehne erklimmt, an deren Ende sich eine Almhütte mit braunem, steinbeschwertem Legschindeldach erhob. „Dort haust mein’ Pisei,“ sagte mein Begleiter, indem er mit der Hand auf die Hütte deutete. „Wenn Ihr nit

hös werdet, können wir da ein Bißchen ausruhen; es ist ja, wie Ihr seht, dicht am Wege.“

„Ist mir recht, Melcher,“ erwiderte ich.

„Nun, so will ich unsere Ankunft melden,“ meinte der Bursche, und mit kräftiger Stimme sang er, daß es weithin durch die Berge hallte:

Frisch hinauf auf d'Alm,
Frisch hinein in's G'wend (Gebirg),
Auf daß mi' mei' Diene!
Am Zuchzen kennt!“

Raum hatten wir etliche Schritte vorwärts gethan, so antwortete eine klare und helle Mädchenstimme in derselben Weise:

Grüß Di' Gott, Better mei,
Kenn di' gar wohl,
Bist der Lemonimann
Aus'n Tyrol!“

Nicht ohne Beschwerde gelangten wir auf dem „Tret“ über den zähen Roth und Schlamm, der vom Vieh herrührt und jede Almhütte wie mit einem schützenden Wall umgibt.

„Grüß' Gott, Melcher!“ erschallte aus dem Innern der Hütte, als wir glücklich die Thüre erreicht hatten, und die hübsche Almerin, die eben mit Buttern beschäftigt war, sprang wie ein flinkes Reh herbei.

„Grüß' Gott, Lize!“ erwiderte der Bursche, indem er das bei meinem, des Fremden, Anblicke etwas verlegen zurückweichende Mädchen sanft zurückhielt. „Bag' nit, das ist ja der Herr aus der Stadt, der im vorigen Sommer bei uns gewohnt hat,“ fügte er hinzu, um mich gleichsam als einen Bekannten einzuführen.

Das Mädchen sah mich mit ihren tiefblauen Augen an, die so mild, aber auch so entschlossen dreinschaute, strich sich das weiche blonde Haar von der Stirne und sagte dann herzlich und einfach: „Seid mir bestens willkommen auf der Alm, lieber Herr!“

Wir traten ein. Im Inneren der Sennhütte sah es rein und sauber aus. Die auf dem braunen Schlüsselrahmen aufgestellten hölzernen Teller waren blank und weiß, und die an der Wand hängenden Milchtübel nicht minder sorgfältig gescheuert und gepugt. Etliche beräuchernte Heiligenbilder und ein geschnitztes Christusbild mit einem Weihwasserfäßchen darunter bildeten die einzigen Schmuckgegenstände des Raumes. Als wir uns auf eine Bank gesetzt, fragte die Sennerin freundlich: „Ihr seid wohl müd und hungerig? Möcht' euch gerne was Besondereß vorsehen, aber das hält sich gar schwer im Gebirg. Doch was da ist, Schmaud (Rahm) und frische Milch, das will ich gleich holen.“

Ich schaute der schmucken Dirne nach, bis sie verschwand.

„Ihr habt einen Glückgriff gethan, Melcher,“ meinte ich; „Eure Lisei hat wenig ihres Gleichen im Oberland.“

„Herr, sie ist ein Prachtmädel, — und treu wie Gold,“ erwiderte der Bursche langsam und nachdrücklich.

Lisei kam zurück und stellte mit einer leichten Verbeugung ihren Speisevorrath vor uns hin: „Wohl bekomm’s euch,“ sagte sie und machte sich daran, wieder Butter auszurühren. Unser Besuch schien ihr willkommen zu sein, aber in der Arbeit hielt sie deshalb nicht an. Das ist eben so Brauch in den Bergen!

„Melcher,“ fragte die Dirne nach einer Weile, „ist’s wahr, was der Hüelbueb, der Sepp, der gestern in der Au war, erzählt, daß der Herren=Arbei aufgegriffen worden?“

„Frag da mich nit, Lisei,“ sagte der Bursche scharf, „Du weißt, daß ich mich um ihn nit kümmerge, den ich am liebsten zermalmen möcht’ zwischen den Händen, den...“

„Melcher! Melcher! hab’ fein böses Herz!“ bat das Mädchen.

„Das hab’ ich wahrlich nit, glaub mir’s; ich bin aber halt nur ein Mensch, und da will ich lieber nix von ihm hören, oder der Haß und Zorn übermaunt mich und ich...“

„Halt ein, halt ein!“ unterbrach ihn die Dirne, „ich dacht’ Du hättest ihm vergeben, da sich ja Alles zum Guten gewendet, und Du bist noch voll Haß gegen ihn. Weißt Du nit, Melcher, weiß Du nit, wie der Kaplan am Anlaß (Frohleichnam) so schön predigte, wie er mahnte, dem Feinde zu vergeben, ihm Haß mit Liebe zu vergelten?“

„Das hat der Kaplan gesagt, der mag es so halten und Du auch. Ich aber kann es nit!“ erwiderte Melcher fast rauh.

Hiermit wurde das Gespräch über diesen, wie es schien dem Burschen unliebsamen Gegenstand abgebrochen und von der feinsühlenden, hübschen Sennerin auf Objecte aus der Wirthschaft gelenkt, wo sie gar gut Bescheid wußte. Jede ihrer Aeußerungen verrieth Kenntniß und klaren Verstand. Dabei benahm sie sich so einfach und ungezwungen, und wußte jede ihrer Bewegungen in solch natürliche Anmuth zu hüllen, daß ich davon förmlich bezaubert wurde. Fast leid that es mir daher, als wir endlich aufbrechen mußten.

„Grüßt die Mutter und den Vater ja recht schön von mir!“ rief uns die Almerin noch zu, als wir unseren Rückzug über den „Tret“ antraten und gleichsam zum Abschiede sandte sie uns dann ein heiteres Alpenlied nach, dessen helle Töne die stille Abendluft zu uns herübertrug.

„Mit wahr, ein Prachtmädel, die Lisei?“ fragte Melcher, als der Schlußjauchzer des Liedes in den Bergen nachhallend verklungen war.

„Das ist sie, Melcher, das ist sie!“

„Bin es fast nit werth, solch ein Gut zu besitzen,“ erwiderte der Bursche mit einer Rührung, die ich ihm kaum zugetraut hätte. „In'n Winter aber, wenn unsere Hochzeit ist und die Lisei in mei' Haimet (Elternhaus) kommt, da soll sie es gut haben, wie eine Königin. Auf den Händen will ich sie tragen, und ihr nimmer die Lieb' und Treu' vergessen, die sie mir in schlimmen Tagen bewiesen hat. . . . Schaut, ich wär' jetzt ein gebrochener, bedauernswürdiger Mensch ohne die Lisei, wär' vielleicht. . . . Doch ich will einhalten und Euch selbst urtheilen lassen! Bis wir hinab zu unserem Hofe kommen, erzähl' ich Euch was; darnach mögt Ihr selbst entscheiden, ob ich recht habe, wenn ich mei' Lisei ein *Brachtmädel* nenne. . . . Ihr Vater ist der Wolfenbauer, ein schwerreicher Mann, dessen Hof Ihr da unten am Fuße des Berges seht, rechts von dem Bache, wo sich der finstere Waldstreifen hinzieht. Ich brauch' mich mit dem was ich hab', auch nit zu schämen, und am Kir'n (Kirchweih fest) kann ich schon ein paar blanke Bayerthaler dranwenden, aber mit ihm könnt ich mich nit messen. . . . Daß ich aber mein Aug' aufhob zu sein' Mäd'el, keinem einzigen Kind, daran war gewiß nit des Vaters voller Geldkasten schuld, sondern einzig und allein die Lisei, das liebe schmucke Ding. Glaubt mir, ich würd' mich nit erbosen, wenn sie mir kein' Kreuzer mitbrächt; wir Beide hätten in meim' Haim schon genug, um zu leben! Der alte Wolfenbauer wußt' es gar wohl, daß ich mein Aug' auf sein Mäd'el geworfen und dieses mich gern leiden mochte; er war nicht dagegen. Er sah es gerne, wenn ich nach dem Almering — so heißt sein Hof — kam, und sprach gern mit mir, wenn er auch sonst ein gar zurückhaltender, fast mißtrauischer Mann war. Die Bäuerin freilich, die war mir nit grün; sie hatte für ihr Kind einen anderen Tochtermann ausgefucht, daher behandelte sie mich kalt und stolz und mocht' mich nit.

„An einem Abende — bald nach Ostern — machte ich mich wieder auf den Weg nach dem Almering. Als ich ihn erreicht und durch das Thor eintrat, bemerkte ich, daß die Lisei, der Bauer und die Bäuerin auf der Sonnenbank vor dem Hause saßen, und als ich genauer hinschaute, da gewahrte ich noch Jemanden, den reichen Bauernsohn vom Stürzerhof, den man in der ganzen Umgegend nur den Herren-Urbei nannte. Er war nämlich, nachdem er von seinem Vater ein stattliches Vermögen geerbt, in die Stadt gezogen, hatte da etliche Jahre gar vornehm gelebt und deshalb diesen Namen erhalten. Seit einiger Zeit war er wieder in den Stürzerhof zurückgekehrt und machte sich nun seitdem auf dem Almering gar viel zu schaffen. Daß aber all' sein Kommen und Gehen nur Lisei galt, das lag ja klar am Tage. Als ich näher herantrat, begrüßten mich

Lisei und der Bauer freundlich und räumten mir neben ihnen einen Platz auf der Bank ein. Die Bäurin nickte mir bloß mit dem Kopfe zu und redete eifrig mit dem Urbei weiter, der mich spöttlich über die Achsel ansah und sich nit rührte. Er hatte bei der Bäuerin einen großen Stein im Brette, doch das fränkte mich nit. Wußt' ich doch daß sie stets hoch hinauswollte, und daß ihr der Herren-Urbei besser behagte, der süß sprechen und schön thun konnte. Er erzählte jetzt von dem schönen Leben in der Stadt und daß es was Besseres nit gäbe, als dies."

"Weißt' was, Urbei," sagte der Wolfenbauer, nachdem er geraume Zeit dem Gespräche zugehört, "wenn's da gar so gut ist, warum bleibst Du nit in der Stadt?"

"Jenun," erwiderte Urbei süßlich, indem er einen Blick auf Lisei warf, "mir blüht mein Glück nur auf dem Lande!"

Die Bäurin lächelte vergnügt vor sich hin.

"So, so?" entgegnete der Bauer, "warum bist Du da aber nit auf Deines Vaters Hof geblieben? Du hast das Stadt=leben verschmeckt und willst nun wieder den Pflug führen. Das wird sich schwer halten! Schau' ich mein' halt immer, die Leut' bringen es nie zu etwas Nichtigem, die ihren Beruf einmal vertauscht und aufgegeben haben."

"Ihr seid zu herb, Bauer," unterbrach ihn Urbei; "Ihr sollt sehen, daß Ihr mir bitter Unrecht gethan. Ich will von nun an, nachdem ich mir in der Stadt Kenntnisse mancherlei Art erworben habe, meine Wirthschaft so besorgen, daß mir selbst ein Feind nit fürrupfen (vorwerfen) wird."

"Soll mich sicherlich freuen, ich thue Niemanden mit Vorbedacht etwas zu leide," sagte der Bauer ruhig.

Während dieser Worte war die Bäuerin aufgestanden und in's Haus gegangen. Da nun der Raum zwischen Lisei und Urbei frei geworden war, rückte der Letztere langsam an das Mädchen heran. Dieses sprang aber auch auf und eilte weg.

Der Urbei erbleichte.

"Schau, schau, mit der hast Du's verdorben," bemerkte der Bauer kopfschüttelnd.

Urbei erwiderte nichts, sondern erhob sich. "Behüt' Euch Gott," stieß er hastig hervor, "ich werd' daheim erwartet."

Dann ging er rasch fort.

In den nächsten Tagen kam er immer wieder nach dem Aimering, ja noch häufiger als früher. Er war viel freundlicher und einschmeichelnder geworden und die Bäurin konnt ihn loben über den grünen Klee, wobei sie es dann nicht unterließ, mich recht schlecht zu machen. Die Lisei und ihr Vater, die nahmen mich freilich immer in Schutz. Um diese Zeit starb der Weberbauer, unser Nachbar, der einen großen Acker besaß, der sich in meinen Grundbesitz wie ein Keil einschob und den ich stets zu erwerben gewünscht hatte. Jetzt ward mir endlich die

günstige Gelegenheit geboten, den langgehegten Wunsch verwirklichen zu können, und um keinen Preis hätte ich den Acker fahren lassen. Das Unglück wollte es aber, daß es mir gerade damals an baarem Gelde mangelte. Das verflossene Jahr war, wie Ihr wißt, kein reiches; dazu kam noch in diesem Frühlinge die Viehpeuche, meine Ochsen starben hin und für den Verkauf neuer Zugthiere gab ich fast den letzten Gulden aus. Das war böß. Der Wolfenbauer wußt' meine Noth, ich hätt' es aber nit gewagt, ihn um ein Darlehen zu bitten. Wie ich einst wieder auf dem Almering war, — der Urbei, den ich nit recht leiden mocht', saß auch da, — fragte mich der Wolfenbauer: „Hör' mal, Metcher, der Acker des Weberbauern wird nächstens versteigert, wirst Du das Geld schaffen können?“

Der Urbei sah mich hämisch an und verzog den Mund. Nicht um die Welt hätt' ich ihm die Freund' gegönnt „nein“ zu sagen, sondern erwiderte rasch: „O, ein junger Kopf findet stets Mittel und Wege es zu kriegen!“

„Ei, ei, wie Du die Sach' leicht nimmst,“ sagte der Wolfenbauer kopfschüttelnd; „gib nur Achtung, Du verlierst den Acker!“

„Da fürcht' ich mich nit. Am Ende weiß ich noch, wo Geldkassen stehen!“ warf ich leichtfertig hin.

Der Bauer sah mich verwundert an und der Urbei grinste.

Um Mitternacht an demselben Tage war es. Auf dem Almering war's still und ruhig; Herr und Gesinde ruhten von der harten Tagesarbeit aus und schliefen. Da mit einem Male wachte der Wolfenbauer auf und es schien ihm, als dringe von unten aus der Wohnstube ein eigenthümliches Geräusch herauf, als klirre es wie Eisen. Rasch erhob er sich vom Lager und ging leise die Treppe von der Schlafkammer hinunter. Als er unten an der Stubenthüre lauschte, war Alles ruhig. „Sollte ich mich getäuscht haben?“ dachte er und trat ein. Jetzt streifte plötzlich Jemand an ihm vorüber und huschte wie ein Schatten nach dem Fenster, an dem der starke Hollunderbaum hinaufragte und das geöffnet war. Halt, halt! schrie nun der Bauer und stürzte auf den Flüchtigen zu, der sich eben über die Brüstung des Fensters schwingen und am Hollar hinablassen wollte. In demselben Augenblick erhielt er einen furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß er auf die Kniee sank, aber er besaß noch so viel Geistesgegenwart, den Fankerzipfel des Eindringlings zu fassen, der geräuschvoll abriß und dem bewußtlos Zusammensinkenden in der krampfhaft geschlossenen Hand zurückblieb. Als sich der Bauer langsam erholt hatte, machte er Licht und weckte die Hausleute. Da stellte es sich bald heraus, daß der nächtliche Besuch der Geldtruhe geolten. Des Diebes Vorhaben war aber durch des Bauern glückliches Erwachen nicht zum Ziele gelangt. Wie nun der Bauer den

Zankersehen näher besah, schrie er plötzlich laut auf und zitterte ganz furchtbar, daß die Bäurin erschrocken herbeieilte; dann ober hob er das Tuchstück rasch in die Tischlade, die er abjperre.

Am andern Morgen kam der Urbei merkwürdig früh nach dem Aßmering, um, wie er sagte, eine Saattwalze zu holen, da die seine unbrauchbar sei. Er trat in die Wohnstube ein und sah den Bauern blaß und elend auf der Gantschen (Ofenbank) liegen, neben ihm die Visei, die ihm Umschläge bereitete. „Wo fehlt's denn, Wolfenbauer? was gibt's?“ fragte er theilnehmend.

„Nix, nix!“ sagte der Bauer abwehrend.

„Aber Ihr seid ja krank!“

„Laß mich, laß mich!“ wies ihn der Bauer ab.

Der Urbei ging hinaus in die Küche, wo die Bäurin eben das Mehl zum Brodbacken herrichtete. „Grüß' Euch Gott, Bäurin,“ sagte er, „was fehlt denn dem Wolfenbauer? er sieht ja ganz gelb aus und rauwezt (jammert) so?“

„Weißt' es nit? hat er Dir's nit gesagt?“ entgegnete diese eifrig, und erzählte ihm dann von dem versuchten Einbruche in der Nacht.

„Um, das ist schlimm,“ meinte der Urbei; „habt Ihr nit draun gedacht, den Schelm zu verfolgen? Habt Ihr kein' Verdacht?“

„'s Verfolgen hätt' in der Nacht doch nix genügt, und Verdacht, nein, den hab' ich auf Niemanden,“ erwiderte die Bäurin ehrlich.

„Der Dieb muß im Hause bekannt gewesen sein, das sagtet Ihr selbst. Damit ist's für's erste genug. Hört, Bäurin, wir wollen 's Sieb laufen lassen, vielleicht erkundschaften wir dadurch was. Es ist ein sicheres Mittel!“

„Darauf halt' ich auch viel, Urbei, und wundre mich, wie's mir nit früher eingefallen. Du hast recht, schau' hier ist das Sieb, wir wollen's gleich versuchen.“

Der Bauer mochte diese Reden gehört haben und war auch herangekommen. „Was wollt ihr?“ fragte er unruhig, „was wollt ihr?“

„Den Dieben haschen,“ war die kurze Antwort.

Der Bauer sagte nichts mehr, sondern wankte an den Tisch. Er war ein sehr abergläubischer Mann, der Wolfenbauer, und hielt viel auf Wahrlagen und dergl. Das wußte der Urbei gar wohl. Die Bäurin hob das Sieb mittelst einer Ränge in die Höhe, so daß es gerade stand, dann faßte sie dieselbe mit ihrem Mittelfinger von der einen, der Urbei mit dem feinen von der anderen Seite, und murmelte die nöthigen beschwörenden Worte dazu.

„Bäurin, nennt nun wie es Brauch ist Diejenigen, die seit

drei Tagen auf dem Hofe gewesen und hier im Hause ein- und ausgegangen," sagte der Urbei feierlich.

Die Bäurin nannte einen Namen nach dem anderen, doch das Sieb rührte sich nit, um den Dieben zu bezeichnen.

"Wer weiter, weiter?" fragte der Urbei, als sie zu stocken anfing.

"Ich hätt' bald vergessen! . . . Der Melcher vom Bach. . . ." fuhr sie, als sie eine Weile nachgedacht, weiter fort.

Hei! wie jetzt das Sieb lustig umherfuhr und sauste! wie es den g e h a s t e n Dieb anzeigte! . . . Der Bauer wankte, wie vom Fieberfrost geschüttelt und Lisei stieß einen hellen Schrei aus. Im nächsten Augenblicke aber sprang sie herbei und schleuderte das Sieb fort, daß es weit weg unter den Backtrog flog.

"Schämt euch, schämt euch, solche Possen nur zu betreiben!" rief sie erzürnt aus, "laßt euch nit auslachen, der Melcher ist ja der stattlichste Bursch zehn Stunden um den Wendelstein herum!"

Der Bauer erhob sich.

"Schweig, Mädcl," stieß er mühsam hervor, "der Melcher ist der Dieb, das Sieb hat recht, Du sollst es sehen!"

Die Bäurin und der Urbei schlugen die Hände zusammen.

"Vater, Vater, wie könnt Ihr das nur denken!" klagte Lisei.

"Warte, Du sollst mir's glauben," sagte der Wolfenbauer kurz, ging nach der Stube und kehrte gleich wieder zurück.

"Da ist der Beweis," bemerkte er und warf einen Tuchlappen auf den Tisch. "Sagt mir, ist das nit der Zipfel von Melcher's Zoppe! Keiner im Umkreis hat einen Zanfer von solchem Loden, nur er allein!"

Bei allen Heiligen, Ihr habt recht, Bauer!" rief Urbei nach einer Pause aus, "der Lappen ist von Melcher's Arbeitszanfer, den er freilich in letzter Zeit nit mehr trug, den ich aber gut kenne."

"Du hast's gesagt," fuhr der Wolfenbauer fort. "Schau, der Lappen blieb mir in den Händen, als ich den Dieb am Zanfer erfaßte; nur sein Eigenthümer ist der Schelm. Ich hab die Sach sorgfältig erwogen von Mitternacht bis jetzt, und ich mocht's nicht glauben, wollt's verschweigen. . . Ich dacht da an des Melcher's Geldverlegenheit, wie er, als ich ihm gestern meine Hilf' antragen wollt, Worte sprach, die ich mir jetzt wohl zusammenreimen kann; und doch traunt ich mich nit, es zu glauben. . . Das Sieb aber, das Sieb hat mir jetzt die Gewißheit verschafft: er ist der Dieb!"

"Und wenn tausend solche Fexen gegen den Melcher sprächen, Vater, ich schwör' es, er war's nit!" bat Lisei weinend.

"Lisei," erwiederte der Bauer dumpf, "wirf Deiner Seelen

Seligkeit nit so leicht von Dir, und schlag' Dir den Verworfenen aus dem Kopfe! er war nit werth, unser Haus zu betreten, der geriebene Heuchler!"

"Bauer, jetzt will ich auch sprechen," begann der Urbei. Es ist nit Alles Gold was glänzt, aber die s hätt' ich mir doch nit gedacht! Jetzt wird mir freilich rasch klar, was mir der Gruberwastl erzählt, als ich zu Euch heraufging. Ich stand heut' Nacht, sagte er zu mir, weil ich nicht schlafen konnte, ruhig am Fenster meiner Hütte und sah nach dem Bachhof hinüber. Da bemerkt' ich auf einmal den Melcher, wie er zum Thore hinausjchlich und quer über die Felder lief. Er muß mondsüchtig sein, dacht ich mir. Ich lachte den Wastl noch aus für seine Nachricht, die jetzt ein schweres Zeugniß gegen den Melcher ist!"

"Schämst Du Dich nit, Urbei?" rief jetzt die Lisei und sah ihn dabei scharf an; "schämst Du Dich nit den Gruberwastl, den schlechten Menschen, als Zeugen aufzuführen? wer wird dem denn Glauben schenken, meinst Du? ..."

"Das Gericht!" erwiderte Urbei ruhig.

"Geprochen ist nun genug, die Sach' ist klar. Ich will gehen und, wie weh's mir auch thut, die Anzeige machen."

"Haltet ein, Bauer, wartet damit noch bis morgen," wendete hier der Urbei hastig ein; "noch sind nit genug Beweise geschafft, drum schiebt es heute noch auf; bis zum Abend haben wir vielleicht mehr erfahren."

"Warum denn, warum? ist nit genug da?" fragte der Wolfenbauer ungeduldig.

"Nein, für's Gericht nit, bis jetzt noch nicht. Denkt nur, wie unangenehm es für Euch wär', würd' er freigesprochen. Die Leute zeigten mit den Fingern nach Euch, könnten Euch Ehrabschneider schimpfen, und der Schelm hätt' doch keine Straf'."

"Du hast recht, Urbei, Du warnst mich wie ein ehrlicher Mann," sagte der Bauer; "ich danke Dir! Schau, ich hab' bis jetzt immer, ich weiß nit recht warum, ein Vorurtheil gegen Dich gehabt; ich will Dir das Unrecht nun abbitten. Komm in mein Haus, wann Du willst, es soll Dir stets offen sein. Ich will Alles wieder gut machen!"

Der Urbei wollt' grad' antworten, da rief die Bäurin: "Dort kommt ja der Melcher, und wie niedergeschlagen sieht er aus."

"Ist das ein frecher Bursche!" fuhr der Bauer zornig auf, "ich will hinaus und ihm ein Licht anstecken, daß er nimmer den Almering vergessen soll."

Ich trat, ohne auch nur eine Ahnung von dem Geschehenen zu haben, in den Hof ein, und erwog gerade, in welcher Art es wohl am geeignetsten sei, den Bauern um ein Darlehen anzu-

gehen, daß er mir, wie ich aus seinen Aeußerungen schloß, nicht verweigern würde. Er stand schon vor der Hausthüre und sah mich unverwandt an.

„Was willst Du?“ fragte er mich, bevor ich ihn noch begrüßt.

So sonderbar und eigen mir diese Art von Entgegenkommen zu sein schien, faßte ich doch gleich ein Herz und sagte: „Ich möchte Euch um ein Darlehen angehen, Wolfenbauer; es ist mir nit möglich gewesen, das Geld aufzutreiben, das ich zum Ankauf des Acker's brauche.“

Der Bauer sah mich höhnißlich an: „Weißt ja wo noch Geldkassen stehen, Du Stromer!“ schrie er mir nun zu, „hättest schlauer zu Werke gehen sollen! Augenblicklich troll' Dich von meinem Hofe und laß Dich nie wieder sehen, sonst laß ich Dich mit Hunden davonhezen, Du...“ Mit diesen Worten trat er in's Haus und warf die Thüre dröhnend hinter sich in's Schloß.

Was war das? Eine solche Beschimpfung, eine solche Schande sollte mir widerfahren! Ich ein Stromer, den er mit Hunden forthezen wollte? Das überstieg doch alle Grenzen und meiner Sinne kaum mächtig, drohte ich: „Das sollt Ihr theuer bezahlen, Wolfenbauer, hört Ihr?“ und rannte wie vom Sturme getrieben fort. Draußen am Hag, wo ein altes verwittertes Bildstöckel steht, blieb ich endlich athemlos stehen. Ich war vom schnellen Laufen ganz schweißbedeckt und das nach dem Kopfe steigende Blut drohte mir die Adern zu sprengen. Unwillkürlich griff ich mir an die Schläfe. „Bist Du verrückt oder der Wolfenbauer?“ fragte ich mich selbst. Allmählig aber ward ich ruhiger, doch in meinem Innern war es mir weh, und so lang ich leb', werd' ich den Zorn und den Schmerz nit vergessen, der damals meine Brust erfüllte. „Will warten und sehen was da kommt,“ tröstete ich mich, „Du hast ja Niemanden was zu Leide gethan; es wird sich schon wieder Alles zum Besten wenden.“ Dann fielen mir des Wolfenbauern Worte, die er mir eben zugerufen, ein: „Weißt noch, wo die Geldkassen stehen, hättest schlauer zu Werke gehen sollen,“ ich mocht' mir den Sinn aber nit deuten. Ich kniete nieder vor dem Bildstöckel und betete heiß und inbrünstig und bat Gott, daß er nur Lisei's Herz bewahrte vor dem Haß, den mir der Wolfenbauer gezeigt. Zum Heilande erhob ich dann meine Hände und flehte, mir einen Ausweg zu zeigen aus diesem mir unverhofften, unerklärlichen Unglücke.

Auf dem Almering weinte indeß das Lisei und schluchzte: „Vater, Vater, wie habt Ihr's über's Herz bringen können, den Melcher so zu behandeln, anstatt ihm offen und ehrlich die Anklag in's Gesicht mitzuthelen? Er hätt keinen Augenblick

gezaudert, Euch zur Rede zu stehen, denn er ist nit schuldig, bei Gott im Himmel!"

"Was weinst und jammerst Du so, ungerathenes Kind?" fuhr sie der Wolfenbauer an, „geh' an die Arbeit und schweig!"

"Water, ich kann's nit glauben," erwiderte Lisei muthig, „noch hent, jetzt gleich will ich zum Melcher hinab gehen und ihm . . ."

"Wenn Du einen Fuß aus dem Hause setzt," unterbrach sie der Alte wüthend, „dann komm' mir nimmer zurück, Lisei! Hörst Du? Hörst Du?"

Die arme Lisei dacht' auf alle Ausweg, wie sie mich sprechen könnt', aber es ging auf keine Weise. Und als sie hinabging in den Garten, wo die Bäum' grad' in der schönsten Blüh' standen, und sie die Leinwand zur Bleich ausspannte, da hat sie mit warmen Thränen das Geweb' genugsam benezt. Am Nachmittag konnt' ich es nit mehr aushalten in der peinenden Ungewißheit. Nach dem Almering zu gehen war ich aber viel zu stolz. Doch Lisei, Lisei muß' ich sprechen auf jeden Fall, und von ihr Auskunft verlangen darüber, was auf dem Hofe geschehen war. So begab ich mich auf wenig betretenem Pfade nach des Wolfenbauern Haim (Gut), um vielleicht Lisei zu erspähen. Ich hatte mich an die Hecke herangeschlichen, die sich um den Haimgarten zog, und als ich es wagte, über dieselbe hinwegzuschauen, da sah ich die arme Lisei, wie sie weinend die Leinwand ausspannte.

"Lisei!" rief ich halblaut.

Das Mädcl sprang auf und blickte um sich, als ob es seine Ohren nicht traute.

"Lisei," rief ich nochmals, „lieb' Lisei, komm nur auf ein Wort her."

"Melcher, Du bist's?" sagte das arme Diendel, und lief zur Hecke.

Da kauerte ich nieder, drückte den Busch bei Seite, so daß ich mit dem Mädcl sprechen konnte. Und die Lisei erzählte mir, woran ich nit im Traum gedacht. Ich war mehr todt als lebendig vor Grimm und Zorn, ich dacht' ich hört' die Todtenglocke läuten und man trüg' mich und mein' ehrlichen Namen zu Grabe. Ich wollt immer antworten, aber die Wort' kamen nit heraus, denn die Zunge klebte mir fest am Gaumen. Als sie zu Ende war, schluchzte sie: „Ich glaub's nit, Melcher, daß Du es warst, ich glaub's nit." Aber red' Du jetzt und sag mir's."

"Ich weiß von Allem nit, so wahr ich leb'," erwiderte ich mühsam, „ich bin unschuldig. Schau, mit dem Jankerzipfel werdet ihr euch alle versehen haben, denn meine Toppe die liegt g a n z daheim. Und was des Gruberwastl's Aussag' betrifft, so hat er recht, aber er hat mich nit um Mitternacht geseh'n,

sondern kurz vor Tagesanbruch, als ich hinaus ging auf's Feld, um zu sehen, ob ich die Sommerfaat zu walzen braucht'. Er wird wohl nit nüchtern gewesen sein, der Waschl, und die Zeit nit gewußt haben."

"Ich hab's ja gewußt, daß Du rein seist, wie die Blüth' vom Apfelbaum. Ich hab es ja stets gesagt," sagte Lisei froh; "drum komm morgen recht früh herauf nach dem Almering, dann wird sich wieder Alles zum Besten wenden, wenn der Vater seinen Zorn ausgeschlafen hat. Bring' nur den Zanker mit!"

"Nein, jetzt gleich, auf der Stelle will ich's thun," rief ich aus, "sag' dem Vater nit, bis ich komm'." Dann eilte ich weg. Athemlos langte ich zu Hause an und lief in die Kammer, die alte Toppe zu suchen. Sie war aber nit da. "Was thust denn so um das alte Ding, als wenn es Gold wär?" fragte mich meine Mutter verwundert. "Ich hab's gestern auf den Soler hinausgelegt, als ich die Kammer säuberte, 's wird wohl dort sein." Der Zanker war aber auch dort nit. Jetzt wurd' ich ängstlich und ging in den Garten hinab, weil ich glaubte, der Wind könnt' ihn hinabgeweht haben. Inzwischen war es schon dunkel geworden und die Nacht angebrochen. Ich such' auf dem Boden herum, konnt aber nit finden. Plözlich hör' ich ein Geräusch und blickte um mich, da schaute ich am Ende des Gartens einen schwarzen Schatten hinhütschen, der sich an einem Reißighausen, der da oben lag zu schaffen machte und dann behend über den Zaun hinwegschlüpfte. Was mochte das sein? Ich ging rasch nach dem Reißighausen und kam gerade noch recht, um zu bemerken, daß die Gestalt, die im Garten gewesen, den Fußweg einbog, der nur nach dem Stürzerhof führte, und bald darauf in der Dunkelheit verschwand. Ohne es selbst recht zu wissen, warum, begann ich das Reißig auseinander zu werfen, und wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in demselben ein Kleidungsstück entdeckte, das ich schnell hervorzog. Ich sah es, soweit es bei Sternenlicht ging, an, befühlte es, — es war kein Zweifel, es war mein Zanker. . . . und der eine Zipfel davon war abgerissen. Jetzt begann es in mir zu dämmern, jetzt glaubt' ich dem Schurkenstreich auf die Spur kommen zu können. Besinnen mocht' ich mich nit lang, sondern schwang mich über den Zaun und schlug denselben Weg ein, den der Mann eingeschlagen, der im Garten gewesen. Ich langt' am Stürzerhof an und sah Licht in der Eckstüb'. Niemand war im Hof und das Stadelthor halb offen. Ungesehen trat ich in die Tenne und duckte mich rasch hinter ein Bündel Stroh, denn der Urbei mit einem Manne, den ich kannte, traten aus der Stube heraus.

"Aber das sage ich, Herr Stürzer, länger warte ich nun

nicht mehr!" sagte der Fremde mit tiefer Stimme, „baar Geld hat in diesen Zeiten doppelten Werth.“

„Nun, Ihr habt mein Wort,“ erwiderte der Urbei leise, als fürchtete er von einem Dritten gehört zu werden, „Ihr sollt die Summe sicher haben. Und ist Euch des Wolfenbauern Schwiegersohn nit sicher genug für lumpige fünftausend Gulden, sagt doch?“

„Der schon,“ meinte der Fremde, „aber Ihr seid das noch nicht! Und da munkeln Geschäftsfreunde von mir, Ihr hättet sonst noch Schulden genug. . . .“

„Genug davon,“ unterbrach ihn Urbei, „wartet nur noch bis zum Anlaß, wie Ihr mir's heut zugefagt, dann ist Lisei mein und Ihr sollt das Geld mit wucherischen Zinsen wieder haben. Aber schweigen müßt Ihr, wie bisher.“

Sie traten in den Hof hinaus und ich konnte ihre Reden nit mehr verstehen. Die Entdeckung war mir aber neu! Der Urbei hatte Schulden, hatte drängende Gläubiger, die er auf eine Heirath mit des Wolfenbauern Tochter vertrösten mußte! . . . Davon ahnte im ganzen Thale kein Mensch etwas. Der Urbei galt für reich, für schwerreich, als der Einzige, der dem Wolfenbauern die Stange halten konnt'. Der Urbei kam wieder zurück und ging in die Stube, wo er mit Jemandem laut sprach. Ich hielt es für keine Sünd' näher zu treten, denn eine unbestimmte Ahnung drängte mich dazu hin. Ich lauschte.

„Höre Wasfl,“ sagte Urbei unwillig, „was stürztest Du so wie besessen in die Stub' herein, gerad' als der Jude dasaß?“

„Sei nit böß,“ erwiderte eine Stimme, die ich sogleich als die des Grubenwasfl erkannte, „ich war froh, als ich Deinen Auftrag ausgericht und den Janter glücklich geborgen, wo man ihn zu des Melcher's Schaden finden soll und lief gleich in die Stub' herein, weil ich nit gemerkt, daß Du mittlerweile Besuch erhalten hättest. Nun, übrigens, den schmierigen Jonathan hast Du doch wieder mirb gemacht, dacht es nit!“

„Galgenfrist, Galgenfrist!“ murmelte Urbei, „ich wollt' lieber ich hätt' ihn diesmal bezahlen können, wie ich gedacht. Es ist zum Rasendwerden, daß der Wolfenbauer so leiß' schlies.“

„Still! still!“ unterbrach ihn Wasfl besorgt, „red' nit so laut.“

„Rasenhertz! wer soll uns denn hier hören?“ fuhr Urbei leiser fort; „hier sind wir sicher. . . Sag' Dir aber, Wasfl, das war ein glücklicher Gedante von Dir, mir die Koppe zu verschaffen, dacht' freilich nit, daß sie mir nützen würd. . . Der Bauer faßte mich wie mit eisernen Klammern und es hat nit viel geseht, so war ich ver-

Loren... Wenn ich nun auch das Geld nicht bekommen konnt', so freut's mich doch, daß wenigstens des Melcher Ehr leidet und ich wir den Burschen aus dem Wege geschafft habe. Freilich fürcht' ich noch...

„Was fürchten?“ warf der Wasfl ein, „heut Nacht sägst Du dem Bauer den Hollarbaum ab und dann kannst Du sicher sein für alle Zeiten. Der Melcher hat dem Bauern gedroht, als er fortging; wer denn sonst, als er, könnt' es gethan, könnt' Grund dazu haben? Und spricht ihn auch das Gericht frei, der Bauer wird sich doch nimmer einreden lassen, daß ein Anderer ihm das Leid zugefügt. Verlaß Dich drauf!... Und Lisei, das alberne Mädel, wird Dir zu gewinnen dann nit mehr schwer fallen!...“

„Das ist gut, aber ich sag' Dir, ich fürcht' mich ordentlich, heut Nacht nach dem Almering zu gehen...“

„Bah! warum? gerade heut ist's am Sichersten, denn jetzt denkt Keiner an den Besuch... Komm, jetzt wollen wir zu mir, von da kannst Du leichter und ungesehen nach des Wolfenbauern gelangen...“

Eher als ich es gedacht, ward die Thüre geöffnet und die Beiden traten heraus. Ich hatte gerade noch so viel Zeit, mich wieder hinter das Strohbündel zu ducken, um nicht entdeckt zu werden. Zu meinem Schrecken sperrete jedoch Urbei das Fennenthor von außen mit dem Riegel und ich war gefangen. Jetzt, wo ich Alles wußte, wo ich im Stande war einen Niederträchtigen auf der That zu ertappen und dadurch meine Unschuld klar zu beweisen, jetzt war ich hier elendiglich eingesperrt. Und doch mußte ich um jeden Preis noch vor Urbei nach dem Almering gelangen! Gelang Urbei das Bubenstück, dann war ich verloren, und hatt' an keine weitere Verständigung mit Lisei's Vater zu denken, das sah ich klar voraus. Schaut, mit dem Hollarbaum hat es ein eigenes Bewenden. An jedem Bauernhause steht ein solcher und er wird von allen Hausleuten geliebt und gepflegt. Unter ihm dengelt im heißen Sommer der Bauer seine Sense, in seinem Schatten sitzt er, und Blüth' und Früchte desselben sind ihm ein Lieblingsgericht. Eine Schädigung des Hollarbaumes gilt im ganzen Gebirg für die ärgste und böshafteste Kränkung, darum kann man Jemandem, mit dem man im Streite lebt, nit weher thun, als wenn man ihm den Baum verlegt. Eine Versöhnung kann dann nit mehr stattfinden! Das hatte der schlechte Urbei schlan bedacht. Ich arbeitete an dem Thor und strengte meine letzten Kräfte an, den Riegel zu lockern, es ging nit. Ich tappte im Dunkeln hin und her, suchte nach einer in's Freie führenden Oeffnung oder einem Seitenspörtchen. Es war umsonst. Bereits anderthalb Stunden hatte ich mich abgemüht, — Lärmen durft ich ja nicht, denn wär ich da entdeckt worden,

was sollt ich sagen? . . . ich hätt mir selbst das Urtheil geschrie-
ben und Niemand würde meinen Worten Glauben geschenkt
haben. Ich hatt' mich ja wie ein Verbrecher eingeschlichen!
Endlich fand ich an dem Seitenverschlage eine Bohle die mit
fest zu süßen schien. Ich drückte — sie gab nach — ich war frei.
Scheu schlich ich mich durch den Garten, in den ich eingetreten
war, und als ich den Stürzerhof glücklich hinter mir hatte, da
lief ich dem Almering zu, so schnell mich meine Füße tragen
mochten.

Während ich mich da quälte, aus meinem Gefängniß
herauszukommen, wartete Lisei noch immer auf mich. Es war
spät geworden, Mitternacht angebrochen und ich war noch
immer nit gekommen. Lisei — sie hat mir's später gar oft er-
zählt — saß an ihrem Kammerfenster und weinte wieder. Jetzt
wurd' es ihr weh und bang um's Herz. „Warum kommt er
nit, nachdem er so heftig gethan, warum?“ fragte sie sich
immer . . . aber gezweifelt hat sie doch keinen Augenblick an
meiner Unschuld! — Immer und immer wieder hatt' sie einen
Grund zu meiner Entschuldigung. Wie sie so in ihrem Leid
in den Hof hinausschaute, sah sie plötzlich einen Mann die Ein-
friedigung ersteigen und überspringen, und als der Hofhund
anschlug, sich rasch auf den Boden werfen. Im nächsten
Augenblicke flog ein mit süßem Branntwein getränktes Stück
Brod dem Hunde zu, worauf dieser bald verstummte. Das
kount' nig Gutes bedeuten! Sie stand noch ein Weilchen
ruhig da, sah wie der Mann am Boden hinkroch zu dem
Hollunderbaum am Hause, hörte das gedämpfte Geräusch der
Säge, dann weckte sie, ohne sich weiter zu besinnen, ihren
Vater. Der Wolfenbauer zitterte vor Wuth, als ihm Lisei
die Ursach' kurz mitgetheilt, und stand sogleich auf. Lisei
öffnete er die Thüre vom Flez (Flur) und stürzte mit einem
wilden Sprung auf den am Baum Beschäftigten zu, der ihm
den Rücken zuehrte.

„So verworfen bist Du, Melcher?“ schrie er mit vor
Wuth zitternder Stimme, indem er den Ueberraschten faßte.
Er hatte in der That gedacht, nur ich könnt' es sein!

Sein Gegner jedoch rang heftig mit ihm und hätte sich bald
befreit, als die Bäurin mit dem Licht erschien.

„Ur bei, Du, Du?!“ heulte der Wolfenbauer förmlich,
als er den in seiner Gewalt befindlichen Schurken erkannte.
„Du bist's also?“ stieß er gellend hervor; „hab' ich da s
um Dich verdient, elender Mensch?“

Jetzt langte auch ich am Gehöfte an und bald hatte ich die
Lage der Dinge erfaßt. „Melcher, Melcher!“ rief Lisei, als
sie mich erkannte und eilte auf mich zu. „Siehst Du, Vater,
er ist unschuldig, und Du wolltest es nit glauben!“ Mit
wenigen Worten hatt' ich den ganzen Sachverhalt aufgeklärt,

die Schändlichkeit Urbei's geoffenbart. Der Bauer war außer sich vor Grimm und nur mit Mühe hielten wir ihn zurück, daß er den Schurken nit würgte. Durch eine mächtige Krastanstrengung gelang es indeß Urbei, den Wolfenbauern unversehens von sich zu schleudern und, ehe wir es hindern konnten, zu entkommen. Alles Nachlaufen und Nachsetzen half nig — er ist seither verschwunden und die Leut' sagen, er wär' in die Schweiz geflohen. — Sein Helfershelfer, der Grubenwaßl, aber wurd' gefänglich eingezogen und hat Alles bekannt vor Gericht. Kaum hatt' sich aber die Nachricht von des Urbei's Flucht verbreitet, da kamen auch die Gläubiger desselben herbeigeist, und jetzt erst wurd' es klar, wie es um sein Vermögen stand und wie er damit in der Stadt gewirthschafte. Mit eine Legschindel auf dem Dach war mehr sein Eigenthum und gar mancher Gläubiger zog mit leerer Tasche wieder heim, weil von des Hofes Erlös die Schulden nit gedeckt werden konnten!

Schaut, so hat sich doch Alles wieder zum Besten gewendet. Der Bauer und die Bäurin, alle haben sich durch den Schein täuschen lassen, nur Lisei nit — als alle gegen mich waren, da war sie allein mir treu geblieben und hat mich unter Thränen vertheidigt. Das werd' ich ihr nimmer vergessen, so lang ich leb' und wenn sie in mein Haim kommt, sag' ich euch, ich will ihr jeden Wunsch von den Augen ablesen, denn sagt es nur, sagt es, ist sie nit ein Prachtmädel? ..."

„Gewiß, sie ist es!“

Eine Schuldige.

Von Friedrich Friedrich.

Das wirkliche Leben bietet oft passendere Stoffe zu einem Drama oder einem Romane als die Phantasie eines Dichters erfinden kann. Man muß einzelne Handlungen nur bis zu ihren ersten Motiven verfolgen und darf die Seelenkonflikte, durch welche sie hervorgerufen sind, oder welche sie nach sich ziehen, nicht außer Acht lassen. In ihnen besätigen sich denn die Worte, welche Goethe im Faust spricht:

„Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's pakt, da ist's interessant.“

Ich war seit erst anderthalb Jahren Rechtsanwalt und Notar in B. und hatte viel Glück gehabt, denn meine Praxis war in der kurzen Frist eine ziemlich ausgedehnte geworden, sie nahm fast meine ganze Zeit und all meine Kräfte in Anspruch. Der günstige Erfolg, den ich so rasch errungen, hatte bei meinen Collegen einiges Aufsehen hervorgerufen und zugleich die Meinung, daß ich in B. besonders einflußreiche Gönner haben müsse. Diese Meinung war eine irrige. Ich besaß keinen einflußreichen Gönner und war fast gänzlich unbekannt in B. angelangt. Nur eine tüchtige Arbeitskraft und den festen Willen, mich durch alle Hindernisse durchzukämpfen, hatte ich mitgebracht, beide würden mich indeß nur langsam weiter gebracht haben, hätte mir das Glück nicht in anderer Weise beigekommen.

Ich hatte einige Vertheidigungen mit besonderem Glücke vor den Geschworenen durchgeführt, mein Name war in den Zeitungen anerkennend genannt, ich gewann Vertrauen und gehörte in kurzer Zeit zu den gesuchten Rechtsanwälten in B. Es verstand sich von selbst, daß ich Alles aufbot, um das so rasch errungene Vertrauen nicht wieder zu verlieren.

Ermüdet durch eine sehr angestrengte Tagesarbeit, saß ich eines Abends allein auf meinem Zimmer. Ich hatte die Akten bei Seite gelegt und war fest entschlossen, an diesem Abende an Nichts was mit dem *corpus juris* nur irgend wie in Verbindung stand, zu denken, als mein Dienstmädchen eintrat und mir meldete, daß mich eine ältere Dame in Geschäftssachen zu sprechen wünsche. Ich ließ die Dame bitten, am folgenden Morgen wieder zu kommen, da ich sie an diesem Tage nicht mehr annehmen könne. Das Mädchen richtete meinen Auftrag aus, kehrte aber sogleich zurück und theilte mir mit, daß die Dame mich dringend bitten lasse, sie nicht zurückzuweisen, sie müsse mich sprechen und zwar sofort, denn am folgenden Morgen sei es bereits zu spät.

„So lassen Sie dieselbe eintreten,“ rief ich endlich, unwillig über die Störung.

Eine ältere Dame trat ein. Forschend ließ ich den Blick über sie hinschweifen, allein ich konnte mich nicht entsinnen, die kummervollen Züge ihres Gesichtes je gesehen zu haben. Sie schien viel geweint zu haben, denn ihre Augen waren von Thränen geröthet.

Sie sprach einige Worte der Entschuldigung, daß sie mich noch zu so später Stunde störe — ich unterbrach sie, indem ich sie aufforderte, Platz zu nehmen, denn ich wollte jedes unnütze Wort vermeiden, um den Besuch möglichst abzukürzen.

Fast kraftlos brach sie auf einem Stuhle zusammen, sie mochte indeß die Ungeduld in meinen Augen gelesen haben, denn sie raffte ihre Kräfte auf, und bat mich mit Thränen, die Vertheidigung ihres unglücklichen Kindes, ihrer Tochter, zu übernehmen, welche des Diebstahls angeklagt sei und vor die Geschworenen gestellt werde.

„Wie heißt Ihre Tochter?“ fragte ich.

„Marie Steffan,“ erwiderte die Frau.

Ich erinnerte mich, diesen Namen bereits gehört oder gelesen zu haben. Ganz recht — ein junges Mädchen dieses Namens war vor Wochen verhaftet. Es war bei seinem Onkel, einem Beamten, zum Besuche gewesen, hatte die Kasse, welche derselbe verwaltete, geöffnet und eine nicht unerhebliche Geldsumme daraus entwendet. Die Zeitungen hatten darüber berichtet, ich erinnerte mich der Summe indeß nicht genau mehr.

„Wann findet die Verhandlung vor dem Schwurgerichte statt?“ fragte ich.

„Morgen früh,“ lautete die Antwort.

„Morgen früh!“ wiederholte ich erstaunt. „Und Sie fordern mich erst jetzt auf, die Vertheidigung zu übernehmen? Es ist mir unmöglich, Ihren Wunsch zu erfüllen, da ich nicht einmal Zeit habe, mich über den Sachverhalt zu instruiren.“

Angstlich, als habe sie eine abweisende Antwort befürchtet, hielt sie den Blick auf mein Gesicht geheftet. Ein schwerer Seufzer rang sich aus ihrer Brust.

„Ich habe ja leider erst gestern erfahren, daß morgen die Verhandlung stattfindet, man wollte es mir verheimlichen, um mir den Schmerz und die Aufregung zu ersparen. Ohne Zögern bin ich hierher gereist, erst vor einer Stunde bin ich hier angekommen, nehmen Sie einer unglücklichen Mutter nicht die einzige Hoffnung!“

Die hervorstürzenden Thränen ließen sie nicht weiter sprechen.

Ich fühlte Mitleid mit der unglücklichen Frau, dennoch konnte ich ihr nicht helfen. Ich theilte ihr mit, daß ihre Tochter nicht ohne Vertheidiger sein werde, da das Gericht selbst ihr einen solchen stelle.

„Das weiß ich,“ fuhr sie schluchzend fort. „alle meine Hoffnung hatte ich indeß auf Sie gesetzt. Wenn Sie wüßten, wie viele Tage und Nächte ich durchgeweint habe. Meine Tochter auf der Anklagebank! Ich bin Wittwe, all meine Liebe und Sorge habe ich auf dies einzige Kind vereint, jeden seiner Gedanken habe ich von Jugend auf verfolgt, es kann nicht schuldig sein, weil es einer solchen That nicht fähig ist! Retten Sie mir mein einziges Kind!“

Flehend hatte sie die Hände erhoben.

Vergebens suchte ich ihr auseinander zu setzen, daß ich ihrer Tochter nicht helfen könne, weil ich nicht mehr Zeit habe, die

Untersuchungsakten durchzusehen oder mich mit der Angeklagten zu besprechen, ich stellte ihr dar, daß die Geschworenen sie sicher freisprechen würden, wenn sie unschuldig sei, daß der ihr vom Gericht gestellte Vertheidiger Alles aufbieten werde, um sie zu retten — sie ließ in ihren Bitten nicht nach.

Die unglückliche Frau jammerte mich; ich begriff, wie entsetzlich es für eine rechtschaffenen denkende Mutter sein muß, ihr einziges Kind, auf welches sie alle Hoffnungen gebaut, auf der Anklagebank zu sehen.

„Gut, ich will Ihre Bitte erfüllen!“ rief ich endlich.

Wider meinen Willen erfaßte sie meine Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Durch den Schmerz der Frau hatte ich mich erweichen lassen, allein als sie fortgegangen war, sah ich ein, daß ich eine Thorheit begangen, die Vertheidigung einer Angeklagten zu übernehmen, deren Verbrechen ich nur ganz unbestimmt aus Zeitungsnachrichten kannte. Sehr leicht konnte ich durch dieses unüberlegte Versprechen meinen günstigen Ruf als Vertheidiger einbüßen, ich hatte es indeß einmal gegeben und mußte es halten.

In unzufriedener Stimmung wollte ich an diese Sache bis zum folgenden Morgen nicht weiter denken, allein immer und immer wieder kehrten meine Gedanken darauf zurück. Ich kannte die Angeklagte nicht und dennoch nahm sie mein ganzes Interesse in Anspruch.

Zeitig am folgenden Morgen begab ich mich nach dem Gerichtsgebäude, um vor dem Beginn der Verhandlung die Untersuchungsakten flüchtig durchzulesen. Ich hatte nicht einmal mehr so viel Zeit, mir einige Notizen zu machen. Konnte ich mich auch auf mein Gedächtniß verlassen, in diesem Falle konnte mir dasselbe kaum etwas nützen, meine Vertheidigung mußte ganz nutzlos sein, denn das Verbrechen war unzweifelhaft bewiesen und die Angeklagte hatte dasselbe in der Voruntersuchung auch unumwunden eingestanden; ja ich fand nicht einmal einen Punkt, an den sich der Antrag auf Milderungsgründe knüpfen ließe. Ich hatte eine Thorheit begangen, für eine so sicher verlorene Sache als Vertheidiger aufzutreten.

Ich begab mich in den Sitzungsaal. Der vom Gerichte gestellte Vertheidiger war mir befreundet. Er blickte mich erstaunt an, als ich neben ihm Platz nahm.

„Sie haben eine unfruchtbare Sache übernommen,“ sprach er.

„Haben Sie keine Hoffnung?“ fragte ich.

„Nicht die geringste; die Angeklagte ist sogar geständig.“

„Sie kennen dieselbe?“

„Ich war vor einigen Tagen bei ihr.“

„Wie ist sie?“

„Es ist nichts mit ihr anzufangen,“ entgegnete mein Kollege. „In einigen Punkten gesteht sie hundertmal mehr ein als sie nöthig hat, und in anderen verweigert sie hartnäckig jede Auskunft, selbst mir gegenüber.“

„Sie meinen über den Verbleib des entwandten Geldes?“ warf ich ein.

„Ganz recht. Darüber schweigt sie hartnäckig.“

„Es scheint noch ein besonderes Geheimniß damit verknüpft zu sein,“ bemerkte ich.

„Natürlich! Allein der Rufuf mag sie vertheidigen, wenn man nicht einmal darüber aufgeklärt ist. Ich vermute, die Angeklagte ist schlauer und verstockter, als sie aussieht; sie wird das Geld sicher versteckt haben und hofft es nach Verbüßung ihrer Strafe zu verzehren.“

Ich hatte hiergegen Mehreres einzuwenden, allein in diesem Augenblicke wurde die Angeklagte in den Saal geführt und nahm mein ganzes Interesse in Anspruch. Es war eine interessante, noch jugendliche Erscheinung, denn sie zählte erst einundzwanzig Jahre. Ihr Gesicht war feingeschnitten und die Blässe desselben wurde durch das reiche dunkle Haar doppelt stark hervorgehoben. Lange dunkle Wimpern beschatteten die Augen, die sie nicht aufzuschlagen wagte. Ihre Gestalt war mittelgroß und zierlich gebaut.

Ich hatte mir die Angeklagte anders vorgestellt, sie fesselte mich und ich war nicht im Stande, den Blick von ihr zu wenden. Das waren nicht die Züge einer Verbrecherin. Mein Kollege hatte entschieden Unrecht, die Angeklagte konnte nicht schlau und verstockt sein. Ihre ganze Erscheinung machte mehr den Eindruck einer büßenden Magdalena.

Die Verhandlung begann.

Die Angeklagte hielt sich an der Brüstung der Anklagebank, ihre feine weiße Hand zitterte. Auf die einleitenden Fragen des Vorsitzenden nach ihrem Namen und ihrem Alter antwortete sie leise, mit bebender Stimme. Man hörte wie schmerzlich ihr jedes Wort war.

Der Staatsanwalt las nun die Anklage vor. Die Angeklagte bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, unter ihren Fingern rannen Thränen hervor. Noch hatte sie keinen einzigen Blick auf die Tribüne geworfen, welche dicht mit Neugierigen erfüllt war, denn dieser Fall hatte viel Aufsehen erregt.

Der Thatbestand war nach der Anklage folgender: Marie Steffan war bereits seit mehreren Monaten in dem Hause ihres Onkels Schenk, eines Beamten, zum Besuche gewesen. Sowohl ihr Onkel wie dessen Familie hatten sie ihres freundlichen und bescheidenen Wesens wegen sehr gern gehabt; sie war wie ein Kind gehalten und hatte nie Ursache zur Unzu-

friedenheit oder zu einer Klage gegeben. Marie ging öfters allein aus, um eine Freundin zu besuchen und blieb zuweilen mehrere Stunden fort, allein weder ihr Onkel noch dessen Frau fanden darin ein Unrecht, da sie zu Marie das größte Vertrauen hegten. Schenk war auf acht Tage verreist. Die Kasse, welche er verwaltete, hatte er ohne Besorgniß in einem wohlverschlossenem Pulte in seinem Arbeitszimmer zurückgelassen; er mußte häufig Dienstreisen unternehmen und noch nie war ihm auch nur ein Pfennig aus der Kasse entchwunden. Als er zurückkehrte und die Kasse revidirte, um den Betrag derselben an die Hauptkasse abzuliefern, fand er zu seinem Schrecken, daß ihm 600 Thaler fehlten. Sie konnten nur gestohlen sein, da er genau wußte, daß sie vor seiner Abreise sich in der Kasse befunden hatten. Marie war nicht zu Hause, als er diese Entdeckung machte. Seine Frau, der er das Fehlen des Geldes mittheilte, konnte darüber keine Auskunft geben und da er gegen Niemand Verdacht hegte, wandte er sich in der ersten Bestürzung an die Polizei. Ein Polizeikommissär geleitete ihn heim, um die näheren Umstände zu untersuchen und sein Auge sah sofort, daß nur eine Person aus dem Kreise der Familie selbst das Geld entwendet haben könne, da ein Fremder jedenfalls den ganzen Bestand der Kasse genommen haben würde. Das Geld hatte aus zehnthäligen Kassenanweisungen bestanden und sich in einem Briefcouverte befunden, auf dem die Summe, die Geldsorte und der Datum, an welchem dasselbe in die Kasse gelegt war, notirt waren. Das Schloß des Pultes zeigte nicht die geringste Verletzung; es konnte, da Schenk den Schlüssel mit sich genommen hatte, nur mit einem Nachschlüssel geöffnet sein. Der Kommissär richtete seinen ersten Verdacht auf das Dienstmädchen, obgleich dasselbe bereits mehrere Jahre lang bei Schenk diente und nie zu solchem Verdachte Veranlassung gegeben hatte. Während er noch mit der Durchsuchung der Sachen des Dienstmädchens beschäftigt war, kehrte Marie heim. Sie erbleichte, als sie den Polizeibeamten erblickte. Diesem entging der Ausdruck in ihrem Gesichte nicht, und obgleich Schenk behauptete, für seine Richte in jeder Beziehung eintreten zu können, bestand der Kommissär doch auf der Durchsuchung ihrer Sachen. Marie ließ dieselbe ohne Widerstand geschehen. In einer nur von ihr benutzten Kommode fand sich das Couvert, in welchem das Geld gesteckt hatte und ein Schlüssel, der zu Schenk's Pult paßte. Die Diebin war entdeckt und wurde verhaftet. Fast bejammungslos wurde sie in das Gefängniß gebracht. Es wurde noch ermittelt, daß das Dienstmädchen Marie eines Morgens sehr früh aus dem Zimmer ihres Onkels hatte kommen sehen. In der Voruntersuchung hatte die Verhaftete die That offen eingestanden, aber jede Auskunft über den Verbleib des Geldes verweigert und

trotz aller Nachforschungen der Polizei war nicht die geringste Spur, wo sie das Geld gelassen haben konnte, entdeckt.

Soweit reichte die Anklage.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes wandte sich nun wieder an die Angeklagte, welche noch immer das Gesicht mit den Händen bedeckt hielt und laut schluchzte. Es waren Thränen der Verzweiflung und der bittersten Reue, mit dem sie die Anklagebank neigte. Sie gestand das Verbrechen offen ein. Früh an einem Morgen hatte sie sich in das Zimmer ihres Onkels begeben, den Kasten desselben mit einem Nachschlüssel geöffnet und das Geld aus der Kasse genommen. Ueber den Verbleib des Geldes gab sie trotz aller Mahnung des Vorsitzenden nicht die geringste Auskunft; auf alle deshalb an sie gerichteten Fragen bewahrte sie Schweigen.

Der Polizeikommissär wurde vernommen, ebenso der Onkel des Angeklagten. Schenk sprach sich auch jetzt noch über seine Nichte mit den günstigsten Worten aus. Er versicherte, daß sie ihm nie eine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, er habe ein so großes Vertrauen in sie gesetzt, daß er ihr ohne Bedenken seine Kasse anvertraut haben würde. Er kenne sie von Jugend auf, sie sei stets ein gutes und folgsames Kind gewesen und durch ihre Mutter nach den strengsten und rechtschaffensten Grundfäden erzogen. Er würde auch jetzt noch nicht glauben, daß sie das Verbrechen begangen habe, wenn sie es nicht selbst eingestanden hätte. Eine Erklärung dieser That vermöge er sich nicht zu geben, entweder habe sie dieselbe im Zustande völliger Unzurechnungsfähigkeit gethan, oder sie sei das Werkzeug einer Verführung geworden.

Das Urtheil einiger anderer Zeugen über die Angeklagte lautete gleich günstig, noch jetzt sprachen Alle mit Liebe von ihr und bedauerten sie aufrichtig.

Noch einmal wandte sich der Vorsitzende an die Angeklagte und fragte sie, wo sie das Geld gelassen habe; er ermahnte sie, sich nicht selbst durch ihr hartnäckiges Schweigen jeden Anspruch auf ein milderer Urtheil zu verschließen, er wies sie darauf hin, daß die ihr näher Stehenden noch jetzt mit Liebe von ihr sprächen, sie möge sich dieser Liebe durch ein offenes Geständniß würdig zeigen.

Ich beobachtete die Angeklagte genau. Die Worte des Vorsitzenden schienen einen tiefen, erschütternden Eindruck auf sie zu machen. Sie kämpfte und rang mit sich, allein sie beharrte in ihrem Schweigen.

Der Gerichtshof sah von der Hinzuziehung der Geschworenen ab, da die Angeklagte die That eingestanden hatte. Der Staatsanwalt stellte den Strafantrag, der auf vier Jahre Zuchthaus lautete und motivirte denselben. Er glaubte, der Gerichtshof müsse über das geringste Strafmaß von zwei Jah-

ren Zuchthaus hinausgehen, weil die Angeklagte durch ihr Verbrechen zugleich einen großen Vertrauensbruch gegen ihren Onkel, der ihr stets nur Gutes erwiesen, begangen und durch ihr hartnäckiges Schweigen jeden Anspruch auf eine mildere Beurtheilung verloren habe.

Ich konnte nur Weniges für die Angeklagte sagen. Ich hob hervor, daß ich sie nicht kenne und sie nur nach dem Eindrucke, den die Verhandlung auf mich gemacht habe, beurtheile, darnach könnte ich, wenn ich auch an dem Thatbestande des Verbrechens nicht zu zweifeln vermöchte, doch in der Angeklagten weniger eine Verbrecherin als eine Unglückliche, eine Verführte und eine Beklagenswerthe erblicken. Es liege auf der Hand, daß ihrem Schweigen über den Verbleib des Geldes ein ganz anderes Motiv zu Grunde liege, als der Staatsanwalt annehme. Es sei ein Geheimniß damit verknüpft und ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, die Angeklagte schweige nur deshalb darüber, um nicht eine andere Person bloßzustellen; sie nehme lieber die ganze schwere Last der Schuld auf sich und biete sich freiwillig zum Opfer dar. Das zeuge von einem starken und edlen Herzen, und da das Motiv, welches die Angeklagte zum Schweigen bewege, ein edles sei, so werde auch der Gerichtshof zu der Ueberzeugung gelangen, daß er es mehr mit einer Unglücklichen als mit einer Verbrecherin zu thun habe, das Unglück müsse aber stets unser Mitleid und eine milde Beurtheilung in Anspruch nehmen. Mein Antrag lautete auf das geringste gesetzlich zulässige Strafmaß von zwei Jahren Zuchthaus.

Der Gerichtshof zog sich zurück und verkündete nach kurzer Berathung das Urtheil — es lautete meinem Antrage gemäß, da sich der Gerichtshof meiner Anschauung angeschlossen hatte.

Die Angeklagte hatte während der ganzen Zeit regungslos, mit dem Kopfe auf die Brüstung der Anklagebank gelehnt, dagelesen. Als der Vorsitzende ihr das Urtheil mittheilte, fuhr sie mit lautem Aufschrei empor und brach dann ohnmächtig zusammen.

Ich hatte einige Worte mit ihr sprechen wollen, allein ohnmächtig wurde sie aus dem Sitzungssaale getragen. Ich fühlte mehr Mitleid mit ihr als ich je mit einem Verurtheilten empfunden hatte, denn ich war fest überzeugt, daß das Urtheil in diesem Falle über eine wirklich Unglückliche hatte gefällt werden müssen.

Meine Berufsgeschäfte gestatteten meinen Gedanken nicht, sich lange und viel mit diesem Falle zu beschäftigen.

Wochen waren seitdem verfloßen, als eines Tages die Mutter der Verurtheilten wieder zu mir kam. Aus ihren Zügen sprach noch ein tieferes Leid als das erste Mal, wo ich sie sah. Nachdem sie mir für meine Vertheidigung ihrer Toch-

ter gedankt hatte, theilte sie mir mit, daß sie seit dem Tage der Verurtheilung ihrer Tochter krank darnieder gelegen. Ihre noch schwachen Kräfte zeigten, daß sie noch immer nicht vollständig wieder genesen war. Am Tage zuvor hatte sie ihr unglückliches Kind in der Strafanstalt besucht, und den Bitten der Mutter war es endlich gelungen die Unglückliche zu einem Geständniß zu bewegen.

Marie hatte während ihres Besuches in B. einen jungen Baumeister Namens Mende kennen gelernt, sie hatten sich öfter gesehen und die äußeren Vorzüge des jungen Mannes hatten ihr Herz gefangen genommen. Sie hatten sich heimlich verlobt und Mende hatte ihr verschiedene Gründe angeführt, weshalb die Verlobung noch ein Geheimniß bleiben müsse und sie dringend gebeten, gegen Niemand ein Wort darüber zu erwähnen, selbst gegen ihre Mutter nicht. Heimlich hatten sie sich stets getroffen. Mende hatte ihr eines Tages mitgetheilt, daß er in der größten Verlegenheit sei, ja er sei verloren, wenn er nicht binnen drei Tagen die Summe von 600 Thaler herbeischaffe; seine ganze Stellung, ja sein Leben hänge davon ab. Er bekomme zwar wenige Tage später bestimmt das Geld, allein es nütze ihm nichts, wenn er es nicht zu dem bestimmten Tage habe. Er besitze keinen Freund, dem er sich anvertrauen und der ihm helfen könne. Der Schmerz des Geliebten hatte Maria gequält, um ihn zu retten, hatte sie das Verbrechen begangen. Der Schwere und Tragweite desselben war sie sich nicht bewußt geworden. Mende hatte ihr das feste Versprechen gegeben, ihr das Geld in denselben Scheinen zurück zu erstatten, sie hatte es dann wieder in die Kasse ihres Onkels legen wollen und Niemand würde es entdeckt haben. Zu diesem Zwecke hatte sie auch das Couvert, in welchem ihr Onkel das Geld bewahrt, sorgfältig aufgehoben. Mende hatte sie im Stiche gelassen. Er hatte ihr gesagt, er verreise auf zwei Tage und war nicht wieder gekehrt, sie hatte deshalb das Geld vor der Zurückkunft ihres Onkels nicht wieder in die Kasse legen können. Sie hatte ihrer Mutter den Namen des Mannes, der ein so namenloses Elend über sie gebracht, genannt, damit diese ihn mahne, das Geld Schent zurück zu geben.

Dies Alles theilte mir die Frau schluchzend mit.

„Kennen Sie den Baumeister Mende?“ fragte ich.

Die Frau verneinte es.

„Er steht nicht in dem besten Rufe. Auch ich kenne ihn nicht persönlich, habe indeß Verschiedenes von ihm gehört, was mich durchaus nicht für ihn einnimmt. Hat Mende darum gewußt, daß Ihre Tochter das Geld aus der Kasse ihres Onkels genommen?“

„Mein unglückliches Kind bestreitet dies,“ gab die Frau

zur Antwort. „Sie will die That allein ausgedenkt und ausgeführt haben, sie liebt ihn immer noch!“

„Und deshalb will sie die Strafe allein tragen?“ warf ich ein. „Glauben Sie, daß die Idee, das Geld aus der Kasse Schenk's zu nehmen, in dem Kopfe Ihrer Tochter entstanden ist?“

„Nein, nein!“ rief die Frau. „Mein Kind hat ja nie einen unredlichen Gedanken gehabt. Sie nimmt deshalb die ganze Schuld auf sich, um den Geliebten zu retten.“

„Dieser Mensch verdient ihre Liebe nicht,“ entgegnete ich. „Es ist mir lieb, daß Sie mich gebeten haben, die 600 Thaler von ihm zurück zu verlangen, ich werde ihn bei dieser Gelegenheit kennen lernen.“

„Ich selbst kann nicht zu ihm gehen, ich bin nicht im Stande, ihn zu sehen; sagen Sie ihm indeß, wie namenlos elend mein Kind durch ihn geworden ist. Selbst wenn sie die Strafzeit überlebt, wird sie die Schande doch nie überwinden!“

„Sie ist noch jung und hat noch ein langes Leben vor sich,“ warf ich beruhigend ein.

„Um so schlimmer für sie, denn um so länger wird sie leiden,“ entgegnete die Frau und fügte dann fragend hinzu: „Würde das Geschick meiner Tochter ein milderes sein, wenn der Baumeister sie zu der That überredet hätte, wenn er den ersten Gedanken in ihr dazu angeregt?“

„Ihre Strafe wird dieselbe bleiben, aber auch er würde bestraft werden,“ gab ich zur Antwort.

„Dann forschen Sie nicht weiter nach, denn der Gedanke, ihn gerettet zu haben, scheint das Einzige zu sein, was der Unglücklichen einigen Trost gewährt.“

Die Frau verließ mich. Noch an demselben Tage begab ich mich zu dem Baumeister Mende. Als ich vor der Thür seiner Wohnung angelangt war, stand ich einen Augenblick still, denn aus seinem Zimmer tönte lustiges Lachen. Er war nicht allein, denn das Lachen kam von einer Frauenstimme. Es erschütterte mich. Dieser Mensch befand sich in lustiger Gesellschaft, während das unglückliche Mädchen, welches durch ihn so elend geworden war, im Zuchthause saß!

Ich pochte an. Ein großer schlankgewachsener Mann öffnete die Thür — es war Mende. Forschend ließ ich den Blick über ihn hinschweifen. Die Züge seines Gesichtes waren edel geformt, sein dunkles Auge blickte leuchtend, es war eine interessante Erscheinung, allein einem schärferem Blicke konnten die Furchen in seinem Gesichte nicht entgehen, welche durch ein ausschweifendes Leben hervorgerufen waren.

Auf dem Sopha saß eine junge Dame, auf dem Tische standen mehrere bereits geleerte Weinflaschen.

„Was wünschen Sie?“ fragte der Baumeister über die Störung unwillig, mit ziemlich barschem Tone.

„Sie zu sprechen,“ entgegnete ich.

„Dürfte ich fragen, in welcher Angelegenheit? Sie sehen, daß ich Besuch habe, daß mir augenblicklich also die Zeit fehlt.“

„Das Geschäft, welches mich zu Ihnen führt, kann in wenigen Minuten abgemacht werden,“ bemerkte ich.

„Bitte, so kommen Sie,“ sprach er. „Länger habe ich aber in der That keine Zeit.“

Er führte mich durch das Zimmer in ein Nebengemach.

„Was wünschen Sie?“ wiederholte er hier, ohne mich zum Sitzen aufzufordern.

Ich nannte meinen Namen und fügte hinzu: „Ich komme im Auftrage der unglücklichen Marie Steffan, um die 600 Thaler zurück zu verlangen, welche Sie von derselben erhalten haben.“

Der Baumeister zuckte bei diesen Worten erschreckt zusammen, das Blut wich ihm aus den Wangen und einige Augenblicke lang schien er nicht im Stande zu sein, ein Wort zu erwidern. Er sagte sich indeß rasch.

„Ich verstehe Sie nicht!“ entgegnete er. „Ich kenne keine Marie Steffan und habe noch weniger von einer solchen 600 Thaler empfangen. Sie müssen sich wohl in der Person irren.“

„Wenn Sie der Baumeister Wende sind, irre ich nicht,“ gab ich zur Antwort.

„Der bin ich, wiederhole aber noch einmal, daß ich Sie nicht begreife.“

Die dreiste Stirn, mit welcher dieser Mann Alles zu leugnen wagte, erbitterte mich.

„Gut,“ rief ich, „so wird mein nächster Weg zur Polizei und zum Staatsanwalt führen, damit Sie durch dieselben daran erinnert werden, daß Ihrewegen ein unglückliches Mädchen im Zuchthause sitzt.“

Ich wolte mich der Thür zuwenden. Er schien diese Entschiedenheit nicht von mir erwartet zu haben, denn mit leise bebender Stimme rief er: „Bleiben Sie.“

Er schien nach Fassung zu ringen, vielleicht sann er auf einen Plan, meiner Forderung zu entgehen.

Ich blieb stehen und hielt den Blick forschend auf ihn gerichtet.

„Sie drohen mir mit der Polizei und dem Staatsanwalt,“ sprach er, „ich habe beide nicht zu fürchten. Ich habe allerdings von Marie Steffan 600 Thaler erhalten und werde dieselben auch zurück zahlen, nur heute ist mir dies nicht möglich.“

„Also jetzt begreifen Sie mich, jetzt kennen Sie das unglückliche Mädchen, das nur durch Sie so elend geworden ist!“ entgegnete ich.

„Ich habe nicht gewußt, daß sie das Geld ihrem Onkel entwandt hat,“ erwiderte er, wandte indes bei diesen Worten das Gesicht ab.

„Und wenn Sie es nicht gewußt hätten, hatten Sie ihr nicht versprochen, das Geld in wenigen Tagen zurückzugeben?“

„Es war mir nicht möglich, sonst würde ich mein Versprechen gehalten haben.“

„Sie haben nichts gethan, um das Elend des unglücklichen Mädchens, welches sich für Sie geopfert hat, zu mildern!“

Er zuckte mit den Achseln.

„Ich habe dieses Opfer nicht verlangt.“

„Jedenfalls scheint Sie das Geschick des armen Mädchens wenig zu betrüben, denn ich hörte, wie lustig Sie so eben lachten!“

„Mein Herr, ich bin nicht gewohnt, mir von Fremden über mein Thun oder Lassen Vorwürfe machen zu lassen!“ rief er.

„Ich habe anerkannt, die 600 Thaler empfangen zu haben, ich habe mich erboten, sie zurückzuzahlen, damit ist das Geschäftliche zwischen uns wohl beendet!“

„Noch nicht,“ entgegnete ich. „Ich möchte bestimmt den Zeitpunkt wissen, wenn Sie das Geld zurückzahlen wollen.“

Er schwieg einen Augenblick und nagte an der Unterlippe.

„Morgen Mittag,“ gab er zur Antwort. „Ich werde es Ihnen gegen eine Quittung senden.“

„Noch Eins. Sie waren mit Marie Steffan verlobt?“ fragte ich.

„Ich glaube das Geschäftliche ist beendet — meine Zeit ist beschränkt,“ warf er ein.

„Ah, die Dame nebenan nimmt sie in Anspruch?“ fuhr ich fort. „Ich kann dem unglücklichen Mädchen wenigstens die Versicherung geben, daß es das große schwere Opfer für einen Mann gebracht hat, der desselben nicht würdig ist.“

„Mein Herr, vergessen Sie nicht, daß Sie sich in meiner Wohnung befinden!“ rief der Baumeister.

Ihm nur mit einem verächtlichen Blicke antwortend, verließ ich das Zimmer — ich hatte den Charakter dieses Mannes hinreichend erkannt und war zugleich in meiner Ueberzeugung befestigt, daß er das unglückliche Mädchen zu dem Verbrechen verleitet hatte.

Am folgenden Morgen war der Baumeister Mende aus B. verschwunden. Er hatte sich in gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnissen befunden und hinterließ viele Schulden. Erst nach längerer Zeit erfuhr ich, daß er nach Amerika geflohen war und daß ihn dort sein Geschick ereilt habe, denn er war wegen einer dort verübten Betrügerei in das Gefängniß gekommen und bei einem Fluchtversuche verunglückt.

Nach einigen Monaten fertigte ich im Namen der Mutter

des unglücklichen Mädchens ein Gnadengesuch für Marie an und sie wurde wirklich begnadigt. Das Glück des armen Mädchens war indeß für immer vernichtet. Ich lernte sie näher kennen und ihren wirklich edlen Charakter schätzen und würdigen.

Erst nach ihrer Begnadigung gestand sie, daß Mende sie dazu bewogen hatte, das Geld aus der Kasse ihres Onkels zu nehmen.

Ihre Mutter starb kurze Zeit nach ihrer Begnadigung. Ihr Onkel, der nach einer andern Stadt versetzt war, nahm sie bereitwillig wieder in sein Haus auf, und es konnte wohl nichts günstiger für ihren Charakter sprechen als dieser Umstand. — Ich sah sie nach Jahren wieder — sie war still, sanft und in sich gekehrt. Ihre kummervollen Züge verriethen, wie schwer sie noch immer litt.

Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß die hier angeführten Namen, nicht die richtigen sind, denn mehrere der betreffenden Personen leben heute noch.

Die beiden Wölfe von Eberstein.

(Eine Erzählung aus dem Jahre 1849)

Von M. Bara d.

Wer jemals einen Sommer in Baden-Baden zubrachte, verjämte gewiß nicht, die Perle der Ausflüge in die Umgebung, das reizend gelegene Schloß Eberstein, zu besuchen, das sich unter der großen Zahl der Schloßruinen in der Umgegend allein in seiner pittoresken Alterthümlichkeit erhalten hat. In dem lieblichen Murgthal ragt die alte Feste mit ihren Zinnen und Thürmen auf einer Felsplatte hoch über dem Städtchen Gernsbach hervor, umgeben von riesigen Tannen und gewaltigen Eichen, als imposantes Denkmal eines halben Jahrtausends und grüßt schon aus weiter Ferne die Besucher des schönen Thales, auf dessen Sohle in vielfachen Windungen die spiegelklare Murg dahinrauscht und in ihrem Laufe Weißenbach, Gernsbach und Rothenfels berührt, Namen die dem Touristen, der die Orte einmal sah, ewig unvergeßlich sein werden.

Einst war die Burg bewohnt von den Grafen von Eberstein, den Herren der ehemaligen Grafschaft Eberstein, die seiner Zeit wohl eines der schönsten Stückchen des jetzigen Großherzogthums Baden umfaßte, das gewiß nicht mit Unrecht der Garten Deutschlands genannt wird.

Die alten Grafen von Eberstein, deren Geschlecht längst ausgestorben ist, waren angesehenene mächtige Herren, deren einige noch jetzt im Volksmunde fortleben und deren Thaten durch Poesie und Malerei verherrlicht wurden.

Ich erinnere nur an Uhlands schöne Ballade: „Graf Eberstein,“ — und an das Freskogemälde Gözenbergers unter der Badener Trinkhalle, darstellend den gewaltigen Sprung des Grafen Wolf von Eberstein, der sich vor den verfolgenden Bürttembergern nur dadurch rettete, daß er sich wohl 100 Fuß tief mit seinem Rosse in die Fluthen der Murg stürzte und unverfehrt das jenseitige Ufer erreichte.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts, zur Zeit da die Franzosen unter Duras die Pfalz und den Rheingau verwüsteten, brannte ein großer Theil der Schloßgebäulichkeiten nieder — ob aus Unachtsamkeit, ob angesteckt von den civilisirten Vandalen, ist nicht völlig erweislich. Zwar wurden dieselben wieder nothdürftig hergestellt, doch zerfiel das Schloß seit jener Zeit immer mehr und mehr, so daß es bald vollständig zur Ruine ward. — Lange lag dasselbe in Trümmern; erst im Laufe dieses Jahrhunderts erstand es wieder auf Befehl des Großherzogs Leopold, in dessen Besitz das Schloß gekommen war, nach den ursprünglichen Plänen in seiner vollen Schönheit und Alterthümlichkeit, die noch erhöht wird durch die innere Einrichtung, die fast ausschließlich aus mittelalterlichem Mobilien besteht.

Als besonders anziehend erscheint der Rittersaal, in welchem die stattlichen Rüstungen der alten Ebersteiner an den Wänden stehen — Gestalten längst vergangener Zeit. Unter ihnen befindet sich als die schönste die glänzende Prunk-Rüstung jenes Wolf von Eberstein, des kühnen Springers.

Dieser Saal spielt eine wesentliche Rolle in meiner nachfolgenden Erzählung, deßhalb bitte ich den freundlichen Leser, die Länge meiner Einleitung zu entschuldigen. —

Gegen Ende Juni des ereignißreichen und verhängnißvollen Jahres 1849 herrschte ein eigenthümlich bewegtes Leben in dem sonst so ruhigen Städtchen Gernsbach. Seltzam uniformirte und bewaffnete Haufen füllten alle Straßen und Plätze, unter welchen einzelne Sprecher den aufmerksamen Zuhörern mit heftigen Gebarden ein stattgehabtes Ereigniß mitzutheilen schienen, bei dessen Anhören der ganze Haufe in wildes Geschrei und nicht enden wollende Hohnrufe ausbrach.

Nur hin und wieder zeigte sich das ängstliche Gesicht eines

Bürgers, dessen um die Schulter hängende schwarz-roth-goldne Schärpe hinreichend bewies, daß er sich nur zur Ausübung irgend einer Amtsthätigkeit unter dem Schutze der bis zum Fanatismus verehrten Farben auf die Straße gewagt hatte. Besorgt lauschend näherte sich bisweilen der Besizer eines solchen Gesichtes einer solchen Gruppe und schlich sich nach Anhören der Erzählung mit noch viel besorgteren Mienen hinweg, um den Seinigen das Gehörte mitzutheilen.

Vor dem Gasthause „zum Stern,“ am belebtesten Plage des Städtchens, unweit der Murgbrücke, hielt ein mit allerlei Lebensmitteln beladenes Fuhrwerk, bespannt mit einem Kieper, dessen Aeußeres schon hinreichend bewies, daß er die Tüchtigkeit der Militärtauglichkeit längst hinter sich hatte, weshalb er ungestört im Besitze seines seitherigen Eigenthümers hatte bleiben dürfen. Ein ehrwürdiger alter Herr von soldatischem Aussehen saß auf dem Sitze und neben ihm ein bildschönes Mädchen mit glänzend braunem Haar, das in dichten Flechten sich um die Schläfe schmiegte. — Mengstlich schaute sie mit den großen dunkeln Augen bald auf die wogenden Menschenhaufen, bald auf den leise vor sich hin scheltenden alten Herrn und ein Seufzer der Befriedigung entrang sich endlich ihrer Brust, als derselbe dem Braunen die Peitsche gab, um in mäßiger — dem Alter des Thieres angemessener — Eile den Heimweg anzutreten. Eben hatte das Pferd den ersten Schritt vorwärts gethan, als das Mädchen mit eifriger Hast dem Alten in die Zügel griff und keines Wortes fähig, stumm auf einige auf den Platz sprengende Reiter zeigte.

„Was ist Dir denn, Louise?“ frug verwundert der Alte.

Doch was er, mit dem Blicke dem ausgestreckten Arme des Mädchens folgend, sah, mußte jedenfalls dem alten Herrn hinreichend interessant dünken, um die bereits begonnene Heimfahrt zu unterbrechen. Er steckte deshalb die Peitsche wieder in den an der Seitenwand des Sitzes befindlichen Stiefel und legte die Zügel dem Braunen auf den Rücken, worüber dieser durchaus nicht ungehalten zu sein schien.

Doch es ist Zeit, dem Leser den alten Herrn und seine schöne Begleiterin vorzustellen.

Es war Herr Holzer, ein ehemaliger Feldwebel aus der Zeit der napoleonischen Kriege, der bereits seit zwanzig Jahren den Militärdienst quittirt hatte, um Castellan des Schlosses Eberstein zu werden, welche Stelle er der Gnade seines fürstlichen Gebieters zu danken hatte, damit er von den vielen Strapazen seiner Jugend im Alter in sorglicher Behaglichkeit ausruhen könne. Kein Wunder war es deshalb, daß Holzer mit schwärmerischer Liebe und Verehrung an seinem Fürsten und Herrn hing, den ein verblendeter Theil seiner Unterthanen jüngst aus seinem Lande vertrieben hatte. — Das Mädchen au

der Seite Holzers war dessen einziges Kind Louise, der Augapfel des alten Herrn und seiner gleichfalls hochbetagten doch noch rüstigen Gattin, der man ihre sechzig Jahre nicht ansah, wenn sie den Schlüsselbund in der Hand vor den vielen Besuchern des Schlosses hertrippelte, um ihrem Amte als Führerin nachzukommen.

Louise, wie schon erwähnt, ein sehr schönes Mädchen, war etwa achtzehn Jahre alt und hatte durch die Munificenz der Großherzogin, die bei mehrmaligen Besuchen des Schlosses das blühende Mädchen lieb gewonnen hatte, eine sehr gute Erziehung erhalten, die ihr für den Fall, daß sie sich nicht verheirathen sollte, eine völlig selbstständige Stellung ermöglichte. Dieser Fall war aber kaum vorauszusehen, da man allgemein annahm, daß der künftige Gatte Louisiens wohl auch der künftige Schloßcastellan sein würde — eine Aussicht, die abgesehen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Mädchens, Manchem die Hand desselben wünschenswerth machen konnte. Louise war deshalb auch von Verehrern aller Art umschwärmt, aber Keiner konnte sich ihrer Gunst rühmen, ein Umstand, der ihr den Ruf des Stolzes und Hochmuths und bei den Gernsbacher jungen Burjschen den Spottnamen „die Prinzess“ verschaffte.

Dieser dem jungen Mädchen gemachte Vorwurf war aber ein völlig unverdienter. Louise war durchaus nicht unempfindlich für das Gefühl der Liebe und der Grund, weshalb sie die mehr oder minder offenen Bemerkungen manches recht respectablem Gernsbacher Bürgersohnes zurückwies, war keineswegs Kälte von ihrer Seite, sondern im Gegentheile Liebe, heiße und innige Liebe zu einem jungen Manne, mit welchem wir bald bekannt werden sollen.

Herr Holzer also war es und Louise, die verschiedene Lebensmittel eingekauft hatten, da mit der Stelle des Castellans zugleich ein sehr einträgliches Wirthschaftsrecht verbunden und das Schloß zudem mit viel Einquartierung bedacht war, die den alten Herrn nöthigte, alle Tage vom Schlosse in's Städtchen zu fahren, um die nöthigen Einkäufe zu besorgen. Eben wollte er wieder heimkehren, als er — oder vielmehr der Braune — durch Louisiens Hand aufgehalten wurde.

Der Grund war folgender:

In sausenstem Galopp sprengte eben der bekannte Freischaarenoberst Blesker mit seinem Stabe auf den Platz; unter seinen Begleitern befand sich ein Reiter, der des haltenden Wagens kaum anständig geworden, alsbald an denselben heranritt und dem Alten und dessen Tochter mit freundlichem Gruß vertraulich die Hand bot. Ein aufmerksamer Beobachter hätte hierbei bemerken können, daß der junge Mann und die erglühende Louise einen Blick des Einverständnisses mit einander

tauschten und daß der Händedruck für eine einfache Begrüßung ziemlich lange dauerte.

„Junge“ — rief Holzer mürrisch — „bist Du's wirklich? Reitet Dich denn der leibhaftige Satan, daß Du Dich diesem Gejindel anschließest, um gegen Deinen Fürsten und Herrn zu ziehen?! — Da soll doch gleich — —“

„Stille, Vater — um Gotteswillen!“ flüsterte Louise, besorgt, daß die Umstehenden den polternden Alten hören könnten.

„Lieber Oheim“ — erwiderte der junge Mann, dem bittenden Blicke Louisens Folge leistend und den Unwillen niederkämpfend, der auf seinem Angesichte zu lesen war — „Jeder hat seine Ansichten! — Ich will mir keine Mühe geben, Dir die Deinigen zu benehmen, lasse mir dagegen die Meinigen! — Uebrigens muß ich mit Dir reden; Du bekommst Einquartierung — der Oberst und der ganze Stab — —“

„Was!? — noch mehr Einquartierung!!“ schrie trotz des wiederholten warnenden Ziehens an seinem Rockschöß der aufgebrachte Castellan — „da schlage doch gleich ein Donnerwetter. . . .!“

„Mergere Dich nicht, lieber Oheim, — es ist nicht zu ändern; übrigens muß ich gleich mit Dir gehen, die Räumlichkeiten zu bezeichnen — ich habe den Dienst, ich bin Quartier machender Offizier vom Stabe.“

„So kommen Sie, Herr Quartiermacher!“ rief mürrisch der Castellan und hieb auf den armen Braunen ein, daß dieser erschreckt über die ungewohnte Behandlung in einer Galopp sein sollenden Gangart, mit seiner Last davon humpelte.

Lächelnd trabte der junge Mann wieder an die Seite des Erzürnten, nachdem der Braune in den gewohnten soliden Schritt verfallen war, und ritt schweigend neben dem Wagen her.

Mit finstrem Blick betrachtete der alte Soldat den stattlichen Reiter, dessen Schnürrock, eng anliegende Weinkleider und Kanonenstiefel den Studenten verrathen hätten, auch wenn die steile Quarte auf der Wange des schönen ausdrucksvollen Gesichts und die langen wallenden Locken unter dem mit der stereotypen rothen Feder geschmückten Calabreser nicht sichtbar gewesen wären.

„Zanke nur, Oheim,“ begann dieser endlich, nachdem der Wagen von der Hauptstraße abgelenkt und den bequemen Fahrweg nach dem Schlosse eingeschlagen hatte — zanke nur, aber dann sei vernünftig und bedenke, daß geschehene Dinge nicht zu ändern sind!“

„Himmel-Kreuz-Donnerwetter!“ brach jetzt der Alte los, den Louise vergeblich zu beschwichtigen suchte, „na, gewisser Bursche, ich soll vernünftig sein — ich!! Ist der junge Herr in den paar Jahren, die er in Heidelberg studirte, schon so klug

geworden, daß er mir Vernunft predigen kann? Da soll ja gleich eine ganze Brigade von Donnerwettern drein schlagen!"

"Sei doch nur nicht so aufgereg't, Vä'terchen," bat Louise jetzt mit sanfter Stimme, "lasse Leopold erst erzählen, wie er unter die Freischaaren kam und dann wird er hoffentlich so vernünftig sein, zu bedenken, daß es, ein Unrecht gut zu machen, nie zu spät ist!"

"Unrecht? Verzeihe Bäschen, eines Unrechtes bin ich mir nicht bewußt. Was ich that, ist Recht, ist Pflicht eines jeden Mannes von Herz und Sympathie für unser großes deutsches Vaterland. Was ist denn Unrechtes an unserem Wollen? Wir streben nur nach Einigkeit, nach Einigung der ganzen großen deutschen Nation, auf daß sie in Europa endlich einmal eine ihrer würdige Stellung einnehme! Dies ist mein Ideal — ist unser Ziel! Was ist hieran Unrechtes?" —

"Das fragst Du noch, Mensch!" rief der Alte wieder, doch minder heftig als zuvor, "Ihr habt den edelsten Fürsten vertrieben und Du fragst noch, was hierbei Unrechtes sei? Eine — Republik — das verdammte Wort will mir nicht aus der Kehle — wollt Ihr gründen, und Du, der Sohn meiner Schwester, gibst Dich zum Helfershelfer einer solchen Schändlichkeit her! Wui!"

Der junge Mann begnügte sich, die Ausbrüche des Oheims mit einem Lächeln zu beantworten und nickte nur verstohlen Louisen zu, als diese ihm hinter dem Rücken des Vaters ein Zeichen gab, nicht weiter über dieses Thema zu sprechen.

"Laß doch für jetzt diese Auseinandersetzungen," sagte sie dann. "Ihr habt ja hinreichend Zeit dazu, Eure Meinungen auszutauschen, wenn wir zu Hause sind. Leopold soll uns lieber erzählen, was für eine Neuigkeit es ist, die sie soeben in's Städtchen brachten."

"Du hast Recht, Louise," erwiderte der Alte begütigt, "ich will dem Musje Sausewind den Kopf waschen, wenn wir zu Hause sind; schieß' los, Leopold, mit Deiner Neuigkeit!"

"So wißt Ihr's noch nicht? Wir haben einen großen Sieg erfochten bei Durlach; die Preußen sind total geschlagen und haben sich, verfolgt von den Unsern, über den Neckar zurückgezogen! Ein preußisches Landwehr-Regiment ist zu uns übergegangen!"

Ueberrascht von der unerwarteten Nachricht, starrte Holzer seinen Neffen an; dann erwiderte er, indem der arme Braune einen neuen furchtbaren Stieb erhielt: "Geschlagen? über den Neckar zurückgezogen? Pah! wer's glaubt; das wird wieder eine der Nachrichten sein, wie sie der Stelzenhans — oder wie der Kerl heißt — verfaßt und wie Ihr sie täglich an alle Ecken pappt! Was geschlagen? die Preußen lassen sich von Euch

Freischärlern nicht schlagen; die kenne ich besser, noch von anno 13 her! Wer brachte Euch die Nachricht?"

"Einige Fähnlein Freischaaren, die heute früh in die Festung einrückten, und gestern selbst im Feuer gestanden waren!"

Jetzt lachte Holzer laut und vergnügt auf: „Und die sind, weil sie die Preußen bis über den Neckar zurückgetrieben haben, im Eifer der Verfolgung bis nach Rastatt zurückmarschirt? Ha, ha, ha!“

Betroffen von der Richtigkeit der Bemerkung des alten Soldaten erröthete der junge Mann und schaute verlegen vor sich nieder.

„Bestelle lieber Quartiere in der Schweiz für Deine Sieger,“ rief der Castellau, dann wieder lustig mit der Peitsche knallend, als er durch das Schloßthor in den Hofraum fuhr, „ich fürchte mein Schloß liegt ihnen zu nah am Neckar und — in 3 Tagen sind die Preußen hier!“

Einige Tage waren verstrichen seit dem Eintreffen der Siegesnachricht, die Holzers Heiterkeit in solchem Maße erregt hatte, daß er auch jetzt noch seine gute Laune bewahrte, obschon das ganze Schloß mit einquartierter Mannschaft belegt war und er sogar, trotz seines Protestes, die Zimmer hatte öffnen müssen, die sein „allernädigster Herr“ bei seinem Aufenthalt zu bewohnen pflegte. Einen einzigen kernhaften Fluch aus seinen Feldwebeltagen hatte er ausgestoßen, als er die Schlüssel an den Obersten Blesker verabsolgt hatte; dann rieb er sich wieder heimlich lachend die Hände und tröstete sogar seine verzweifelnde „Alte,“ die hundertmal des Tages behauptete, diese den „allerhöchsten Zimmern“ angethane Schmach nicht überleben zu können.

„Na — gib Dich zufrieden, Alte, vielleicht morgen schon kommen die Preußen und jagen das Gefindel aus dem Lande! dann bohnst Du Deine Zimmer neu, räucherst sie tüchtig aus und Alles ist wieder beim Alten!“

Nur als sein Nefse, der als einer der Adjutanten Bleskers ebenfalls in dem Schlosse Quartier hatte, die Wohnung des Castellans betreten wollte, um in gewohnter herzlicher Weise mit seinen Anverwandten zu verkehren, schwand seine gute Laune wieder und er erklärte ihm rund heraus, der „Herr Adjutant“ habe hier Nichts zu thun. Und als ihm Leopold erwiderte, er wolle sich nur nach dem Befinden seiner lieben Tante erkundigen, bekam er als einzige Antwort: „Ein Mensch, der die Waffen gegen meinen allernädigsten Herrn führt, hat keine Tante hier zu suchen!“ Und damit schloß er ihm die Thüre vor der Nase.

Verstimmt über des Oheims Troß und Eigensinn, wie Leopold Wolf des biedern Castellans ehrliche Geradheit nannte,

zog er sich wieder in sein im Hauptgebäude des Schlosses befindliches Zimmer zurück und warf sich in die Ecke des Sopha's. Unwillkürlich stellte er Betrachtungen an über sonst und jetzt.

Wie herzlich war er sonst von der Castellans-Familie aufgenommen worden, wenn er von dem benachbarten Kastatt, dessen Lyceum er besuchte, zu längerem Ferienbesuche kam. Wie freundlich reichte dem Unbemittelten der biedere Oheim jeweils nach Durchsicht seiner Schulzeugnisse ein Geldgeschenk mit den Worten: „Da, mein lieber Junge — bleibe ferner brav und fleißig, so kann Dir's nicht fehlen in der Welt und Du gründeest Dein und Anderer Glück!“

Und jetzt? Er war wohl auf des Oheims Tadel gefaßt — er kannte ja dessen sprüchwörtlich gewordene Anhänglichkeit an seinen „allergnädigsten Herrn“ — aber er hoffte ihn in kurzer Frist besänftigen, ja sogar überzeugen zu können, daß man mit seiner Zeit vorwärts schreiten müsse und nicht festhalten dürfe an sinnlosen Traditionen und fünfzigjährigen Erinnerungen.

Schmerzlich enttäuscht und nicht ohne ein Gefühl von Bitterkeit gegen den eigenjinnigen Oheim trat er auf die Terrasse, wo er Louise zu treffen überzeugt war, die daselbst die Oberaufsicht über das Bedienungspersonal der dortigen Restauration zu führen hatte.

Eine große Anzahl von Offizieren — größtentheils ehemalige Unteroffiziere, die durch die Wahl ihrer Untergebenen den Offiziersrang erhalten hatten, befand sich hier, um an dem heißen Morgen sich nebst dem Genuß der herrlichen Natur durch einen kühlen Trunk zu erquicken. Lebhaft gestikulirend besprachen sie inzwischen wieder neu eingetroffene Siegesnachrichten und Einer derselben machte seinen Gefühlen Luft, indem er einen Trinkspruch ausbrachte auf die gänzliche Vernichtung des Preußenheeres. Eben war das jubelnde dreifache Hoch verhallt, als Leopold die Terrasse betrat. Ein Blick flammte in seinem Antlitz auf, als er Louise, die das wilde Gebrüll nach frischem Getränke veranlaßt hatte, selbst das Verlangte an den Tisch der Offiziere zu bringen, mit Bornröthe auf den Wangen sich eben der tölplichen Zudringlichkeiten eines derselben erwehren sah. Mit einem Sprung war er an Louissens Seite und stieß den Frechen, der gerade den Arm um Louissens schlanke Hüfte legen wollte, zurück, daß er taumelnd zu Boden fiel.

Wüthend raffte sich dieser wieder auf, riß den Säbel aus der Scheide und drang auf Leopold ein. Aber der junge kraftvolle Student, an Körpergewandtheit dem durch seine Angetrunkenheit noch mehr unbeholfenen Gegner weit überlegen,

hatte im nämlichen Augenblick den erhobenen Arm desselben gefaßt und ihn entwaffnet.

Mit vor Zorn bebender Stimme sprach er sodann zu dem Verblüfften: „Zurück, Herr! Wenn Sie sich durch die Züchtigung, die Sie durch Ihre gegen diese Dame begangene Unverschämtheit zuzogen, beleidigt fühlen, so vergessen Sie nicht, daß Sie Offizier sind! Ich bin bereit, Ihnen jeder Zeit Genugthuung zu geben!“

„Ich werde Dich finden, elender Federfuchser!“ erwiderte der Andere, indem er schäumend vor Wuth von seinen Kameraden weg gebracht wurde, „nimm Dich vor mir in Acht!“

Verächtlich wandte Leopold dem Maulhelden den Rücken und führte Louise an ihren Platz am Buffet zurück.

Bleich und zitternd vor Aufregung über den eben stattgehabten Vorfall reichte ihm Louise die Hand und dankte ihm herzlich für sein männliches Auftreten, das sie vor der beschämenden Behandlung seines Waffengefährten bewahrt habe. Leopold zuckte zusammen; mißtrauisch und verbittert durch des Oheims Benehmen, hörte er nur den leisen Vorwurf in Louisens Worten.

„Auch Du, Louise!“ — brauste er auf — „auch Du hast nur Vorwürfe für mich?“ —

„Vergib, lieber Leopold, ich fühle nur Dank für Dich in meinem Herzen; Dir Vorwürfe machen zu wollen, bin ich weit entfernt — Du bist in Bezug auf Dein Thun nur Dir verantwortlich!“

„Nur Dank? — O Louise, so willst auch Du Dich von mir lossagen, wie Dein Vater?! — Nur Dank und keine Liebe mehr wie früher?“ — fragte Leopold, indem er Louisen bewegt und forschend in's Antlitz sah.

Louise erröthete und schlug die Augen nieder. „O, Leopold, — sprach sie dann zögernd, und eine Thräne glänzte bei diesen Worten in ihrem schönen Auge — „Du weißt es, daß mein Herz Dir gehört, auch wenn Dein Thun Dich von mir scheidet.“

Stürmisch ergriff der junge Mann die Hand des geliebten Mädchens: „Louise, Dir allein ist bekannt, wie nur zwei Dinge, seit ich Mann geworden, mir Herz und Sinn erfüllten, — die Liebe zu Dir und der Drang nach Freiheit und Größe meines Vaterlandes! Nur mit meinem Leben wird jene erlösen — aber der Erreichung dieses hohen Zieles gehört mein ganzes Sein, all' mein Denken, Schaffen und Streben! — Durfte ich nun, da unser Volk aus seiner langen Lethargie zu erwachen anfängt, feige zurückbleiben? Konnte ich diesem Drange in meiner Brust widerstreben? — Nein, meine Louise, Du selbst — vor der mein Inneres schon seit Jahren klar und

offen da liegt — hättest mich verachten müssen, hatte ich nur die Früchte genießen und nicht um ihre Erreichung mitkämpfen wollen! — Die Sache, der ich meine Kräfte weihe, ist die edelste und höchste; vertraue deßhalb mit mir der Gerechtigkeit des Schicksals, das ihr sicher den Sieg verleihen wird!“

Louise schüttelte trübe lächelnd das Köpfchen: „Du dienst einer verlorenen Sache, mein Leopold; gedenke der Worte unseres großen Dichters:

Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gebeh'n! —

Leopold, — blicke um Dich — auf Deine Mitkämpfer! — Welcher Art glaubst Du wohl wird die Freiheit sein, die Du der Welt mit diesen Streitern erkämpfen willst? Wird sie wohl dem Ideale gleichen, wie Du es in der kühnen Phantasie trägst? — Nein, mein Geliebter, diese wilden Gestalten, die nur zu gewinnen, Nichts zu verlieren haben, sind nicht im Stande die Wohlfahrt zu befördern; die Freiheit, die sie schaffen können, gleicht nicht dem hehren Bilde, das in Deiner Brust lebt: — Nur Gesetzlosigkeit und Anarchie folgt ihren Tritten — und diese kann wohl eine Zeit lang die Oberhand behaupten in Deutschland, nie aber vollständig Sieger werden über des Volkes geraden und gesunden Sinn! — deßhalb, mein Leopold, dienst Du einer verlorenen Sache und — uns scheidet sie!“

Ernst und bewegt blickte der junge Mann in das still weinende Anlitz des lieblichen Mädchens:

„Weßhalb verzagst Du so, geliebtes Herz? — Sieh', ich kann's nicht denken, daß dieses gewaltige Mütteln an den Ketten, in die des deutschen Volkes Geist und beste Kraft gelegt wurde, dieselben nicht zerbrechen sollte! — Die jetzige Erhebung gleicht nicht mehr der des vorigen Jahres; nicht eine Parthei nur ist es, die die Waffen ergriff — nein, das Volk selbst steht da und fordert, was es so lang vergeblich erbeten hatte — Freiheit und Recht! — Diese beiden Namen sind es, welche die Revolution erzeugten; weiter und weiter wird sie um sich greifen über ganz Europa, bis die Völker alle frei sind, bis die Herrscher alle“ —

„Um Gottes Willen“ — unterbrach ihn Louise, denn eben erscholl dumpf vom gegenüber liegenden Berge her ein Kanonenschuß, jetzt wieder einer und noch einer — und donnernd rollte das Echo der Bergwände dieselben weiter über das herrliche Thal.

Leopold sprang auf und stand im Nu auf dem Kranze der Schloßmauer und spähte hinüber nach dem Berge, woher man das Schießen vernahm.

Bum! erscholl es eben wieder — bum, — bum! und hoch-

auf wirbelte der Dampf der Geschütze und verrieth sowohl Position als Zahl derselben.

Bum! ertönte es jetzt auch auf dem diesseitigen Murgufer und zugleich vernahm man in dem Städtchen die wirbelnden Trommeln des Generalmarsches, der die zerstreuten Freiheitsmänner an ihre Sammelplätze rief.

Hastig schwang sich Leopold wieder von der Mauer herab rief dem unterm Thor erscheinenden Diener zu, die Pferde vorzuführen; dann trat er mit blitzendem Auge zu Louise: „der Augenblick ist da, der Kampf beginnt, — lebe wohl, Geliebte, mich ruft die Pflicht!“

„O Leopold — wenn Du mich liebst, so bleibe, — bethellige Dich nicht an diesem Kampfe!“ bat Louise bleich und zitternd, „noch ist es Zeit, vielleicht heute Abend schon ist's zu spät, Dich von deinen Genossen los zu machen!“

„Was verlangst Du, Louise?“ erwiderte Leopold ernst, „soll ich das Leben mit meiner Ehre erkaufen?“

„Herr Hauptmann Wolf!“ rief jetzt eine Stimme im Hofe.

„Zu Befehl, Herr Oberst!“ antwortete Leopold, umschlang hastig noch einmal die Geliebte und eilte zu seinem Vorgesetzten in den Schloßhof.

Eiligst schwangen sich beide auf die Pferde und im Galopp sprengten sie hinab in's Thal, wo der beginnende Kampf immer allgemeiner wurde.

Noch wandte Leopold sich in dem Sattel und winkte der leise weinenden Louise einen Abschiedsgruß zu, dann verschwand er in dem Walde.

Louise aber erhob die thränenschweren Augen gen Himmel und im heißen Gebete flehte sie, daß Gott den Geliebten beschützen möge.

Am 28. Juni war das Peucker'sche Armeecorps über Ettlingen und das Albthal marschirt, um von württembergischem Gebiete aus die Badenjer in der rechten Flanke zu umgehen und so die Murglinie zu gewinnen. Dasselbe machte deshalb einen äußerst anstrengenden Marsch über die Höhen des Dobel und brach am Morgen des 29. auf, um gegen Gernsbach einen überraschenden Angriff zu unternehmen.

Nach einigen gewechselten Schüssen nahm die Vorhut der Reichstruppen ein Verhau zwischen Gernsbach und Loffenau und unaufhaltsam drang nun das Gros vor und begann um die Mittagszeit den Kampf um das Städtchen.

Die Insurgenten besetzten in Eile die auf dem rechten Murgufer gelegenen Häuser und beschossen kräftig den anrückenden Gegner. Da warf dieser Granaten in die Häusergruppe, die eine furchtbare Verwüstung anrichteten; in wenigen Minuten standen achtzehn Häuser in Flammen und die Vertheidiger, hierdurch zum Verlassen dieser Position gezwun-

gen, zogen sich über die einzige Brücke zurück auf das linke Murgufer, um hier dem weitern Vordringen des Gegners Einhalt zu thun.

So stand der Kampf etwa um 3 Uhr Mittags. Bienter hatte sich bisher, ohne persönlichen Antheil am Gefechte zu nehmen, in der Nähe der Murgbrücke aufgehalten. Jetzt gab er Befehl eine Barrikade an derselben zu errichten und übergab das Commando daselbst seinem Adjutanten, Hauptmann Wolf, der ihn stürmisch darum ersucht hatte. Er selbst begab sich hierauf an den linken Flügel, da er dort — wie man ihm bösslich nachsagte — den am wenigsten gefährlichen Weg zur Flucht in's Dosthal frei hatte.

Leopold, der schon auf dem rechten Murgufer tapfer mitgefochten und durch einen Granatsplitter unbedeutend verwundet war, übernahm die Vertheidigung der Barrikade mit einer Energie, wie sie bisher noch nirgends gezeigt worden war. Von Kugeln umsaust stand er zu Füßen der auf der Barrikade aufgestellten schwarz-goldenen Fahne und ließ durch seine Tirailleure ein kräftiges Feuer nach dem jenseitigen vom Feinde besetzten Ufer unterhalten.

Da zudem der unmittelbar vor der Barrikade liegende Theil der Brücke ungangbar gemacht und das Wasser durch die zur Flößerei nothwendigen Schleußen bis zu einer Höhe gestaut worden war, daß ein Durchwaten der Murg nicht zu befürchten stand, so konnte Leopold bei der Kampflust seiner unterstellten Mannschaft, die durch die kaltblütige Entschlossenheit des Führers zu wahrhaftem Heldenmuth begeistert wurde, mit Zuversicht darauf rechnen, daß er allen Anstrengungen des Feindes, die Brücke zu nehmen, Troß bieten könne.

Auch einem etwaigen Brande hoffte er zu begegnen, indem er durch die Einwohnerschaft unaufhörlich Wasser auf die Speicher tragen ließ, um jedes Zünden einschlagender Granaten sofort zu ersticken.

So war es allmählig 5 Uhr geworden. Da — plötzlich bemerkte Leopold ein reißendes Sinken des Wassers; der Feind hatte die Stauschleußen aufgefunden und aufgezogen.

Jetzt erkannte der tapfere junge Mann mit Entsetzen, daß ein längeres Halten der Position kaum mehr möglich sein konnte, wenn die Reichstruppen anfangen, die Murg zu durchwaten. In der That wurde ihm auch bald gemeldet, daß oberhalb des Städtchens eine starke feindliche Abtheilung den Uebergang forcirt habe und nun seine Rückzugslinie bedrohe.

Wie ein Lauffeuer durchheilte diese Nachricht die Reihen der Freischaaren und als nun ein dichter Tirailleurschwarm zu beiden Seiten der Brücke durch die Murg gegen seine Position vorzurücken begann, da wankten die bisher so tapferen Ver-

theidiger und einer nach dem andern verschwand von seinem Platze, um sich in Sicherheit zu bringen.

Mit Aufbietung seines ganzen Ansehens suchte Leopold dem allgemeinen Fliehen Einhalt zu thun — doch vergeblich. Nur noch von einigen wenigen Kämpfern umgeben, entschloß auch er sich endlich zum Rückzuge. Zähneknirschend riß er die Fahne von der so heldenmüthig vertheidigten Barrikade und beschloß nochmals einen Versuch zu machen, außerhalb des Städtchens die Flüchtigen wieder zu sammeln. Zu diesem Zwecke suchte er sein Pferd auf, das er an einem weniger exponirten Platze unter der Hut seines Dieners zurückgelassen hatte.

Mühsam gelangte er durch den Schwarm der Fliehenden an jene Stelle und sah mit Staunen, wie jener Offizier, den er heute Morgen zu Boden gestürzt hatte, sich mit seinem Diener herumtritt.

„Her mit dem Pferde!“ hörte er jetzt denselben rufen, indem er zugleich dem Diener die Zügel entriß und sich in den Sattel schwang.

„Halt Bube — das Pferd ist mein!“ rief da Leopold, indem er sich Bahn brach und mit kräftiger Hand die Zügel faßte.

„So nimm dies dafür!“ entgegnete der Andere und ein gewaltiger Hieb sauste hernieder auf Leopold, daß er betäubt und blutend zu Boden sank, während der Glende davon sprengte.

Mitleidig rafften ihn die letzten seiner Begleiter von der Erde auf und schleppten den Bewußtlosen hinaus aus dem Städtchen, in welches eben mit lautschallendem Hurrah-Ruf die Penker'schen Truppen einrückten.

Mit unsäglicher Anstrengung trugen ihn die Getreuen die steile Höhe hinan, die sich unmittelbar hinter dem Städtchen erhebt und betteten ihn endlich auf dem weichen Moosboden des dicht mit Tannen bepflanzten Bergrückens. Noch so lang ihm Einer ein gefeuchtetes Taschentuch um die blutende Stirne, dann bedeckten sie ihn — da Leopold noch immer nicht zum Bewußtsein erwachte — mit Tannenzweigen, um ihn den Blicken der Patrouillen zu entziehen, die ohne Zweifel in Bälde den Forst durchstreifen mußten. Dann erst überließen sie ihn seinem guten Glücke, da sie auf die eigene Rettung bedacht sein mußten.

Als Leopold endlich erwachte aus seiner Betäubung, dunkelte es bereits; unheimliche Stille herrschte rings umher. Er richtete sich etwas auf und bejaun sich, was mit ihm geschehen; ein dumpfer Schmerz am Kopfe und das warme Blut, das an seinen Schläfen herabrieselte, vergegenwärtigten ihm nach und nach den stattgehabten Kampf und den Augenblick seiner Verwundung. Er erinnerte sich noch instinktmäßig mit der Fahnenstange den furchtbaren Hieb seines Gegners aufgehalten

zu haben, was ihn ohne Zweifel vor dem augenblicklichen Tode bewahrt hatte. So in seiner größten Noth gebrochen verletzete ihn der Hieb nur unbedeutend und allein der Blutverlust, die stattgehabte Aufregung und die Anstrengung des ganzen Tages hatten ihn in diesen lang andauernden Zustand von Betäubung versetzt.

Seine ungeschwächte Jugendkraft siegte endlich über die Schwäche, die ihn befallen: die längere Ruhe hatte ihm wohl gethan, so daß er sich wieder hinreichend kräftig fühlte, um auf seine Rettung bedacht sein zu können.

Er richtete sich behutsam auf und schaute sich um, wo er sich befände. Leicht erkannte er den Ort; unzählige Male war er schon mit Louise hierher gewandelt — er befand sich kaum eine Viertelstunde vom Schlosse.

Da erfaßte ihn eine unendliche Sehnsucht, noch einmal das geliebte Mädchen zu sehen und ihr Lebenswohl zu sagen, ehe er, vielleicht für immer, von ihr scheiden mußte. Rasch machte er sich auf, schlich vorsichtig noch mehr bergauf durch das Tannen-
gestrüpp, um auf einem möglichst unbetretenen Pfade das Schloß zu erreichen. Unangefochten gelang ihm dies; schon sah er in einer Entfernung von nur einigen hundert Schritten die von der Abendsonne beleuchteten Schloßmauern durch die Zweige schimmern. Schon überlegte er, wie er wohl der Geliebten seine Gegenwart am besten kund geben könne — da donnerte ihm aus kurzer Entfernung ein Halt entgegen und er sah die Gewehre zweier ihm so verhaßter Helmträger auf sich angeschlagen. Kaum fand er noch Zeit hinter dem gewaltigen Stamme einer Edeltanne Schutz zu suchen, da krachte auch schon ein Schuß und die Kugel schlug dicht über ihm in den Baumstamm ein, der seinen Körper deckte.

Der eine seiner Feinde hatte geschossen, aber der andere lauerte noch auf den Moment, wo er sich eine Blöße geben würde, um ihm das tödtliche Blei zuzusenden.

Leopold erkannte das Gefährliche seiner Lage vollkommen. Wenn ihm nicht gelang, den zweiten seiner Verfolger gleichfalls zu einem unvorsichtigen Schusse zu verleiten, ehe der erste sein Gewehr wieder geladen hatte, so war er verloren. Rasch entschlossen sprang er einige Schritte zurück und duckte sich eben wieder hinter einen anderen Baum, als — wie er gehofft — auch der zweite Schuß krachte, jedoch ohne ihn zu verletzen.

Mit Windeseile jagte er jetzt den Berg hinan, bis ihn das Gestrüpp den Augen seiner Feinde, die sich alsbald zu seiner Verfolgung aufgemacht hatten, entzog. Dann änderte er plötzlich die Richtung seines Weges, rannte eine Strecke thalwärts und verschwand endlich in dem zum Schlosse gehörigen Nebstücke, welches das berühmte Eberblut erzeugt und unmittelbar an die Schloßmauern angrenzt. Behutsam schlich er sich

nun in die Nähe des Portals und beschloß, hier einer günstigen Gelegenheit zu harren, um Louise von seiner Anwesenheit zu unterrichten.

Das Glück war ihm günstig.

Von den beiden Schüssen in so unmittelbarer Nähe des Schlosses erschreckt und von unerklärlicher Besorgniß getrieben, war Louise vor das Thor getreten, um die Ursache des Schießens zu erfahren. Da hörte sie plötzlich von bekannter geliebter Stimme leise ihren Namen rufen und erblickte bald, durch das Neblaub halb verhüllt, mit Entsetzen das blutige Haupt des Geliebten. Raum war sie im Stande, den Schrei des Schreckens, der sich auf ihre Lippen drängte, zu unterdrücken, als sie den Schloßweg herauf eine neue stärkere Patrouille unter Führung eines Offiziers anrücken sah.

Was war zu thun? Wie konnte sie den geliebten Verwundeten aus der steten ihn bedrohenden Todesgefahr erretten?

Wie ein Blitz durchzuckte sie plötzlich ein Gedanke: „Komm' unter den großen Balkon!“ rief sie ihm halblaut zu und wandte sich unbefangen dem Führer der Patrouille entgegen, der mit der Frage an sie herantrat, in welcher Richtung die Patrouille vormarschirt sei, die vor kurzer Zeit gefeuert habe. Louise gab die verlangte Auskunft, worauf der Lieutenant seine Mannschaft rasch in der bezeichneten DIRECTION den Berg hinanführte und bald hinter den Bäumen verschwand.

Eiligst schritt jetzt Louise nach der elterlichen Wohnung. nahm ungesehen vom Schlüsselbrette in der Wohnstube die Schlüssel zu den herrschaftlichen Zimmern, ferner eine Laterne und ein Waschseil und begab sich auf den großen Balkon, wohin sie Leopold beschieden hatte.

Raum beugte sie sich über die Brüstung, als sie auch den Kopf mit dem blutigen Tuche aus dem Neblaub auftauchen sah. Noch einmal blickte sie sich vorsichtig nach allen Seiten um, dann warf sie das eine Ende des Seils hinab, während sie das andere fest um einen Pfeiler der Brüstung schlang.

Einen Augenblick später schwang sich Leopold auf den Balkon und schloß seine Geliebte in die Arme.

„Um Gotteswillen, Leopold — schnell da hinein,“ flüsterte Louise, indem sie sich zitternd vor Angst aus seinen Armen wand, mit fieberischer Hast das große Schloßthor öffnete und den Verfolgten hineinzog. „Hier erst bist Du in Sicherheit!“

Rasch zündete sie dann den Lichtstumpf in der Laterne an, da es mittlerweile völlig dunkel geworden war und führte ihn die große Treppe hinauf, durch die „allerhöchsten Zimmer“ in den Rittersaal. Jetzt erst hielt sie an und sagte tief athmend: „Hier soll man Dich nicht finden — Du bist in Sicherheit!“

Verwundert blickte Leopold seine schöne Retterin an; es

wurde ihm jetzt erst klar, daß Louise beabsichtige, ihn hier längere Zeit zu verbergen.

„Was denkst Du, Louise?“ sagte er jetzt, „ich kann unmöglich hier bleiben in Mitte meiner Feinde; ich kam nur, um Dich noch einmal zu sehen und Dir Lebewohl zu sagen! Im Dunkel der Nacht muß ich wieder fort.“

„Und wohin? Ringsum — wohin Du Dich wenden mögest, stehen die Vorposten Deiner Feinde; ihre Patrouillen durchstreifen zahlreich in allen Richtungen die Berge, — es wäre geradezu unmöglich, durch ihre Linien zu schleichen. Deßhalb mußt Du hier bleiben, wenn auch nur für einige Tage.“

„Aber Dein Vater? Wird er mir wohl diese Zufluchtsstätte gewähren wollen?“

„Niemand darf um Deine Anwesenheit wissen, außer mir!“

„Aber wenn das Schloß Einquartierung erhalten sollte?“

„Die herrschaftlichen Schlösser sind frei von Einquartierung.“

Leopold sann einen Augenblick nach. Sich durch die aufgestellten Vorposten schleichen zu wollen, schien ihm selbst tollkühn und unmöglich; zu bleiben — in Mitte seiner Feinde, war nicht minder gefährlich. Doch dünkte es ihm möglich, sogar wahrscheinlich, daß man in einem großherzoglichen Schlosse nicht nach Rebellen suchen würde. Zudem waren ihm einige Tage der Ruhe dringend nöthig, denn die Wunde am Kopfe verursachte ihm wieder größere Schmerzen. Es blieb ihm keine Wahl — er mußte sich entschließen zu bleiben.

„Wohlan,“ sagte er endlich, indem er Louise die Hand reichte, „ich bleibe; ich vertraue Deiner Klugheit Ehre, Freiheit und Leben an!“

„Gott sei Dank, daß Du wenigstens diesmal meinen Bitten nach gibst — o hättest Du's heute Morgen schon gethan!“

Leopold erwiderte Nichts; stumm ließ er sich auf das weiche alterthümliche Sopha nieder und stützte das schmerzende Haupt in die Hand.

Louise erinnerte sich jetzt erst, daß Leopold verwundet sei.

„Warte einen Augenblick, gleich bin ich wieder bei Dir,“ sagte sie und schritt aus dem Saale.

Nach einer Weile kehrte sie wieder, mit einem Körbchen am Arme, aus welchem sie außer einigen Speisen, frisches Wasser, Charpie und Leinwand hervorbrachte, um Leopold's Wunde zu verbinden. Dieselbe erwies sich als ungefährlich, da der Hieb durch die Fahnenstange in seiner Kraft gebrochen, das Haupt nur unbedeutend verletzt hatte. Bald war Louise mit dem ungewohnten Geschäfte zu Ende; dann holte sie aus einem benachbarten Zimmer noch ein weiches Kissen herbei, schob es unter das Haupt des Verwundeten und wünschte ihm eine gute Nacht mit dem Versprechen, morgen bei Zeit nach ihm zu sehen.

Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, versank Leopold bald in tiefen Schlaf.

Am andern Morgen — es mochte etwa 4 Uhr sein — die Sonne kam gerade hinter dem Obel hervor und beleuchtete mit ihren ersten rothigen Strahlen die Zinnen Ebersteins, da fuhr Leopold aus dem Schlafe empor. Ein Schuß dicht unter den Mauern des Schlosses weckte ihn aus wilden Träumen.

Mit einem Sprung war er am Fenster und sah gerade noch, wie eine Gestalt in blauer Blouse sich an dem Seile, das Louise gestern zu seiner Rettung benützt hatte, gleichfalls auf den Balkon schwang. Noch zwei rasch aufeinander folgende Schüsse bewiesen ihm, daß der Flüchtling gleichfalls verfolgt werde. Wie ein Blitz fuhr ihm da der Gedanke durch den Kopf, daß man nach dem Verfolgten im Schlosse suchen und bei dieser Veranlassung ihn selber finden könne. Bald ward ihm Gewißheit darüber, daß diese Befürchtung nur zu sehr begründet war. Eine Patrouille unter Führung eines Offiziers, der — wie Leopold deutlich durch das Fenster sah und hörte — einige Mann beorderte, die Hofräume zu durchsuchen, während er einem anderen den Befehl ertheilte, den Castellan mit den Schlüsseln herbeizuschaffen, erschien auf dem Balkon.

Was war zu thun? In dem weiten alterthümlichen Saale bot sich nirgends ein Schlupfwinkel dar, der ihn den Augen der Suchenden hätte verbergen können. Da fiel sein Blick plötzlich auf die geharnischte Gestalt des Grafen Wolf von Eberstein. — Der mußte ihn retten!

Schnell, wie der Gedanke, der ihm gekommen, holte er die ganze zur Gestalt zusammengefügte Rüstung herab, hüllte sich selbst in Panzerhemd, Weinschienen und Harnisch, stülpte sich den prächtigen Turnierhelm mit der Grafenkrone auf's Haupt, schwang sich auf's Piedestal und erwartete nun mit festgeschlossnem Biss die Ankunft der Suchenden.

Einige Minuten mochte er an seinem Plage gewesen sein, da hörte er Schlüssel rasseln, die Thüre öffnete sich und gefolgt von dem Offizier und der Patrouillen-Mannschaft schritt der alte Holzer in den Saal, um die Durchsuchung, wie in allen übrigen Räumlichkeiten, so auch hier vorzunehmen.

Regungslos, wie aus Erz gegossen, stand Leopold auf seinem Plage, während die Soldaten den Saal durchsuchten. Keine Faser zuckte; nur das Herz schlug ihm laut unter der stählernen Umhüllung, als der Lieutenant, den die alterthümlichen Rüstungen interessirten, vor dem Piedestal stehen blieb und den Castellan befragte, wer die geharnischte Gestalt sei.

„Das ist Graf Wolf von Eberstein,“ erwiderte dienstfertig der Castellan und erzählte dem Lieutenant zugleich die ganze Geschichte von dem gewaltigen Sprunge des Grafen und seiner glücklichen Rettung, wie er sie wohl schon tausend und aber

tausendmal den Fremden vorgetragen hatte, die alljährlich das Schloß besuchten.

„Herr Lieutenant, der Saal ist durchsucht, ohne daß sich etwas Verdächtiges vorgefunden hat,“ rapportirte der Unteroffizier seinem Vorgesetzten.

„Gut — schauen wir im nächsten Zimmer,“ — antwortete der Offizier, indem er der entgegengesetzten Thüre zuschritt, die Holzer alsbald öffnete.

In dem Augenblicke, als die Mannschaft den Saal verließ, erschien Louise unter der Thüre bleich und entsetzt, denn sie glaubte nicht anders, als ihr geliebter Flüchtling sei entdeckt und verhaftet worden.

Raum ihrer Sinne mächtig, wankte sie durch den Saal und — „Louise, — Louise!“ — hörte sie leise rufen.

Lauschend blieb sie stehen; es war seine Stimme, die sie rief, also war er ja nicht verhaftet.

Blickschnell schweiften ihre Blicke durch den weiten Saal — aber nirgends konnte sie den Geliebten entdecken.

Da plötzlich schrak sie zusammen; hatte sich nicht Graf Wolf bewegt? Ja wahrhaftig, jetzt legte er militärisch grüßend die Hand an den Helm. Jetzt ward ihr Alles klar; eben noch in Verzweiflung mußte sie nun an sich halten, um nicht laut aufzulachen. Doch die Stimmen im Nebenzimmer mahnten sie zur Vorsicht. Leise schlich sie an die Thüre und lauschte. Die Soldaten verließen eben das Zimmer, um ohne Zweifel auf der dort befindlichen kleinen Treppe wieder in den Hofraum hinabzusteigen. Die Gefahr war vorüber.

„Graf Wolf,“ rief sie jetzt laut lachend, „kühner Springer, spring' her! — Du bist gerettet!“

Behende schwang sich der Pseudo-Graf vom Piedestal herab und sprang in die geöffneten Arme Louisens — welcher Sprung viel angenehmer gewesen sein soll, als derjenige, welchen 500 Jahre früher der wirkliche Herr Graf in das Bette der Murg gemacht hatte.

Inbrünstig schloß er Louise an den kalten Harnisch; doch der Kuß, den Leopold seiner reizenden Geliebten auf die blühenden Lippen drückte, war heiß — so heiß, daß den Liebenden Hören und Sehen vergangen sein mußte, denn sie hörten nicht, daß der alte Holzer, starr vor Schrecken, unter der Thüre stand, als er seine Tochter in den Armen des Grafen liegen sah.

„Alle guten Geister,“ murmelte der alte Herr und ließ den Schlüsselbund fallen.

Bei dem Geräusche fuhren die Liebenden auseinander.

„Alle Teufel, was ist das?“ rief jetzt Holzer.

„Water,“ stotterte die erröthende Louise, „es ist ein Verwundeter, ein Verfolgter.“

„Doch nicht — —?“

„Der Sohn Deiner Schwester, Oheim, wirst Du ihn seinen Feinden ausliefern?“

„Gewiß werde ich das, denn er ist mir nicht mehr verwandt, seit er Rebell geworden ist,“ sagte Holzer, indem er sich gegen die Thüre wandte, um die Patrouille zurückzurufen.

„Um Gotteswillen, Vater, Du vernichtest die ganze Hoffnung meines Lebens, — ich liebe ihn und er liebt mich!“

„Was? da soll ja! —“

„Oheim, verzeihe dem Neuen! der gestrige Tag hat mir die Augen geöffnet und mich belehrt, daß ich für eine verlorene Sache mein Blut vergoß.“

„Vater vergieb ihm — um meinetwillen,“ flehte Louise, indem sie mit thränenschweren Augen den ehrlichen Alten ansah.

Holzer wurde weich; die Thränen des einzigen geliebten Kindes trieben auch ihm das Wasser in die alten Augen. „So liebst Du ihn? Hätt' mir's denken können — na wohl, Dir zu Liebe will ich ihm vergeben; doch er muß fort, heute noch. Wenn erst Gras über die Geschichte gewachsen ist, mag er wieder kommen und dann wollen wir sehen, was mit Euch Weiden anzufangen ist.“

Stürmisch faßten die Liebenden die Hände des biedern Alten und wollten ihm danken für seine Güte, doch Holzer wehrte sie von sich ab:

„Stille — Kinder, dankt mir nicht; Dank verdient nur der — Herr Graf Wolf von Eberstein, denn er hat Leopold gerettet!“

Es bleibt wenig mehr beizufügen. Glücklich brachte der alte Holzer, welcher ohne Beauftragung von dem Obercommando der Reichstruppen einen Passirschein für sich und seine Begleitung erhalten hatte, Leopold auf dem uns bekannten kleinen Wägelcin durch die feindlichen Vorposten nach Baden.

Zu Fuße wanderte er mit einem reichen Geldgeschenke versehen, das ihm der Oheim noch zugesteckt hatte, von hier weiter und gelangte wohlbehalten über die Grenze in die Schweiz, wo er sich zurückgezogen nur mit seinen Studien beschäftigte.

Nach einigen Wonden, nachdem den bei dem Aufstande minder Betheiligten straffreie Rückkehr in das Vaterland zugestanden war, eilte auch Leopold wieder in die so lange und schmerzlich entbehrte Heimath, in die Arme seiner übergelücklichen Louise.

Kurze Zeit nachher bezog er die Universität Heidelberg, dann meldete er sich zum Staatsexamen, aus welchem er summa cum laude als wohlbestallter Doctor medicinae hervorging.

Vierzehn Tage später war Hochzeit auf Schloß Eberstein; der alte Holzer war ausgelassen lustig. Beim Hochzeitmahle erzählte er den Tischgästen die eben mitgetheilte Geschichte und schloß mit einem humoristischen Toaste auf das Wohl „der beiden Wölfe von Eberstein.“

Godtentänze.

Von Franz Poggi.

In jener Werkstatt, die bei Tag und Nacht
Sich athmend zwischen Herz und Lippe regt,
Steht plötzlich stille der lebend'ge Schlag,
Das schöne Kunstwerk, das ein Hauch bewegt:
Es ruht das Herz nun, ein gebrochen Brad,
Hörst du der seine Bau, den es gehegt,
Und über ihm in wüsten Staub zerfällt,
Wo er als Herr gethronet, die kleine Welt.

Calberon.

1.

Hei! lustig Fibern, scharfer Hall,
Wie tönst du durch die Welt!
Fürwahr es ist ein arger Schall,
Der keinem wohl gefällt;
Denn Alt und Jung wie Arm und Reich,
Noch keinem ward's geschenkt,
Und Alle fallen s e i n e m Streich,
Wenn er die Fibel schwenkt.

„Herbei, herbei zum letzten Tanz —
Muß Jeder an die Reih' —
Ich krön' euch mit dem dürren Kranz
Und keiner bleibet frei.
Herr König gib mir deine Kron',
Den Scepter golbeschwer,
Will setzen mich auf deinen Thron,
Die Schranzen rings umher.
Gib deinen Purpurmantel mir
Mit seinem Hermelin
Und Edelstein und Perlenzier,
Dein' Macht ist nun dahin!

Bald liegest du im Grab, so arm,
Darüber weht der Wind,
Die Würmer sind dein Landsknechtschwarm,
Dein fressend Hofgesind.“

„Herbei, du Mägdlein hold und zart,
Herbei, herbei zu mir,
Mußt tanzen nun nach meiner Art,
Ich spiel die Fidel dir.“
Das Kränzlein fällt ihr aus dem Haar,
Es bleicht der Wange Roth,
Die Schönheit liegt jetzt auf der Bahr',
Es küßte sie der Tod.

„Nun spiel ich wieder Ander'n auf,
Den Becher in der Hand:
Euch edlen Rittern allzuhauf,
Die ich beim Trunke fand.
Beim Humpen und beim Minnespiel
Und auf der Dirne Schoos,
Da fallen auch die Würfel viel,
Zuhei! die Lust ist groß!
Wo habt ihr euern Ehrenschild,
Des Helmes schmucke Zier?
Wo ist des edlen Wappens Bild?
's gehört nun Alles mir.
Wohl steht der blanke Krebs mir an,
Wie glänzt des Eisens Schein!
Da ist der Tod der rechte Mann,
Wenn klappert sein Gebein.
Ihr Knappen schnallt mir an die Sporn',
Reicht mir das lichte Schwert!
Ihr Ehrenholde stoßt in's Horn,
Führt aus dem Stall das Pferd!
Ich reite gern in Rittertracht
Wohl über Stadt und Land,
Zu jagen rastlos Tag und Nacht,
Die Fidel in der Hand.“

„Will reiten vor des Pastors Haus;
Sitzt er auch am Brevier,

Er muß zu meinem Tanz heraus,
Ich spiel' ihm Eines für.
Jetzt bete deine Litanei,
Den Psalm von Reu und Buß;
Dein eig'nes Grab dir benedeih',
Sprich den Mementogruß!"

Und weh' euch Meistern vielgelehrt,
Von Hochmuth aufgebläht,
Die ihr das Herz von Gott gelehrt,
Der Tod euch niedermäht!
Wie Spreu verweht ist euer Thun,
Vergessen alle Kunst,
Seht modernd cu're Bücher ruh'n,
Vergeh'n das Wort wie Dunst!

„Zuhei! ihr lust'gen Fidler all
Mit Flöt und Saitenspiel:
Vernehmet meiner Geige Schall,
Ich geig' im Kammersthl!
Die Kammer ist ein schwarzer Schrein,
Der Rab ist Kalifant,
Der singt dazu ein Lied so fein,
Wie ihr noch kein's gekannt.“

„Die Bettler fid'l ich auß der Roth,
Die Reichen um ihr Geld,
Da liegen sie armselig todt
Beisammen auf Einem Felb.“
„Hei, lustig Geigen, scharfer Hall,
Wie tönst du durch die Welt,
Ich fible schon seit Adams Fall,
Wom Herrgott selbst bestellt!“

Das ist das Länglein, schon so alt
Und immer wieder neu;
Es ist der Sünde Allgewalt —
Der Tod — ein grimmer Leu!

2.

Es trat ein fremder Ritter fein
Vor eines Fräuleins Kämmerlein
Mit lockendem Gesange.
Die Laute klang so hell darein —
's war Mitternacht und Mondenschein —
Schier ward's dem Mägdelein bange.
Die Saiten schnarrten wunderbarlich,
Wenn er darüber niederstrich —
Die Fibel war zersprungen:
O komm heraus, du schöne Magd,
Tritt zu mir her bevor es tagt —
Also hat er gesungen.
Da kam die Jungfrau scheu herfür,
Schloß sachte hinter sich die Thür,
Herfür bei Sternenscheinen.
Und ihre Wangen waren blaß
Und ihre Auglein waren naß
Als wär's von vielem Weinen.
Der Ritter gab mit holdem Gruß
Gleich auf ihr Mündlein einen Kuß,
Umring sie mit den Armen.
Und sie sank an die Brust ihm bald,
Ach aber dieses Herz war kalt,
Sie mocht' dran nit erwarmen.

Der Ritter sprach: Herzliebe Maid,
Lass't pflegen uns der Minne heut,
Wir wollen Hochzeit machen!
Die Jungfrau mit dem Köpfelein nicht,
Da er sie fest an sich gedrückt,
Doch mocht sie nimmer lachen.

Er zog sie hin auf's Blumenbeet,
Wo manches welke Röslein steht,
Zu minnen und zu kosen.
Es trugen sie die Füßlein kaum,
Da sank sie unter einen Baum,
Dort bei den welken Rosen.

Ein kalter Lufthauch weht sie an,
Es blüht auf sie der Rittermann
Und spricht: Du bist mein Eigen!
Du bist mein Lieb, du bist mein Weib,
Ich freue mich an deinem Leib,
Wenn auch die Lippen schweigen;

Wenn auch dein Blut wohl nimmer fließt,
Dein zartes Herz gebrochen ist,
Und starr der Augen Lieder.
Der Buhle dein ist Ritter „Tod“,
Er küßte weg der Wangen Roth,
Die färben sich nit wieder! —

So lag das Fräulein bleich und kalt,
Der Ritter nahm die Fidel halt
Um noch ein Lied zu singen.
Die Vöglein alle fangen auch,
Die saßen auf dem dürren Strauch —
Es war ein traurig Klingen!

3.

Heisa, lustig Musikanten,
Spielet uns ein Tänzlein auf!
Wer da mag von den Schnurranten,
Komm an meinen Tisch und sauf!
Könnt auß meinem Krüge trinken,
Aber blaßt und geigt darnach,
Daß mit meiner Dirn der flinken,
Ich die Nacht vertanzen mag!
Und bald geht zu zwei und zwoien
Los der wilde Bauerntanz,
Und sie dreh'n sich rasch im Reih'en,
Seitab fallen Haub' und Kranz;
Und die Hücklein hoch auffliegen,
Und den Jungfrau'n wird so warm,
Bis sie endlich müde liegen
Auf den Bänken Arm in Arm.

Sieh da tritt mit einer Fidel
Noch ein Musikant herein :
Holla, ich spiel euch ein Liedel,
Das die Herzen soll erfreu'n !
Auf, ihr Bursche, rührt die Beine,
Und ihr Mägdelein schwinget euch !
Solchem Tänzelein wie das meine
Ist kein and'res irgend gleich !
Und sie tanzen, bis erbleichend
All die Mägdelein sinken hin.
Bis die Bursche fallen keuchend
Nieder bei der Tänzerin !
Läßt den Kehraus nun euch geigen,
Schreit der fremde Musikant,
Ja ! im Kehraus mich zu zeigen,
Wand're ich durch Stadt und Land.
Und er streicht mit seinem Bogen,
Dreht sich lustig auf dem Wein,
Hei ! 's ist Alles nur geflogen
Bei der Lichter düst'rem Schein !
Und es klappern seine Glieder,
Und die Fidel schnarrt und pfeift ;
Alle geigt und tanzt er nieder,
Die mit dürrer Faust er greift !
Stille wird's und stiller immer,
Endlich auch die Fidel schweigt :
All' ist's mit der Lust Geflimmer,
Wenn der Tod den Kehraus geigt !

4.

Wer klopft an meiner Kammer Thür
Ich lasse Niemand ein !
Ein armes Weib ist's und ein Kind
Die müssen gar hungrig sein.
Ach ! schenkt uns einen Pfennig nur,
Ein trocken Stücklein Brod,
Es jagen uns von Haus zu Haus
Der Hunger und die Noth !

Ich hab kein Geld fürs Bettelvolk,
Hab selber kaum genug!
Schreit also — wirft die Thüre zu
Und brummt noch manchen Fluch.

Das arme Weib, das arme Kind,
Sie weinen bitterlich;
Der hat den Hunger nie gespürt,
Weil er uns wies von sich;

Der hat wohl nie zur Winterzeit
Gefroren bitterkalt,
Weil er mit solchem harten Wort
Verstieß uns mit Gewalt.

Der drinnen aber voll von Gier,
Läßt's klappern hin und her;
Viel Geld in einer Truhe zählt,
Hebt Säcke Goldes schwer.

Du edel Geld, du schön Metall,
Du heller Silberschein!
Wie lab' ich mich an deinem Glanz,
An deinem Schimmer rein!

Und wie er zählt und wie er wiegt,
Klopft's wieder an der Thür,
Ein Fremder dreht den Schlüssel um,
Fragt nit, tritt gleich herfür.

Wilst keinen Gast, komm doch zu dir,
Bitt nicht erst um Verlaub;
Sei mir gegrüßt bei deinem Schatz,
Fürcht nit, daß ich ihn raub'.

Di ch hol' ich nur — 's ist an der Zeit,
Die Truhe laß' ich steh'n;
Du sollst mit mir jetzt arm und bloß,
Aus deinem Hause geh'n.

Da faßt er ihn bei dem Genick
Und drückt ihn, daß er fällt.
Er sinket hin so starr und todt
Bei seinem Haufen Geld!

Sie legen ihn in einen Schrein —
Sechs Lannenbrettlein schlecht —
Da hat kein Gold, kein Silber Raum —
Ist g'rad für Einen recht!

Ein armes Weib, sein armes Kind
Die steh'n an einem Grab
Und beten ein Vaterunserlein
Wie man ihn senkt hinab!

5.

Ein armes schlichtes Bäuerlein
Schwitzt hinter seinem Pflug,
Hätt' bei der schweren Arbeit Pein
Des Lebens bald genug.
Die Lerchlein fliegen allzuhauf
Ins lichte Himmelblau
Und trilliriren fröhlich auf
Hin über die grüne Au.
Des Alten Blick sehnsüchtig schweift
Dem Flug der Vöglein nach:
Für euch ist leicht das Korn gereift —
Und ihr habt keine Plag!
Es keucht der Bauer, es keucht der Gaul,
Wie geht es heut so matt!
Mein Herrgott, ach, wie bin ich faul,
Fürwahr, jetzt hätt' ich's satt!
Hast du genug, ich komme schon,
Spricht leiz der Knochenmann,
Willt du, so geh mit mir davon,
Einmal mußt du doch dran.
Der Bauer wischt sich ab den Schweiß,
Es weht ihn an so kalt,
Es weht ihn an so kalt und heiß,
Da faßt's ihn mit Gewalt,
Er sinkt auf braune Schollen hin,
Sein Köpfelein stille steht,
Und ihm vergehen alle Sinn',
Noch spricht er ein Gebet:

Heil'ge Maria steh mir bei —
Trag meine Seele fort!
Die Sünden mein, o Herr, verzeih!
Das war sein letztes Wort.
Der Lerchen fröhliche Sängerschaar
Die schwebet auf und ab;
Dort tragen die Bauern eine Bahr
Und graben ein frisches Grab!

6.

Es sitzen vier Gefellen
Bei Trunk und Würfelspiel,
Die ganze Nacht sie zechen,
Wird keinem auch zu viel.

Schenk ein, du schmucke Dirne,
Füll' uns den blauen Krug,
Wir haben schon viel getrunken,
Und dennoch nit genug.

Da quillt es aus dem Fasse,
Schäumt in den Bechern auf,
Die Dirne bringt's den Gästen,
Gibt noch ein Schmäzlein drauf.

Wie freut uns Spielen und Trinken,
Dazu dein Mündlein roth!
Sei, klappern die Würfel nieder,
Sie fluchen die Schwerenoth!

Und Mitternacht vorüber,
's will schon der Morgen grau'n,
Thut dort ein fünfter Gefelle
Herein zum Fenster schau'n:

Erlaubt ihr's edle Herren,
So spiel' ich Eins mit euch:
Das Würfeln und das Trinken
Das sind zwei gute Gebräuch.

Herein, herein: mit Freuden
Seid ihr bei uns willkommen',
Wenn ihr seid ein Gefelle
Wi: wir so frisch und fromm!

Da tritt mit langen Schritten
Und auf gar dünnem Gebein
Der Gast viel höflich grüßend
Zur Kellertür herein.

Er setzt sich zu den And'ren
Mit zierlicher Manier
Und greift mit dürrn Fingern
Gleich nach den Würfeln hier.

Hat Pasch auf Pasch geworfen,
Wie's keiner noch gethan,
Und Glas auf Glas geleeret —
Da kräht der Morgenhahn.

's Zeit wohl aufzubrechen: —
Ei bleibt, wir sitzen gut!
Die Fünfe noch zechen und würfeln
Und Bieren wird heiß das Blut.

Die streiten ob manchen Wurfes,
Dazu der Fremde lacht,
Sie ziehen das Schwert vom Leder
In selber lustiger Nacht.

Du bist ein falscher Würfler, —
Laßt mir die Dirn' allein! —
Es blinken die scharfen Klingen
Beim Frühroth-Dämmerchein.

Haut zu ins Teufels Namen,
Sei keiner ein feiger Hund! —
Da liegen die vier Gefellen
Al' todt zur Morgenstund.

Die Magd will Jammer schreien,
Da tröst't sie der edle Gast:
Ei was! die blutigen Zecher,
Die liegen in Ruß und Rast.

Laß uns zwei jeko minnen,
Du kommst mir nimmer los:
Es sträubet sich die Dirne,
Er zieht sie auf seinen Schoos;

Küßt sie mit starren Lippen,
Da sinkt sie zur Erde kalt;
Denn wer mit dem Tode minnet,
Mit dem ist's zu Ende bald;

Und wenn mit dem Tode trinkt
Und würfelt so mancher Gesell,
Thut er's wohl einmal und nimmer,
Muß fahren dahin gar schnell.

7.

Viel Landsknecht stehen in dichten Reih'n,
Die Speere glänzen im Sonnenschein:
Herrgott hilf uns zu guter Schlacht,
Sei du uns gnädig Hort und Wacht!

Der Frondsberg reitet auf und ab,
Ob der Troß seine Ordnung hab',
Ein And'rer noch sprenget hinterdrein
Auf schwarzem Rößlein dürr und klein:

Der schwingt eine Sense so hell und blank,
Daß auf den Rasen gar mancher sank;
Die fielen im Blut, ruft er wieder auf,
Viel wackere Landesknecht allzuhauseuf:

Erhebt euch, zu greifen nach Schwert und Lanz!
Nun folget mir all auf die Siegeschanz!
Und still und langsam von dannen sie zieh'n,
Der Sense reiter vor ihnen hin.

Es klingen die Pfeiflein so schaurig wohl
Und die Trommeln rasseln so dumpf und hohl,
Und Alles verhallt und verschwimmt wie Duft —
Ueber die Haide weht kalte Morgenluft.

8.

Manch Stücklein noch zu geigen
Läßt tönen er hellen Klang,
Gar Viele tanzen den Reigen,
D'rauf sie gehöfft schon lang.

Das sind die Armen und Kranken,
Die er von Leiden befreit,
Und Alle in schweren Gedanken,
Dies 's Leben nimmer freut.

Und All', die jammern und klagen,
Sich härmen in manchem Gram,
Die eine Dornkron tragen
Und schweigen aus edler Scham.

So harret nur, ich erscheine,
Spiel euch den letzten Tanz,
Bald liegt ihr im engen Schreine,
Geschmückt mit dem welken Kranz.

Komm Andern ich ungelegen,
Ist ihnen mein Geigen verhaßt,
Euch bring ich erwünschten Segen,
Euch biet' ich die liebe Raft.

Die mögen Feind mich schmäh'n,
So die arge Welt gebannt;
Die aber zum Himmel aufsehen
Haben mich stets Freund genannt!

Ein Bessazar-Mahl aus dem achtzehnten Jahrhundert

Von Max Otto.

Die Gegenwart läßt uns vereinzelt Ausbrüche eines dämonischen Hasses gegen Evangelium, Königthum und alle sittlichen Ordnungen der Gesellschaft erleben, wie sie sonst nur die Zeit vor dem Ausbruch der französischen Revolution und während derselben gekennzeichnet haben. Die Annahme, solche wüthenden Mächte könnten jemals die Oberhand gewinnen, mußten dem sorgenden Blicke in die Zukunft entsetzliche Gesichte vorspiegeln. In ähnlicher Weise hat die damalige krankhaft erregte Spannung der Gemüther furchtbare Schatten der Zukunft geahnt. Eins der berühmtesten Beispiele davon, zugleich aber auch ein Beleg für das wunderbarste Zusammenreffen von Ahnung und Erfüllung, ist die sogenannte „Weissagung des Cazotte“ bei einem Gastmahl in Paris vor Ausbruch der Revolution.

Man hat mehrfach versucht, die ganze Geschichte als eine tendenziöse Erfindung darzustellen, aber durch die Art der Behauptung nichts weiter erwiesen, als gegnerische Tendenzen oder principielle Bedenken, an welche die Ereignisse sich bekanntlich zuweisen nicht lehren.

Jung Stilling theilt die Thatsache mit, welche sich in des Philosophen La Harpe Nachlaß mit der Versicherung der Wahrhaftigkeit findet und beruft sich dabei auf das Zeugniß eines ihm persönlich bekannten Freundes von Cazotte. Und so wenig wir uns seine Schlußfolgerungen anzueignen vermögen, so sehr müssen wir der unzweifelhaften Wahrheitsliebe Stillings Rechnung tragen. La Harpe war Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften, ein echtes Kind seiner Zeit, Verehrer Voltaires, ja ein Religionspötker, nachmals aber ein Christ, der mit einem freudigen Bekenntniß auf den Lippen starb. Kurz vor seinem Ende († 1803) hat er berichtet, was wir im Anschluß an seine eigenen Worte hier wiedergeben. Er erzählt: „Mich dünkt, es sei geistern geschehen und doch geschah es am Anfang des Jahres 1788. Wir waren zu Tische bei einem

unserer Collegen von der Akademie, einem vornehmen, geistreichen Manne. Die Gesellschaft war zahlreich und aus allen Ständen ausgewählt, Hofleute, Richter, Gelehrte, Akademiker u. s. w. Man hatte sich bei einer ungewöhnlich reich besetzten Tafel recht wohl sein lassen. Beim Nachtsich erhöhten Malvasier und Capwein die Fröhlichkeit bis zu einem Grad von Ungebundenheit, die sich nicht mehr in den sonst üblichen Schranken hält.

Man war ja damals überhaupt auf den Punkt gekommen, wo es erlaubt scheint, alles zu sagen, was nur Lachen zu erregen vermochte. Chamfort hatte uns von seinen gotteslästerlichen und unzüchtigen Erzählungen vorgelesen, und die vornehmen Damen hörten sie an, ohne sogar zu den Fächern ihre Zuflucht zu nehmen. Hierauf folgte ein ganzer Schwall von Spottereien über die Religion. Der eine führte eine Tirade aus der Büccelle an, der andere erinnerte an jene philosophischen Verse des Diderot, worin er sagt:

"So lange liegt die Welt in Ketten,
Bis an des letzten Pfaffen Darm
Der letzte König hängt." —

und alle klatschten Beifall zu. Ein anderer steht auf, hält das volle Glas in die Höhe und ruft: „Ja, meine Herren! ich bin eben so überzeugt, daß kein Gott ist, als ich gewiß bin, daß Homer ein Narr war.“

Allmählig wird die Unterredung ernsthafter. Man spricht mit Bewunderung von dem Umschwung, den Voltaire bewirkt hat, und man stimmt ein, daß jenes der vorzüglichste Grund seines Ruhmes sei, er habe seinem Jahrhundert den Ton gegeben; er habe so geschrieben, daß man ihn in den Vorzimmern wie in den Sälen liest. Einer von den Gästen erzählte uns in vollem Lachen, daß sein Friseur ihm, während er ihn puderte, sagte: „Sehen Sie, mein Herr, wenn ich gleich nur ein armer Kerl bin, so hab ich doch auch nicht mehr Religion als ein anderer.“ — Man schloß, daß die Umwandlung der Welt unvorzüglich vollendet sein würde, und daß durchaus Aberglauben und Fanatismus der Philosophie Platz machen müßten. Man berechnete die Wahrscheinlichkeit des Zeitpunkts, und wer etwa von der Gesellschaft das Glück haben würde, die unbedingte Herrschaft der Vernunft zu erleben. Die Aelteren bedauerten, daß sie sich dieser Hoffnung nicht schmeicheln dürften, die Jüngeren freuten sich der wahrscheinlichen Aussicht, und man gratulirte besonders der Akademie, daß sie das große Werk vorbereitet habe und eigentlich der Geburtsort der Gedankenfreiheit gewesen sei.

Ein einziger von den Gästen hatte an all dieser fröhlichen Unterhaltung keinen Antheil genommen, ja hatte sogar ganz

lacht einige Spöttereien in Rücksicht unserer schönen Begeisterung eingestreut.

Es war Herr Cazotte, ein liebenswürdiger, origineller Mann, Verfasser mehrerer witzigen Schriften.

Er nahm nun das Wort und sagte mit dem ernsthaftesten Ton: „Meine Herren, freuen Sie sich, Sie alle werden Zeugen jener großen und erhabenen Revolution sein, die Sie so sehr wünschen. Sie wissen, daß ich mich ein wenig auf das Prophezeien lege, ich wiederhole es Ihnen: Sie werden sie sehen.“

„Dazu braucht man eben keine prophetische Gabe,“ antwortete man ihm.

„Das ist wahr,“ erwiderte er; „aber vielleicht etwas mehr für das, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Wissen Sie, was aus dieser Revolution — wenn nämlich die Vernunft im Gegensatz der geoffenbarten Religion triumphirt — entstehen wird?“

„Ach lassen Sie hören,“ sagte Condorcet mit gut gespielter Einfalt, „einem Philosophen ist es nicht leid, einen Propheten anzutreffen.“

„Sie, Herr Condorcet“ — fuhr Herr Cazotte fort, „Sie werden, ausgestreckt auf dem Boden eines unterirdischen Gefängnisses den Geist aufgeben. Sie werden vom Gift sterben, das Sie genommen haben, um den Henkern zu entgehen, vom Gift, welches Sie, vom Glück jener Zeiten veranlaßt, schon lange bei sich trugen.“

Dies erregte anfangs großes Staunen, aber man erinnerte sich bald, daß der gute Cazotte bisweilen wachend träume, und man bricht in ein lautes Gelächter aus.

„Herr Cazotte,“ sagte einer der Gäste, „das Märchen, das Sie uns da erzählen, ist nicht so anmuthig, als ihr „verliebter Teufel.“ (Le Diabolo amoureux ist ein artiger kleiner Roman, den Cazotte geschrieben hat.) „Was für ein Teufel hat Ihnen denn das Berliß, das Gift und die Henker eingegeben, und was hat denn dies mit der Philosophie und mit der Herrschaft der Vernunft gemein?“

„Das ist es gerade, was ich Ihnen sage,“ versetzte Cazotte. „Im Namen der Philosophie, im Namen der Menschheit, im Namen der Freiheit und der Vernunft wird es eben geschehen, daß Sie ein solches Ende nehmen werden. Alsdann wird in der That die Vernunft herrschen, denn sie wird Tempel haben. Ja, es wird zu derselben Zeit in Frankreich keine andere Tempel geben, als Tempel der Vernunft.“

„Ich fürchte,“ sagte Chamfort mit einem höhnischen Lächeln, „Sie werden dann keiner von den Priestern dieser Tempel sein.“

Cazotte erwiderte: „Dies hoffe ich. Aber Sie, Herr von Chamfort, der Sie einer derselbigen sein werden, und es in der That verdienen, Sie werden sich die Andern durch zwei-

undzwanzig Einschnitte mit dem Rasirmesser öffnen und dennoch werden Sie erst einige Monate darauf sterben."

Man sieht sich an und lacht wieder.

Cazotte fährt fort: "Sie Herr Vicomte d'Azur, Sie werden sich die Adern nicht selbst öffnen, aber hernach werden Sie sich dieselben in einem Tage sechs mal in einem Anfall von Podagra öffnen lassen, um Ihrer Sache desto gewisser zu sein, und in der Nacht werden Sie sterben."

"Sie, Herr von Nicolas, Sie werden auf dem Schaffot sterben."

"Auch Sie, Herr Bailly?"

"Sie, Herr von Malesherbes, ebenfalls."

"Gott sei gedankt," ruft Herr Roucher; es scheint Herr Cazotte hat es nur mit der Akademie zu thun. Er hat eben ein schreckliches Gemetzel unter ihr angerichtet; ich — dem Himmel sei es gedankt —"

Cazotte fiel ihm in die Rede: "Sie? Sie werden ingleichem auf dem Schaffot sterben,"

"Ja! Er macht keine Ausnahme," ruft man von allen Seiten. "Er hat geschworen alles auszurotten." —

Cazotte: "Ach nein, ich bin es nicht, der es geschworen hat."

Die Gesellschaft: "So werden wir denn von Türken und Tartaren unterjocht werden?"

Cazotte: "Nichts weniger als das. Ich hab es Ihnen schon lange gesagt. Sie werden dann allein unter der Regierung der Philosophie und der Vernunft stehen. Die, welche Sie so behandeln, werden lauter Philosophen sein, welche immer dieselben Redensarten führen, die Sie seit einer Stunde auskramen, werden alle Ihre Grundsätze wiederholen, werden, wie Sie, die Verse des Diderot und der Bucelle aufführen."

Es geht ein Geflüster durch die Gesellschaft: "Er redet irr. Er ist krank. Aber freilich, man weiß, daß er in alle seine Scherze oft Sonderbares einmischt."

"Ja," sagte Chamfort, "aber ich muß es gestehen, diese Sonderbarkeiten sind ungemüthlich. Das ist Galgenhumor. Aber wann wird dies alles geschehen?"

Cazotte: "Es werden nicht sechs Jahre vorbei gehen, daß alles, was ich Ihnen sagte, in Erfüllung geht."

"Höchst wunderbar!" Diesmal war es La Harpe, der das Wort nahm. "Und von mir sagen Sie nichts?"

"Bei Ihnen," antwortete Cazotte, "wird ein Wunder vorgehen, das mindestens eben so erstaunlich sein wird; Sie werden alsdann ein Christ sein."

Allgemeine Heiterkeit entstand.

"Nun ich bin beruhigt," rief Chamfort, "kommen wir erst um, wenn La Harpe ein Christ wird, so sind wir alle unsterblich!"

„Wir vom schwachen Geschlecht,“ sagte nun die Herzogin von Grammont, „wir sind glücklich darin, daß wir bei der Revolution für nichts gezählt werden. Wenn ich sage für nichts, so heißt das natürlich nicht so viel, als ob wir uns nicht auch ein wenig darein mischten; aber es ist doch angenehmer, daß man sich nicht dafür an uns vergreifen wird.“

Cazotte: „Ihr Geschlecht, meine Damen, wird Sie diesmal leider nicht schützen, auch wenn Sie sich in nichts mischen wollen. Man wird Sie gerade wie die Männer behandeln und keinen Unterschied machen.“

Herzogin: „Aber was sagen Sie uns da, Herr Cazotte? — Sie predigen uns ja das Ende der Welt.“

Cazotte: „Das weiß ich nicht. Was ich aber weiß, ist, daß Sie Frau Herzogin werden zum Schaffot geführt werden; Sie und viele andere Damen mit Ihnen, und zwar auf dem Schinderkarren mit auf den Rücken gebundenen Händen.“

Herzogin: „Das ist stark! Ich hoffe bestimmt, daß ich eine schwarz ausgeschlagene Kutse haben werde.“

Cazotte: „Verzeihung, Madame. Vornehmere Damen als Sie werden, wie Sie, auf den Schinderkarren, die Hände auf den Rücken gebunden, geführt werden.“

Herzogin: „Vornehmere Damen? — Wie? — Prinzessinnen von Geblüt?“

Cazotte: „Noch vornehmere.“

Jetzt ging durch die ganze Gesellschaft eine unheimliche Bewegung, und der Herr vom Hause machte eine finstere Miene. Man fand, daß der Scherz zu weit getrieben werde. Madame de Grammont überhörte, um das Gewölk zu zerstreuen, diese letzte Antwort und begnügte sich im scherzhaften Tone zu sagen: „Sie werden sehen, daß er mir nicht einmal den Trost eines Beichtvaters lassen wird.“

Cazotte: „Nein, Madame, man wird Ihnen keinen geben, weder Ihnen noch sonst jemand. Der letzte Hingerichtete, der, aus Gnaden einen Beichtvater haben wird“ — hier hielt er einen Augenblick ein.

Herzogin: „Nun wohl! Wer wird denn der glückliche Sterbliche sein, dem man diesen Vorzug gönnen wird?“

Cazotte: „Es wird der einzige Vorzug sein, den er noch behält; und dies wird — der König von Frankreich sein.“

Nun sprang der Hausherr schnell vom Tisch auf und jedermann mit ihm. Er ging zu Herr Cazotte und sprach:

„Mein lieber Herr Cazotte, dieser klägliche Scherz hat nun lange genug gedauert. Sie trieben ihn zu weit, ja bis auf einen Grad, daß Sie die Gesellschaft, in der Sie sich befinden, und sich selbst gefährden.“

Cazotte antwortete nichts und schickte sich an, still wegzugehen, als Frau von Grammont, die immerfort verhindern

wollte, daß man die Sache ernsthaft nähme, und die sich bemühte, die Fröhlichkeit wiederherzustellen, zu ihm ging und sagte: „Nun, mein Herr Prophet, Sie haben uns alle gewahr sagt, aber von Ihrem eigenen Schicksal sagen Sie nichts?“

Cazotte schwieg, schlug die Augen nieder; alsdann sagte er: „Haben Sie, Madame, die Geschichte der Belagerung Jerusalems im Josephus gelesen?“

Herzogin: „Freilich! Wer wird sie nicht gelesen haben? Aber thun Sie, als ob ich sie nicht gelesen hätte!“

Cazotte: „Wohlau, Madame! Während dieser Belagerung ging ein Menich sieben Tage nach einander auf den Wällen um die Stadt, im Angesichte der Belagerer und Belagerten, und schrie unaufhörlich mit einer kläglichen Stimme: Wehe Jerusalem! Wehe Jerusalem! Am siebenten Tage schrie er: Wehe Jerusalem! Wehe auch mir! Und in demselben Augenblick zerschmetterte ihn ein ungeheurer Stein, den die Maschinen der Feinde geschleudert hatten.“

Nach diesen Worten verbeugte sich Herr Cazotte und ging fort. —

So weit Herr La Harpe.

Die vorhergesagten Ereignisse traten sämmtlich in dieser Weise ein. Bei Cazotte selbst nur schien die Sache eine ganz andere Wendung nehmen zu wollen.

Als bekannter Royalist wurde er am 2. September 1792 in die Abtei gebracht und nur durch den heroischen Muth seiner Tochter, die den rasenden Pöbel durch die Erweisung ihrer kindlichen Liebe und Hingebung besänftigte, den Mördern ent-rissen. Derselbe Pöbel, der ihn eben noch ermürden wollte, führte ihn im Triumph nach Hause. Alle Freunde kamen, um ihn zu seiner Rettung Glück zu wünschen. Einer derselben, Herr D. — der Name findet sich nirgend vollständig angegeben — beglückwünschte ihn mit den Worten: „Nun sind Sie frei.“

„Das glaube ich nicht,“ erwiderte Cazotte. „Ich werde in drei Tagen guillotiniert. Ich sehe schon den Gensdarm, der mich vor den Maire von Paris führt. Ich komme in die Concierrerie und vor das Revolutionsgericht. Ich bin so überzeugt, daß ich alle meine Angelegenheiten ordne. Hier habe ich wichtige Papiere für meine Frau, und ich bitte Sie, dieselben zu überbringen und sie zu trösten.“

Herr D. hielt dies für Thorheit und verließ ihn mit der Überzeugung, daß seine Vernunft durch den Anblick der Gräuel, während seiner Verhaftung gelitten habe. Bald nachher erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die Ahnung richtig gewesen sei. Cazotte war hingerichtet. Der Freund lebte noch im Juli 1806 und hat diese Vorfälle mehrfach erzählt.

Es kann nicht geleugnet werden, daß man sich dieser Geschichte gegenüber in einer beträchtlichen Verlegenheit befindet.

Das Nächstliegende wäre der bequeme Ausweg, sie als eine Fälschung zu bezeichnen, wie es von der geschichtlichen Kritik mehrfach geschehen ist. Aber was von derselben dafür als zureichender Grund angeführt wird, daß nämlich La Harpe nach seiner Befehung zum positiven Christenthum und erst kurz vor seinem Tode diese Erzählung aufgezeichnet habe, könnte bei uns vielmehr für deren Wahrhaftigkeit sprechen.

In der That beweist nicht nur die Seltenheit, sondern auch die Eigenart solcher Zusammentreffen, daß wir sie im hervorragenden Sinne als Fügungen zu betrachten haben.

Nur mild aufgeregte Zeiten und Strömungen haben solche Zeichen aufzuweisen gehabt, die uns die Hand Gottes zum Gerichte, wie zur Rettung ausgestreckt erkennen lassen.

Die zuchtlose Schaar der Spötter an jener schwelgerischen Tafel hätten in dem grell ausleuchtenden Zukunftsbilde Cazottes ein Nene! Tefel! lesen, und vor sich selbst erschrecken können. Mochten sie Cazotte für einen Narren halten, schon die gedachte Möglichkeit konnte ihnen zum Heile gedeihen. — Dem einzigen aber, welchem eine vollständige innere Umwandlung vorhergesagt war, mußte der Vollzug der ausgesprochenen Drohungen nachmals eine unwiderlegliche Bestätigung seines Suchens, eine siegreiche Entscheidung alles Schwankens und Zweifels geben. Das unheimliche Ereigniß wurde ihm zur That rettender Liebe: er erfaßte die Hand, die sich ihm entgegenstreckte. — So leuchtet der Blick, der mit plötzlicher Helle die Gefahren der unbekanntem Bildniß aufdeckt, dem einen, um nur noch den Abgrund zu ermessen, der ihn verschlingt, dem andern, um schauernd den Fuß vom Rande zurückzuziehen.

Wandernde Musikanten.

Von Märzroth.

I.

Das war damals eine böse Zeit! — Vom Vaterhause wurde der junge, eben aufgeschossene Bursche weggerissen, und ihm der Cazo auf den kurz geschorenen Kopf gesetzt, und die Muskete in die Hand gegeben, und rechtsum! mußte er seiner Heimath, mit Allem, was ihm lieb war, den Rücken

lehren, und das zwar auf mehr als ein Duzend Jahre hinaus, auf schier ein halb Vierteljahrhundert!

Und wenn er seiner Soldatenpflicht genügt hatte, da war er ein völlig gereifter Mann, oder gar schon ein alter Kerl, und gerade die Zeit, wo er seinen Lebenslauf hätte wählen, und sich für ihn mit den nöthigen Kenntnissen oder nur mit den Handwerksgriffen desselben vertraut machen können, diese schöne, für's spätere Leben so wichtige Zeit hatte er mit Riemenzeugpuhen und Kerzengeradestehen verbracht, und wenn er endlich nach Hause kam, da sah er die Heimath und sie ihn fremd an, und der Boden auf ihr war ihm unsicher geworden, daß er wie ein Kind da stand, das erst gehen lernen sollte.

Ja, das war damals eine gar böse Zeit!

Und sie war auch für den Sepp nicht ausgeblieben.

Er war ein bildhübscher, gesunder Bursche, gewachsen wie ein Tannenbaum und Augen hatte er, wie das glänzende Leben.

Aber sein Vater war ein armer Bauernknecht und seine Mutter diente auch bei fremden Leuten, und vom Loskaufen oder vom Schmieren des Soldatendocors, der sagen muß, ob Einer die Muskete tragen kann oder nicht, war keine Rede.

„Wein' nicht, Mutterl!“ sagte der Sepp, als er vom Assentplatz mit dem Sträußchen am Hüte zurück kam. „Wein' nicht! Vater ist noch ein starker, kräft'ger Mann und Du selber noch frisch, wie ein Dirndl, Ihr könnt mich zur Noth entbehren, und wenn die Zeit kommen sollt', daß Eure Haare zu graueln anfangen, dann hab' ich ausgedient und komm' gerade recht!“

Aber die Mutter weinte bitterlich und der Vater biß stumm in den Spiz seines kurzen Pfeifenrohrs und Sepp's Kameraden vom Dorfe betäubten den Schmerz, den ihnen der Abschied von ihm verursachte, mit Bier und Wein, und die Dirndln, die alle dem Sepp nicht gram waren, seufzten stille.

Das muß ich schon sagen, der Sepp war ein Liebling des ganzen Dorfes.

Er war brav, gutherzig, heiter und muthig.

Zudem hatte er eine prachtvoll in den Bergen klingende Stimme und seine Schnaderhüpfeln schmeichelten sich durch ihre meist weichen Melodien, wie durch den frischen, fetten Humor ihrer Texte gar wunderbar bei Jung und Alt ein.

Er war als Knabe ein rechter Teufel gewesen. Kein einziges Stück Sigleder war an ihm zu finden. Immer auf den Füßen, bald da, bald drüben, bald in der Tiefe, bald hoch oben.

Die Schule war ihm gar nicht zu Gesichte. Schulstürzen hatte sich bei ihm zu einer Art Manie ausgebildet und zu seinen Wonnen gehörte es, zur Zeit, wenn die Schule aus war, draußen auf einem dichten Kastanienbaume die vorübereilende

Schuljugend abzuwarten und ihr lustig wie ein Vogel von oben zuzusingen:

A, b, c, die Knie, die thun euch weh',
E, d, e, und ich sitz' in der Höh',
E, f, g, im Stalle schriet ihr Mäh!
„
Ich aber bin ein Vogel,
Von Zweig zu Zweig zu springen,
Und wie ein freier Vogel
Zu singen, laut zu singen!“

„Der Sepp ist oben!“ hieß es dann und die Buben tanzten um den Baum herum, auf dem er saß.

Und da geschah es einmal, daß der Schullehrer, ein braver, gutmüthiger Mann, eben dazu kam, wie der Sepp sich oben auf einem Aste des reichblättrigen Baumes wiegte und wie die anderen Buben unten ihren Kreistanz ausführten. Als sie den alten Meister erblickten, verstummten sie in ihrem Gejubel und stäubten auseinander.

Sepp aber sah sich oben wie in einer Falle.

„Komm' herunter!“ sagte der Schullehrer zu ihm hinauf.

„Daß ich Bagen friege?“ antwortete der Junge.

Der Schullehrer mußte lachen über die komische Aufrichtigkeit seines Zögling's.

„Komm' nur herunter!“ forderte er ihn weiter auf. „Ich will mit Dir was Ernstes reden.“

„Das könnt Ihr mir wohl auch von unten herauf sagen!“

„Ich will Dir sagen, es ist mir leid um Dich, Sepp.“

Der Knabe machte große Augen.

„Aus Dir könnte was werden,“ fuhr der Schullehrer fort. „Du hast das Zeug dazu, wenn Du nur wolltest. Warum kehrest Du der Schule so gerne den Rücken?“

„Weil's langweilig ist in der Schule,“ erwiderte Sepp nach einigem Zögern mit seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, „weil's mich verdrießt, mit den andern Buben in Einem zu plärren. Da ist's mir immer so, als wenn wir lauter Schafe wären!“

Ueber diese Antwort verfiel der Schullehrer in Nachdenken.

„Ich will Dir einen Vorschlag machen,“ sagte er endlich.

„Alle zweiten Tag besuche die Schule, das will ich Dir erlauben, aber sagen mußt Du nichts davon! Aber zweimal die Woche mußt Du zu mir auf die Stube kommen, daß ich Dich extra vornehme.“

Sepp konnte die Bedeutung dieses Vorschlages nicht fassen, aber aus dem Tone, in welchem der Lehrer sprach, erkannte er das Wohlmeinende desselben.

„Ueberlege Dir's, Sepp!“ fuhr der alte wackere Mann fort.

„Ich möchte, daß aus Dir was Rechtes werde und Du Deinem Vater und Deiner Mutter Freude machst.“

Das letztere Motiv fiel wie ein lichter Sonnenstrahl in die Seele des Knaben.

Er hing doch mit wahrer Innigkeit an seinem Vater und seiner Mutter.

Der Schullehrer hatte die weichste Stelle im Herzen des Knaben getroffen, denn im Nu war Sepp auch schon am Stamme des Kastanienbaumes herabgeglitten und stand vor dem Lehrer.

Dieser streckte ihm die Hand entgegen.

Sepp ergriff sie und küßte sie.

„Willst Du also?“ fragte der alte Mann.

„Ich will!“ antwortete kurz, aber mit der Energie eines Mannes, der Knabe.

Und Sepp hielt Wort und der Schullehrer auch, und ehe ein Jahr verging, verstand Sepp das Lesen perfekt und seine Schrift gehörte zu den zierlichsten der ganzen Schule, und auf der Geige namentlich hatte er es gar so weit gebracht, daß er an Sonntagen in der Kirche im Chore mitspielte.

Was in den Kenntnissen des Dorfschulmeisters gelegen war, das ging so nach und nach auf den Sepp über, aber von da ab versiegten die Quellen zu seiner Weiterbildung, und der Schullehrer wußte den Pfarrer zu bewegen, daß Sepp in der Klosterschule, welche eine Tagreise weit entfernt war, einen Freiplatz bekomme.

Aber Sepp's Mutter, welche an dem Jungen mit schier unvernünftiger Liebe hing, weinte Tag und Nacht so bitterlich, als es galt, von ihm Abschied zu nehmen, daß Sepp, so sehr ihn auch sein Wissensdrang forttrieb, unter keinen Umständen mehr zu bewegen war, sich von seinem lieben Mutterl zu trennen.

So blieb er denn zu Hause und arbeitete im Felde, und war glücklich, daß es sein Mutterl auch war.

Und nun war die Stunde gekommen, daß er doch fort mußte!

Jetzt hing's weder von ihm, noch vom Mutterl ab, ob's ihnen Recht sei oder nicht.

Er war nun Soldat und der Ruf der Trommel litt keinen Widerstand.

Und so verließ denn Sepp seine Heimath, und Vater und Mutter und Alles, was ihm lieb war, aber er sah muthig in die Zukunft, welche ihm freilich verschleiert war, wie Allen, die sich, ob froh oder bange, um sie bekümmern.

Als Sepp mit seiner Truppe etwa eine Stunde weit marschirt war, sah er sich nochmals nach seinem Heimathsdorfe um, das nun oben am Abhange des Hochberges vor ihm lag.

Eine weiße Wolke stand über dem Dorfe. Sie hatte die Gestalt eines schwebenden Engels. Eine unbeschreibliche Beruhigung erfüllte bei diesem Zeichen am Himmel die Brust des

gläubigen Burfchen und froh stimmte er ein in den Chor seiner Kameraden :

So thun wir denn marschiren
Weit in die Welt hinaus!
Feins Dirndl thu' nicht flennen
Und bleib' hübsch brav zu Haus!"

Hätte er aber eine Viertelstunde später die weiße Wolke in's Auge gefaßt, sie wäre ihm wie ein großer Raubvogel vorgekommen, der sich auf den Ort herabsenke.

Sepp's Mutter, die dem Sohne noch lange, lange nachblickte, sandte schließlich einen Blick zum Himmel, und der große, böse Vogel da droben, der nun grau aussah und immer dunklere Flügel bekam, flözte ihr ein schweres Bangen ein.

Zu dem nächsten Briefe, den sie an Sepp richtete, konnte sie es nicht unterlassen, des „Raubvogels“ in der Stunde des Scheidens zu erwähnen, und ihn wegen der bösen Vorbedeutung zu mahnen, in allen Dingen recht Acht zu geben, damit ihm kein Unglück geschehe!

Als ihr Sepp in seiner Antwort von dem Engel schrieb, den er in der Wolke über dem Dorfe gesehen, da seufzte das Mütterlein und schüttelte den Kopf und sagte stille vor sich hin :

• „Die Jungen sehen anders wie die Alten!“

Seitdem hatte der Frühling' die Fluren, Auen und Wälder, von denen Unterau, so hieß Sepp's Heimathsdorf, umschlossen war, zum zwölften Male mit neuen grünen Gewändern bekleidet und sie mit wechselnden Blüthenfarben geschmückt.

Sepp aber trug noch immer den Soldatenrock, und war und blieb mehr als fünfzig Meilen weit von den Seinen entfernt.

Mancherlei Freudiges und Trauriges hatte sich inzwischen daheim begeben.

Zuerst hatte ihm die Mutter, ein Jahr nach seinem Abmarsch vom Dorfe, ein Schwesterchen geschenkt, von dessen Liebreiz und gar klugem Sinn die Mutter in ihren Briefen nicht genug erzählen konnte.

Aber nicht lange darauf kam die Nachricht, daß der Vater schwer erkrankt sei, und eine Woche später, daß er zur ewigen Ruhe eingegangen.

Nun war die Mutter allein, auf ihrer Hände Arbeit beschränkt, und hatte für die kleine Broni zu sorgen. Aber keine Klage kam aus der Feder der braven Frau. Sepp trug nur den Schmerz über den Verlust des Vaters in sich.

Als die kleine Broni neun Jahre alt war, kamen die ersten Zeilen von ihr an Sepp.

Wie innig lächelten Sepp diese kindischen Schriftzüge entgegen, wie schlichen ihm die einfachen herzlichen Worte, die sie ausdrückten, in die liebevolle und für Liebe empfängliche Seele!

Es entspann sich zwischen den beiden Geschwistern, die sich nie gesehen, ein lebhafter Briefwechsel, welcher in kurzer Zeit dazu beitrug, die geistigen Anlagen Broni's reich zu entwickeln. Die Gedanken und Empfindungen, welche sie in ihren immer formgewandteren Briefen an Sepp ausdrückte, traten nach und nach mit einer Frische und Originalität auf, welche Sepp immer mehr und immer inniger zu dem ungewöhnlichen Kinde hinzogen.

Inzwischen hatte Sepp selbst während seines mehrjährigen, oft wechselnden Aufenthalts in den Hauptstädten des Reiches seinen eigenen natürlichen Bildungstrieb in mannigfacher Weise zu befriedigen vermocht.

Er hatte sich an Welt und Leben geschliffen, die guten Anlagen, die er mitgebracht, fanden an all' dem, was er sah und hörte, reiche Nahrung, er wußte sich Bücher zu verschaffen, welche ihm neue geistige Gesichtskreise eröffneten, und vermöge seines bis zu einer Art von autodidakter Virtuosität gesteigerten Violinspieler verschaffte er sich Zutritt in manchen gar wohl geachteten Bürgerkreis, der sonst dem gemeinen Soldaten verschlossen geblieben wäre.

In dem letzten Jahre hatte er das Glück, in dem Lieutenant, dem er als Bursche zugewiesen ward, den jüngsten Sohn des Gutsherrn zu finden, unter dessen Schutze Sepp's Heimath stand.

Der junge Graf Emerich von Waldsee, um etwa zehn Jahre jünger als Sepp, war bis zu seinem kürzlich erfolgten Eintritt in die Armee auf dem väterlichen Schlosse oberhalb Unterau erzogen.

Es lebte in ihm noch der wohlthätige Einfluß der Natur. Er war einfach in seiner Art, offenherzig, und ließ sich von besseren Gefühlen gern hinreißen.

Mit der Innigkeit unverfälschter Jugendgefühle war der junge Graf erfreut, in Sepp einen Heimathsgenossen zu finden, und wohlwollend erleichterte er dessen Lage und gewährte ihm vor Allem jene Freiheit, welche Sepp nöthig hatte, um seine Bildung zu erweitern.

Bald erregte Sepp die Aufmerksamkeit manchen Offiziers, der nicht begreifen konnte, woher denn Sepp das Zeug hatte, das ihn schon beim ersten Begegnen mit ihm entschieden kennzeichnete.

Nicht ohne Grund gab sich Sepp daher schönen Hoffnungen für die Zukunft hin. Nach zurückgelegter Dienstzeit gedachte er, sich um einen Platz in irgend einer Kanzlei zu bewerben,

und seinem und dem Leben seiner Angehörigen eine andere Richtung zu geben.

Aber es kam anders als Sepp träumte.

Das zwölfte Jahr seiner Dienstzeit war dem Ablauf nahe — er hatte dann noch zwei Jahre Militärpflicht, welche er auf Verwendung seines Lieutenants auf Beurlaubung zuzubringen hoffte, — da hatte er das Unglück bei einem Manöver vom Pferde zu stürzen und sich dabei das Knie zu zerschmettern.

Er wurde in's Lazareth transportirt und hatte die schmerzhafteste Operation auszustehen, ohne daß sie einen günstigen Erfolg gehabt hätte.

Monate lang lag er auf seinem Schmerzenslager, und immer wieder mußten ihm Splitter aus dem frankten Beine gezogen werden.

„Der Mann bleibt ein Krüppel!“ sagte eines Tages der Stabsarzt zu dem Ordinarius. „Aber bis er dahin kommt, kann es Gott weiß wie lange noch dauern!“

Sepp hatte es gehört und diese Rede zerstörte ihm mit Einmal die rosigten Hoffnungen, die er sich für die Zukunft gemacht.

Er faßte sich, aber er ward tieffinnig und sein Lieutenant, der ihn von Zeit zu Zeit besuchte, ward aufrichtig von Sepp's trauriger Lage gerührt.

Er that Alles, was für den Armen geschehen konnte und forderte ihn wiederholt auf, jeden Wunsch, wenn er nur zu erfüllen, auszusprechen.

Sepp aber duldete und blieb bescheiden in seinem Begehren.

Da kam ein Brief vom Hause.

Seit längerer Zeit schon hatte Sepp's Mutter das Hauptsächliche ihres Briefwechsels mit dem Sohne ihrer Broni überlassen, und nur immer am Schlusse der Briefe ein paar Zeilen von ihrer Hand zugefügt.

Dießmal fehlten diese Zeilen.

Sepp war gleich beim ersten Erkennen dieser Thatsache beunruhigt.

Noch mehr sollte es der treue Sohn und Bruder werden, nachdem er gelesen, was Broni ihm schrieb.

Sie gestand ihm, daß sie bisher den seit Langem schwankenden Gesundheitszustand der Mutter auf deren ausdrückliches Verlangen vor Sepp verheimlicht, daß die Kranke aber seit sechs Wochen anhaltend bettlägerig sei und der Arzt kein Geheimniß mehr daraus mache, wie die arme Frau nahe daran sei, von ihren — irdischen Leiden für immer befreit zu werden! — Die Mutter selbst habe eine Vorahnung dessen, und ihr ganzes Denken und Fühlen vereinige sich nur in dem Wunsche, Sepp noch einmal zu sehen.

Die Verzweiflung, die leise hinter Broni's absichtlich ruhiger Mittheilung verdeckt lag, sah den armen Kranken mit steinernem Gesichte an, drängte zu ihm die starren Augen durch, und berührte sein Herz mit eifrigem Jammer.

„Ich muß die Mutter sehen!“ rief er ein über das andere Mal auf seinem Schmerzenslager aus, und Thränen floßen über die braune, abgezehrte Wange des Mannes, der bisher die empfindlichsten körperlichen Leiden in so stoischer Ruhe ertragen hatte, daß er selbst die Bewunderung des gefühlhart gewordenen Stabsarztes erregt hatte.

Desto erschütternder wirkten nun diese Thränen des leidenschaftlichen Soldaten.

Dem Grafen Waldsee ging der Zustand seines Heimathsgenossen recht zu Gemüthe.

Er besuchte ihn nun täglich, um ihm Trost und Geduld zuzusprechen,

Es war leider vergebens. Selbst die Nächte brachte Sepp jetzt mit offenen Augen zu. Er sprach wenig, aber die Thränen, welche von Zeit zu Zeit sich aus seinem Auge drängten, erzählten deutlich genug von dem Grame, der sich in Sepp's Brust festgesetzt hatte.

Am dritten Tage nach Erhalt der traurigen Zuschrift vom Hause, erfaßte er plötzlich die Hand seines ihn eben besuchenden Lieutenants.

„Herr Graf!“ sprach er ihn traurig an, „Sie haben in Ihrer Güte so oft in mich gedrungen, Ihnen einen Wunsch zu sagen, zu dessen Erfüllung Sie beitragen können. . . .“

„Sprich, guter Sepp!“ forderte ihn der Graf auf.

„Ich habe nur einen Wunsch,“ fuhr Sepp fort, „ich weiß seine Erfüllung ist möglich, aber versichern Sie mich, Herr Graf, daß Sie mir selbst dann zu seiner Erfüllung helfen werden, wenn er Ihnen ungewöhnlich, ja vielleicht ungeheuerlich erscheinen sollte!“

Der Graf sah ihn erstaunt an, aber er reichte dem Leidenden neuerdings die Hand und sagte:

„Sepp, Du hast mein Wort!“

Sepp küßte die Hand seines Lieutenants und machte ihm hierauf folgende Größnung:

„Ich habe leghin ein Gespräch zweier Unterärzte belauscht, von denen der Eine die Behauptung aufstellte, eine Amputation meines Fußes würde mich rasch von meinem Leiden befreien, während ich im entgegengesetzten Falle vielleicht über ein Jahr hier zubringen könne, wobei der Erfolg doch immer zweifelhaft bleibe! . . . Herr Graf, der Mann hat Recht, und ich muß meine Mutter sehen, ehe sie stirbt, aber sie kann nicht so . . . lange auf mich warten! . . .“

Bewunderung ergriff den jungen Lieutenant, als er diese

Mittheilung vernahm, denn er begann den Gedanken zu erwäthen, der sich in dem treuen Sohne einer sterbenden Mutter entwickelt hatte.

„Du willst also, daß man Dir . . . das Bein abnehme!“ sagte er zögernd.

„Ich bitte flehentlich darum! Höchstens sechs Wochen darauf hoffe ich mein Mutterl umarmen zu können, das mir Gott noch bis dahin erhalten möge!“

„Aber Sepp! Es ist denn doch möglich, daß Dir das Bein erhalten bliebe!“

„Herr Graf!“ sagte Sepp ernst und fast strenge. „Ich habe Ihr Wort!“

Der Lieutenant drückte dem Soldaten die Hand, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, als er sich abwandte und suchte den Stabsarzt auf.

„Um!“ sagte dieser. „Warum nicht? das Aerar profitirt nur dabei! Aber in sechs Wochen, wie der Sepp meint, wird's mit dem Wandern noch nichts sein. Doch das zählt nichts, früher wird der Mann doch nicht fertig!“

Als der Lieutenant zu Sepp zurückkam, sah ihm dieser mit sichtlicher Ungeduld entgegen.

„Dein Wunsch wird erfüllt!“ wagte der Graf nur leise zu sagen.

„Gottes Segen über Sie!“ jubelte der Soldat.

„Wann willst Du, daß man die Operation vornehme?“

„Heute, in dieser Stunde!“ antwortete Sepp mit Hast und dachte dabei nur an den Moment, in welchem er noch an der freudig athmenden Brust seiner Mutter ruhen sollte!

Der heroische Entschluß und die Aufopferungsstärke des Mannes aus dem Dorfe war eine Pikanterie für die feinere Gesellschaft und von vielen Seiten kamen Geschenke an Sepp, die für ihn nur in so ferne Werth hatten, als er damit seinem Mutterl die letzten Tage zu erleichtern vermochte.

Selbst die Frau Generalin ließ sich herab, dem merkwürdigen „Gemeinen“ ihre Theilnahme kund zu geben, indem sie sich bereit erklärte, ihm im eintretenden Falle einen Platz im Eilwagen zu bezahlen.

Am Morgen der Operation schickte Sepp alle seine kleinen Ersparnisse und die in Geld erhaltenen Geschenke an seine Schwester Broni, mit dem Auftrage, Alles für die Pflege der Mutter zu verwenden, die er in wenigen Wochen zu sehen hoffe.

Die Operation ging glücklich vor sich.

Während derselben kam nicht ein Seufzer über Sepp's Lippen.

Was der menschliche Wille vermag, bewies die wunderbare rasche Heilung an Sepp's amputirtem Beine.

Sein lebhaftes Denken an das Ziel, das ihm vor Augen schwebte, schien die Kraft seiner Natur zu verdoppeln, denn ehe noch die siebente Woche verflossen war, glaubte der Arzt in die Heimreise Sepp's, natürlich mit Urathen der möglichsten Schonung, einwilligen zu dürfen.

Der mühsam und noch schmerzhaft auf einem Stelzfuße gehende Sepp wurde von seinen Kameraden zum Eilwagen begleitet, und als der Postillon die Peitsche schwang und in's Horn stieß, drückte ihm noch sein Lieutenant, der herangesprengt gekommen war, die Hand.

Vier Tage und Nächte litt Sepp von dem Rütteln des Wagens und er war froh, als er die letzte Poststation erreicht hatte, von der er einen Seitenpfad nach U n t e r a u zu Fuße einschlug.

Schwer war die Wanderung. Das Bein schmerzte bei jedem Tritt, und die Erinnerungen an den Tag, an welchem er vor zwölf Jahren diesen Weg herausmarschirte, erfüllten ihn mit tiefer Wehmuth.

Da jah er U n t e r a u vor sich.

Ach! Mutterl kam ihm nicht entgegen, wie er so oft in stillen, glücklichen Stunden geträumt hatte!

Ach! Mutterl, wie wird Dir das Wiedersehen weh thun, wenn Du den Sepp mit dem hölzernen Beine siehst!

Wie wird sich das Dirndl, die Broni, entsetzen über den Krüppel von einem Bruder!

Hatte denn damals die Wolke über dem lieben Dorfe wirklich die Gestalt eines Engels? Hatte Mutterl damals nicht besser gesehen, als sie von dem bösen Raubvogel schrieb?

Er hatte den Vater mit seinen Krallen erfaßt, er hatte dem Sepp sein Bein zerfleischt, er saß nun lauernd am Bette der Mutter!

„Die Alten sehen anders, wie die Jungen!“

Das war eine gar traurige Heimkehr! —

Bald mußte Sepp erkennen, daß es noch viel zu frühe war, sich seines Stelzfußes zu einer anhaltenden Wanderung zu bedienen.

Alle fünfzig Schritte zwang ihn die gereizte Empfindlichkeit des Fußstumpfes, auf dem Rasen auszuruhen und die Stelze abzuschnallen.

Aber ein banges Gefühl und gleichzeitig die Sehnsucht nach den Seinen trieb ihn immer wieder auf, und geistig und körperlich aufgeregte, langte er bei den ersten Häusern des Dorfes an.

Er kam eben auf dem Wege, der sich um das Dorf hinter dasselbe wand, wo er die Wohnung seiner Mutter wußte, zu einer Scene, die schon von ferne seine Aufmerksamkeit erregte.

Ein dicker, kleiner, etwas stupid aussehender Mann in mehr

städtischer Kleidung kam mit eiligem, aber behäbig wiegendem Schritte denselben Weg daher.

Hinter ihm lief ihm ein Mädchen nach. Das Kind, anscheinend etwa 10—11 Jahre alt, erreichte endlich den Mann, und da der Ruf des Kindes nicht von ihm beachtet wurde, faßte es ihn am Rockschöße.

Unwillig riß der Mann sich los.

Mit gefalteten Händen wandte sich das Kind zu ihm.

Der Mann machte eine abwehrende Bewegung und schickte sich zum Weitergehen an.

Da sank das Mädchen auf die Kniee und umfaßte die Füße des widerstrebenden Mannes.

In diesem Augenblicke hinkte Sepp heran.

„Später, vielleicht in einer Stunde komm' ich!“ sagte der Mann zu dem Kinde. „Ich habe ja schon gesagt, daß ich zum reichen Müller muß, dem gestern das viele saure Bier nicht gut gethan hat.“

„Aber in einer Stund' ist vielleicht die Mutter todt!“ jammerte das Mädchen.

„Man stirbt nicht so geschwind!“ sagte der Mann gleichgültig, suchte sich aber dabei mit einem rohen Griffe von den Händen des Mädchens, das ihn noch immer umklammert hatte, los zu machen. „Und sterben wird sie heute oder morgen, und der reiche Müller liegt mir näher, als Deine Mutter, für die noch die Gemeinde die Leichenkosten tragen wird, und jetzt laß' aus, dummes Mensch, oder ich schmeiß' Dich in den Graben!“

Die Lage der Dinge zu erkennen war nicht schwer für Sepp, um so mehr, als in ihm die Erinnerung an den ignoranten Dorfbader, der nur jetzt dicker und hochmüthiger schien, aufdämmerte.

„Armes Dirndl!“ rief er dem Mädchen zu. „Laß' ihn laufen! der kurirt ohnehin keine Kitz!“

Dieser Zuruf hatte dem Bader die Zornröthe in das dumme, feiste Gesicht gejagt, und wüthend ließ er nun seinen Groll an dem Mädchen aus.

Er stieß es mit dem Fuße von sich, daß es mit einem Schrei zu Boden fiel.

Im selben Augenblicke aber fühlte auch schon der Bader eine nervige Hand an der Gurgel.

Sepp war empört über die Rohheit des Mannes und vermochte es nicht mehr, den Trieb, dieses Individuum zu züchtigen, zurückzuhalten.

Nachdem er den im Gesichte blau anlaufenden Bader eine Sekunde lang derb geschüttelt, ließ er ihn los.

„Und nun lauf', böser dummer Hund,“ rief er dem nach Lust Schnappenden zu, „sonst gelüftet's mich, Dich ordentlich durchzutrischaken!“

Der Bader hielt es für gut, jede Auseinandersetzung zu vermeiden und lieber der Warnung Folge zu leisten, denn eiligst verfolgte er seinen Weg und verschwand rasch hinter einer langen Reihe von Dornhecken.

„Wer bist Du, armes Dirndl?“ fragte Sepp nun theilnehmend das Kind, das stumm und starr am Boden geblieben war. „Wer ist Dein Mutter! Wie heißt sie?“

Die Erinnerung an die Mutter weckte das Kind aus seiner Ueberraschtheit über das Vorgefallene.

Thränen stürzten aus den Augen des Kindes und sich vom Boden rasch aufrassend, stammelte es schluchzend den Namen der Mutter.

Als der Name genannt wurde, war Sepp weiß im Gesichte geworden, wie der Meilenstein, neben dem Beide standen.

Auch aus seinen Augen kamen Thränen und die Lippen schlossen sich krampfhaft, als wollten sie sich nicht mehr zum Athmen öffnen.

Dann faßte Sepp das Kind mit so heftiger Geberde an der Hand, daß es entsetzt aufschrie.

„Thu' mir nichts!“ höhnte flehend das Kind. „Laß' mich nur zur Mutter!“

Sepp aber flossen die Thränen reichlicher über die Wangen und er zog das Mädchen näher an sich.

„Broni heißt Du?“ sagte er mit zitternder Stimme.

Das Mädchen nickte mit dem goldblonden Köpfchen, dabei aber immer starr auf den fremden Mann blickend.

Ohne weiter etwas zu sagen, hob Sepp das Mädchen zu sich empor und bedeckte es mit Küssen.

Mißtrauisch versuchte das Kind, sich aus den Armen des sonderbaren Menschen loszumachen.

Sepp aber schritt mit dem ängstlich widerstrebenden Kinde auf den Armen den Weg fort, den dasselbe gekommen war.

Es war ein seltsames Bild, den mühsam, aber doch so eilig als möglich fortschreitenden Krüppel mit dem Mädchen auf seinen Händen vorwärtszulen und dabei das Kind wiederholt küssen zu sehen, während die Thränen nicht aufhörten, über die braune Wange des Mannes zu rollen.

„Zur Mutter gehen wir!“ sagte er dabei schmeichelnd, „Du hast wohl Mutter! recht lieb, mein gutes, armes Bronerl!“

„Zu Mutter!“ stotterte ihm das Kind nach, welches über die Art des fremden Mannes, wie man sich denken kann, auf's Höchste geängstigt war.

Erst als sie in die Nähe des Hauses kamen, in dem die Stube war, worin des Mädchens Mutter lag, und nachdem Sepp das Kind auf den Boden gelassen und ihm gesagt hatte, es solle voraus hincin gehen, und einen „guten Besuch“ melden,

da fühlte sich das Kind erleichtert und wie ein Häzchen huschte es durch die Thüre in's Haus.

Als Sepp in die Stube trat, lag die Kranke bleich und eingefallen auf dem Bette. Ihre Augen waren geschlossen.

Broni kniete daneben und hatte ihr Gesicht auf die herabhängende Hand der Schlummernden geneigt.

„Mutter! Mutter!“ schrie Sepp als er auf's Bett geblickt hatte und — zu spät gekommen zu sein glaubte! —

Da riß die Schlummernde die Augen auf.

„Mutter!“ schrie Sepp jubelnd und erschüttert zugleich nochmals auf.

Die Kranke hatte seine Stimme erkannt, ein Schimmer von rother Farbe fuhr über das weißgelbliche Gesicht. die Hände versuchten es, sich dem Sohne entgegenzustrecken.

„Sepp!“ lispelten die dünnen Lippen, aber die Augen blieben starr an Sepp's hölzernem Fuße haften.

Das arme Mutterl wußte nichts von dem Unglücke, das den Sepp getroffen hatte.

Die Erkenntniß desselben fuhr wie ein kalter Dolch in die plötzliche Freude des brechenden Mutterherzens.

Das war zu viel auf ein Mal für das arme Weib.

Ein Zucken ging um den Mund der Sterbenden, als wollte sie lächeln, und als Sepp sich über die theuren Lippen neigte, fühlten sie sich — kalt.

Die Mutter war todt! —

„Broni!“ wandte sich Sepp an das Mädchen, an dem in so kurzer Zeit so sonderbare Dinge vorübergegangen waren, „Broni komm' her zu mir. Ich bin Dir geblieben, der Bruder Sepp!“

Und weinend lagen Bruder und Schwester am Todeslager der Mutter einander in den Armen. —

II.

Seit dem bisher erzählten Theile unserer Geschichte waren nahezu sechs Jahre verstrichen.

Es erregte eben in derselben Residenz, in welcher Sepp die letzte schwere Zeit seines Soldatendienstes zugebracht hatte, eine junge Künstlerin allgemeines Aufsehen.

Sie war plötzlich ohne Vorbereitung aufgetaucht, und interessirte um so mehr, als das Gerücht davon erzählte, das wunderbare Mädchen sei in den ärmlichsten Verhältnissen aufgewachsen, und habe dennoch jenen Grad von gesellschaftlicher Bildung erlangt, welche der jungen Künstlerin alle Schranken öffnete.

Das war aber nicht jene angehofmeisterte Bildung, welche die Mitglieder der feineren Gesellschaft zu zierlichen, aber see-

lenlosen Puppen macht, sondern hier waren natürliche glückliche Anlagen unter sorgsamer Anleitung entwickelt, wie die Blume sich unter der verständigen Hand des Gärtners nach dem in ihr lebenden Triebe schön entfaltet.

Geistvoll, aber einfach, anmuthig aber ohne Bewußtsein dessen, riß das Mädchen Jedermann durch seinen Umgang hin, wie durch den Zauber seiner ungewöhnlichen Künstlerkraft.

Nach wenigen Wochen des ersten Auftretens bemühte sich die feine Gesellschaft, besonders der aristokratischen Kreise, die junge Künstlerin an sich zu ziehen.

Die Naivität derselben, ihre heitere Anspruchslosigkeit machten in seltener Weise Männer und Frauen in ihrem günstigen Urtheile über das Mädchen einig.

Die Familie des alten Grafen Waldsee galt damals für ein besonders gesuchtes Haus der Residenz.

Der ältere Sohn dieser hocharistokratischen Familie, Graf Arthur, ein fein geschliffener, aber durch wüstes Leben vor der Zeit welt gewordener Mann, gehörte zu den zudringlichsten Verehrern der jungen Künstlerin.

Aber diese mußte in der zartesten Art alle bedenklichen Annäherungen ferne zu halten, und Graf Arthur schien sich das persönlich sehr zu Herzen zu nehmen, denn man sah ihn von da ab oft sehr tiefsinnig.

Da kehrte sein jüngerer Bruder, Graf Emerich, der uns bekannte Lieutenant, von einer großen Reise zurück. Graf Arthur, die persönlichen Vorzüge seines jüngeren Bruders in's Auge fassend, gedachte durch ihn das Herz der spröden Künstlerin weicher zu machen, und dann selbst leichter zum Ziele zu kommen.

Er führte den hübschen, eleganten und wirklich wohlgearteten Bruder bei der jungen Künstlerin ein.

Als die beiden Brüder in dem Hotel, das die junge Virtuosiin mit ihrem Bruder bewohnte, an die Thüre traten, welche zu ihnen führte, hörten sie Violine spielen.

„Das ist sie!“ sagte der Graf Arthur zu seinem Bruder, und hielt diesen lauschend zurück.

Elegisch, fast tief schwermüthig klangen die mit Sicherheit und seltener Feinheit behandelten Saiten und die Zuhörer fühlten einen fast heiligen Schauer durch ihre Seelen ziehen.

„Das kommt vom Herzen!“ sagte leise und auf's Tiefste ergriffen Graf Emerich zu seinem Bruder. „Das kommt vom Herzen, und geht daher wieder zu Herzen!“

Die Thüre war nur halb zugelehnt. Emerich konnte sich nicht enthalten, einen Blick durch dieselbe zu thun.

Er sah die Künstlerin.

Es war ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, schlank und doch ebenmäßig geformt, grazios in seiner Haltung und

besonders in der Bewegung, mit welcher der Bogen geführt ward.

Lange goldblonde Haare umspielten in natürlichen Locken das blasse Gesicht, aus dem zwei große, innige blaue Augen fast schwärmerisch vor sich hinsahen.

Das Stück, welches die junge Künstlerin spielte und leise auszittern ließ, war zu Ende. Das Mädchen legte behutsam die Geige auf einen Tisch und wandte sich um.

Ein unbeschreiblicher Glanz von innerer Freude bestrahlte nun des Mädchens Antlitz, das bisher eher einen melancholischen Ausdruck hatte.

„Du bist zufrieden mit mir!“ sagte mit Wärme die Künstlerin, indem sie nach einem Manne blickte, der nicht weit von ihr horchend auf einem Fauteuill geessen.

Schier noch mächtiger klang die Stimme des Mädchens in des Grafen Emerich Brust, als die früher dem Instrumente entlockten Töne.

„O, Du weißt nicht,“ fuhr das Mädchen fort, „wie unendlich glücklich ich bin, wenn ich Dein Gesicht froh und zufrieden sehe!“

Der Mann, zu dem das gesprochen worden war, erhob sich, streckte die Arme aus und in seinen Armen lag das Mädchen.

„Es ist ihr Bruder,“ erklärte Graf Arthur seinem Bruder, dessen Stirne sich zuletzt unwillkürlich finster zusammenzog.

Sie traten ein.

Der Empfang war ungezwungen und herzlich.

Emerich, sonst in der Gesellschaft routinirt, fühlte sich dem Mädchen gegenüber wie gelähmt.

Er sah nur die herrlichen blauen Augen und das Bittern der goldenen Locken.

Den Bruder der Künstlerin hatte er bisher nur flüchtig angesehen.

Da sprach ihn dieser an.

„Sie erinnern sich meiner nicht, Herr Graf?“

Nun erst richtete Emerich seine Augen auf ihn.

Zuerst prüfte er das von einem langen, grau gesprenkelten Barte umrahmte Gesicht, dann bemerkte er, daß der Mann, der zu ihm fast mit bewegter Stimme gesprochen hatte, ein hölzernes Bein besaß.

Eine dunkle Erinnerung dämmerte in dem Grafen Emerich auf.

„Aber, ich habe Sie, Herr Graf, augenblicklich erkannt!“ fuhr der Andere fort. „Ich habe meinen „guten Lieutenant“ nicht vergessen!“

„Sepp?!“ stammelte überrascht der Graf.

„Ja, ich bin's, und das ist meine Schwester Broni.“

„O, wie freue ich mich, den Wohlthäter meines Bruders zu

sehen!" sagte nun Broni mit der ganzen Innigkeit ihrer aufrichtigen Seele, und sie reichte Emerich ihre weiße, schön geformte Hand.

Der junge, sonst nie verlegene Mann, stotterte einige beschiedene Worte und drückte die Hand des bezaubernden Geschöpfes an seine Lippen.

Broni entwand ihm leise ihre Hand, aber eine sanfte Röthe überzog ihr Gesicht und sie schlug die Augen nieder.

In diejem Momente ging in Beider Herzen jene räthselhafte Regung vor, welche das Menschenleben so zu sagen, neu gestaltet, und hier dem Schicksale Broni's und des Grafen Emerich, aber auch Sepp's eine andere Richtung zu geben bestimmt war. —

Das war die Stunde, in der für diese drei Menschen, wie man sagt, die Würfel gefallen waren!

Doch wir wollen unserer Erzählung nicht vorgreifen, und fühlen uns vielmehr gedrängt, über das bisherige Leben Sepp's und seiner Schwester Einiges nachzuholen.

Als Sepp die kleine Broni zum ersten Mal an sein Herz drückte, fühlte er, daß ihm in diesem Kinde das Glück aufgehen müsse, das den armen, höher strebenden, aber vom Schicksale herabgedrückten und einsam stehenden Menschen bisher stets geflohen hatte.

Er wollte nach dem Tode der Mutter mit der kleinen Broni nach der Residenz, um in irgend einer Weise dort seinen Unterhalt und dabei die Erziehung seiner reichbegabten Schwester zu ermöglichen.

Aber das auffallende Zurückbleiben Broni's im körperlichen Wachsthum, wie es bei geistreichen Kindern meist vorkommt, und das ihm schon damals auffiel, als er das zwölfjährige Mädchen zum ersten Male wie ein neunjähriges Kind auf seinen Armen zu tragen vermochte, es bestimmte ihn, auf dem Lande, in seiner Heimath zu bleiben.

Aber in dem Dorfe waren ihm alle jene Hilfsquellen abgeschnitten, die ihm in der Residenz geboten gewesen wären.

Aus fast fanatischer Liebe zu Broni und, wie wir eben bemerkten, aus Gesundheitsrücksichten für sie, die in der dumpfen Luft einer großen Stadt hätte zu Grunde gehen müssen, fugte sich Sepp den Verhältnissen.

Er nahm seine Geige vor und spielte den Bauern seiner Heimath auf, und damit erwarb er seinen und seiner Broni Unterhalt.

Der "Geigensepp" war bald weit und breit gesucht, und die Einnahmen des Dorfmusikers gestalteten sich nach und nach so gut, daß Sepp eine gar nette Wohnung zu bewohnen vermochte, in der die immer hübscher sich entwickelnde Broni eine anheimelnde Wirthschaft führte.

Die beiden Geschwister hingen mit der ganzen Kraft ihrer gleichartig fühlenden Seelen aneinander.

Gegenseitig sahen sie sich ihre Wünsche an den Augen ab.

Sie lebten in der kleinen Wohnung ein so harmonisches Leben, daß Niemand, der den „Geigensepp“ oft unter den Bauern in der Schenke sah, auch nur eine entfernte Ahnung davon haben konnte, noch weniger von dem reichen Geiste, den der arme „Stelzfuß“ mit solchem Erfolge auf sein Schwesterlein ausstrahlte.

Nur um den lieben, lieben Bruder zu überraschen, quälte sich Broni in seiner Abwesenheit damit ab, auf einer zweiten Geige, welche Sepp besaß, aus eigenem Antrieb ein Stück zu spielen. — Endlich brachte sie es zu Stande.

Das kleine, brave, edle Herzchen klopfte dem Mädchen, als Sepp spät am Abend nach Hause kam.

Broni war noch aufgeblieben und als sie Sepp's Schritte an der Thüre vernahm, griffen die kleinen Hände nach der Geige und spielten das erlernte Stück.

Sepp war aufs Freudigste davon überrascht.

„Wer hat's Dich gelehrt?“ fragte er die lachende Schwester.

„Ich selber!“ antwortete nicht ohne Stolz das Mädchen.

„O Du herzige Broni!“

„O wie thut's mir da drinnen wohl, wenn Du Dich freust, lieber Sepp!“

Von da an unterrichtete Sepp sein Schwesterchen im Violinspiele.

Wie weit er es mit ihr brachte, wissen wir bereits, und glauben es unterlassen zu können, den Leser mit auf den Dornenweg zu führen, auf welchem Beide bis zu dem, nun erreichten Punkt gelangten.

Sepp aber war im wahren Sinne des Wortes glücklich über den Erfolg seiner Broni, und diese war wieder entzückt von der ungetrübten Freudigkeit, die den Bruder erfüllte, den trefflichen Menschen, der so viele Opfer für die Seinen gebracht, und so viel gelitten hatte. —

Der Einfluß, den die neue Bekanntschaft auf Broni übte, war dem aufmerksamen Auge ihres Bruders nicht entgangen.

Eine dunkle Wolke war damit an seinen Himmel getreten.

Er war mit den Anschauungen der aristokratischen Kreise jener Zeit zu sehr vertraut, als daß er nicht wissen sollte, daß an eine Verbindung zwischen dem Grafen Emerich und dem Mädchen vom Dorfe nicht zu denken sei, wenn er sich anderseits auch sagen mußte, der Graf Emerich, dessen Neigung zu Broni dieser nicht einen Augenblick verbarg, sei für seine Person der Mann, der alle Vorurtheile bei Seite schieben möchte.

Aber die hocharistokratische Familie wird nie einwilligen und so kann ein weiterer Umgang zwischen den beiden jungen

Leuten nur schließlich dahin führen, das Herz des schuldlosen Mädchens zu brechen!

Diese Gedanken erschienen Sepp so wichtig, daß er eines Tages offen darüber mit dem Grafen Emerich sprach.

Der Graf war ehrlich genug, das Unleugbare in der Auseinandersetzung Sepp's völlig anzuerkennen.

„Sie haben Recht, geehrter Freund!“ erwiderte er. „Die Sache soll in's Klare gebracht werden. Ich will noch heute mit meiner Mutter darüber sprechen, denn mein Vater, das wissen Sie, hat vermöge seiner Alterschwäche keinen Einfluß. Meine Mutter ist wohl eine auf ihre Ahnen stolze Dame, allein sie ist gleichzeitig mit hoher Klugheit begabt. Auf diese rechne ich. Früher aber will ich noch die Vermittlung meines Bruders Arthur in Anspruch nehmen, der meine Mutter zu behandeln weiß, und den sie besonders liebt. Erringe ich die Einwilligung meiner Mutter nicht, dann ist mein ganzes Lebensglück vernichtet, aber Sie haben mein Ehrenwort, nie mehr soll die Ruhe Bronis von mir gestört werden!“

Die beiden Männer drückten einander die Hände, und Graf Emerich verließ das Zimmer.

In diesem Augenblicke trat Broni aus dem Nebengemache.

Sie hatte Emerich's Stimme gehört.

„Warum ging er fort?“ fragte sie forschend.

„Ein für ihn höchst wichtiges Geschäft rief ihn ab!“ antwortete der Bruder.

Dem Mädchen kam Sepp heute so sonderbar vor.

Sie blickte ihn fast traurig an.

Sepp schloß sie in seine Arme, und wie er sein Haupt über das ihre neigte, entfiel seinem Auge eine Thräne. —

Eine Stunde später trat Graf Arthur von Waldsee bei seiner Mutter ein.

Die Dame, die trotz ihrer Jahre noch immer eine interessante, jedenfalls imponirende Erscheinung war, galt in ihren Kreisen und sogar bei Hofe für eine der gewandtesten Intriguenknüpfereien.

In diesem Sinne war es zu nehmen, wenn Graf Arthur, den sein jüngerer Bruder als Fürsprecher absandte, mit Entschiedenheit die Ansicht aussprach, „Mama werde in der Angelegenheit ganz gewiß einen vortrefflichen Ausweg zu finden wissen.“

Was Arthur und seine hochgräfliche Mutter miteinander sprachen, hat Niemand erfahren. Aber das hörten die Diener, daß im Gemache, in dem sich Mutter und Sohn damals befanden, anfangs leise, dann von Seiten der Gräfin mit Heftigkeit gesprochen, worauf das Gespräch wieder leise geführt wurde, um mit einem lauten Gelächter von Seite der Gräfin zu endigen, in das die heisere Stimme Arthurs einfiel.

Lächelnd trat Arthur hierauf aus dem Appartement der Gräfin, und das Beste verkündend, erschien er vor dem auf seinem Zimmer harrenden Bruder Emerich.

Alsogleich begab sich nun dieser zu seiner Mutter.

Die Unterredung währte nicht all zu lange, aber als ein Diener auf das erfolgte Klingeln der Frau Gräfin eintrat, sah er, wie der junge Graf seiner Mutter mit freudestrahlendem Gesichte die Hände küßte, indeß die Dame dabei jenes Lächeln um ihren Mund spielen ließ, das bei ihr eben so auf Freude, wie auf Schlaueit gedeutet werden konnte.

„Einspannen lassen!“ befahl sie dem Diener, und wenige Minuten später bestieg die stattliche Dame mit ihrem Sohne Emerich den Wagen.

Er hielt endlich vor dem Hotel, in dem Sepp und Broni wohnten. Als die Gräfin ausstieg und Emerich, um sie über die Treppe zu führen, ihre Hand ergriff, bedeckte er sie mit Küßen, worauf ihm die Gräfin neckisch mit dem Fächer einen leichten, zärtlichen Schlag auf die Wange gab.

Der Eindruck, den das Erscheinen der als übermüthig stolz berüchtigten Gräfin Waldsee und noch dazu in Begleitung ihres Sohnes auf Broni machte, war der eines Traumes. Erst als die Gräfin sprach, glaubte das Mädchen an die Wirklichkeit.

Noch gewaltiger aber war der Eindruck auf Sepp, der diesen Besuch mit seiner letzten Unterredung, die er mit Emerich hatte, in Zusammenhang bringen mußte.

Sein Herz schlug krankhaft vor Erregung.

Wie wurden erst die beiden Geschwister in ihrem innersten Wesen von dem Benehmen der Gräfin fast betäubt, als diese schon in den ersten Begrüßungen gegen Beide, namentlich aber gegen Broni eine liebenswürdige Herzlichkeit entwickelte, welche dieser Thränen erpreßte!

Die Gräfin aber schien gedrängt zu sein, so rasch als möglich auf den Zweck ihres unerwarteten Besuches zu kommen.

Nachdem sie das Mädchen wiederholt auf die Stirne geküßt, sprach sie abwechselnd auf Sepp und auf Broni blickend:

„Es konnte nicht anders sein! Mein Emerich mußte von so viel Anmuth hingerissen werden! Ich liebe es, die Dinge beim Namen zu nennen. Emerich gestand mir, was ich ohnehin wußte, daß er ohne Broni nicht leben könne! . . . Wie ich schon sagte, ich finde das natürlich, und weil ich's so finde, kann mich eine eheliche Verbindung der jungen Leute nur freuen.

Ja, Broni, Sie sollen, . . . nein, mein Herz, Du sollst meine Tochter werden! Ach, wie schön stehen Dir diese frohkeuschen Thränen! Komm' umarme mich! . . . So mein Engel. . . Aber Eines, liebe Kinder, und der Herr Bruder, liebe Broni, wird gewiß einverstanden sein: — Ihr seid von dieser Stunde an verlobt. — Deine Küße, lieber Emerich, haben eine

süßere Stelle! — Aber ich kenne meine Standesgenossen! — Behalten wir unsere Sache vorläufig unter uns. Got die Vermählung stattgefunden, dann ist der Hauptschlag geschehen.

Bis dahin geben mir Broni und ihr Herr Bruder die Ehre, mit mir nach unserem Stammschlosse bei Unterau zu ziehen.

Sie gehören nun zu meiner Familie, und das Uebrige haben wir Zeit genug zu besprechen. . . . So, Kinder, nun gebt Euch die Hand, na Ihr könnt Euch nun auch küssen. Adieu, meine Tochter! Morgen, nein das geht noch nicht — ich muß noch bei der Frau Erzherzogin einen Abschiedsbesuch machen, — also übermorgen früh steht einer meiner Wagen zur Abreise vor dem Hotel."

Die Gräfin zog Broni, die kein Wort vorzubringen vermochte, an ihre Brust, drückte Sepp die Hand, und stolz lächelnd verließ sie am Arme ihres freudestrahlenden Sohnes die beiden Geschwister.

Diese blieben wie in einer Art Betäubung zurück.

Endlich warf sich Broni an ihres Bruders Brust.

"Es ist mir, als könne es nur ein Traum sein!" flüsterte sie.
"Ich muß gestehen," sagte Sepp, "ich brauche selbst Zeit, um mich von dem Erlebten zu fassen."

"Wie glücklich ist doch Deine Broni, lieber Sepp!"

"Ja, das bist Du, mein Herz! Und Du verdienst es. Darum aber auch muß ich Dich mahnen, Alles wohl zu prüfen, bevor Du den Schritt thust, der Dein ganzes künftiges Geschick bestimmt. . . ."

"Prüfen? . . . Sepp, ich verstehe Dich nicht!"

"Prüfen sollst Du Dich, ob Dein feines, reines, aus dem Waldesduft unserer stillen, armen Heimath hervorgegangenes Gemüth in die Sphäre der aristokratischen Kreise paßt, ob Dein treues, ehrliches Herz zur geschminkten Lüge stimmt, welche Dich nun umschleichen soll; prüfen sollst Du, ob unter den Rosen, welche vor Dir erblühen, nicht die Ratter lauert, die Dich vergiften könnte! . . ."

"Aber Sepp! Was ficht Dich an!! . . ."

"Ach! Meine liebe Broni! Ich weiß nicht, was es ist, aber es treibt mich, als müßte ich den Schleier zerreißen, der, so hell er mir auch erscheinen will, doch Deine Zukunft umhüllt! Ich gedenke jetzt des — Engels, den ich in der Wolke einst gesehen und in der unsere Mutter den — Raubvogel erblickt hatte!!"

"Mein guter Sepp, Du bist unwohl, Du bist so heftig erregt! . . ."

"Ja, Broni, ich bin es! Du bist ja mein ganzes Glück auf Erden, es ist mir, als solltest Du mir nun entrissen werden!! Du wirst nun nicht mehr mir angehören, ein a n d e r e s Herz

wird seinen vollen Anspruch auf Dich geltend machen!... Ich werde Dir nicht mehr zur Seite stehen, denn der Sepp von Unterau bleibt den hohen Kreisen ferne, in welche Dein Geschick Dich hincinzieht. O, meine Broni, überlege Alles genau! Ich bitte Dich darum!...“

Broni sah ihren Bruder überrascht an. Zum Ersten Male in ihrem Leben kam es ihr vor, als ob er bei seiner grellen Warnung von — Egoismus geleitet werde, vom Egoismus der Liebe zwar, der sie nicht aus seinen Armen lassen wollte, aber doch vom — Egoismus! —

Ein bitteres Gefühl schlich leise in die unerfahrene Seele des Mädchens gegen ihren Bruder, und ohne ein Wort zu reden, nahm Broni die Violine, um ihre stürmischen Gefühle auf dem Instrumente austoben zu lassen.

Sepp schien eine Ahnung von dem zu haben, was in der Seele seiner geliebten Schwester vorging.

Er ließ traurig den Blick auf ihrer schönen Gestalt haften, dann sagte er stille vor sich hin:

„Ach, die Jungen sehen anders wie die Alten!“

Seit drei Wochen befand sich die Familie Waldsee auf dem Stammschlosse bei Unterau, mit ihnen Broni und Sepp.

Erstere, vom ganzen Hause wie der erklärte Liebling behandelt, hatte unmittelbar neben dem Gemache der Gräfin ihr Zimmer. Sie ward dadurch wie die Tochter der Gräfin angesehen.

Sepp hatte in einem schönen Gartenhause seine Wohnung angewiesen bekommen.

Broni brachte nicht ein Wort gegen diese Trennung vor. Sepp verzich es der Schwester aus seiner vollen edlen Seele, aber es machte ihn verstimmt, wie so vieles Andere, was seinem Gefühle nicht entsprach.

Während Broni mit der Familie Waldsee zu Wagen und zu Pferde Ausflüge in die Umgebung machte, ging Sepp einsam auf den bekannten Wegen seiner Heimath umher, und die vielen Erinnerungen an die Vergangenheit erfüllten ihn mit Wehmuth.

Da kam eines Tages eine Estafette in's Schloß.

Sie brachte eine Depesche, welche die Ernennung des Grafen Emerich zum Attache beim *ischen Botschafter in P. enthielt.

Es war schon früher beschlossen, daß Emerich in die politische Staatscarriere eintreten solle. Aber diese Ernennung kam ihm etwas verfrüht. In einem Begleitschreiben wurde jedoch bemerkt, daß es sich für Emerich dießmal nur um einen Aufenthalt von drei Wochen in P. handelte, worauf er zurück-

lehren könne, um eine andere, bedeutendere Mission zu erwarten.

Gegen die verlangte sofortige Abreise ließ sich nichts Begründetes einwenden, und so verließ denn Emerich noch am selben Tage das Schloß.

Schon am folgenden Tage kam es Sepp vor, als hätten die Diener immer etwas miteinander zu zischeln, wenn er an ihnen vorüberkam, was früher nie geschah.

Auch fiel ihm auf, daß Graf Arthur, der sich sonst den Tag über meist auf der Jagd befand, nun das Schloß gar nicht verließ.

Auch Broni fühlte sich unangenehm berührt, als Graf Arthur sich verpflichtet zu haben schien, ihr in Abwesenheit Emerich's zur Seite zu sein.

Als sie sich Abends, wie bisher, von der Gräfin verabschiedete, und ihr die Hand küssen wollte, sagte diese:

„Schon gut, mein Kind. Gute Nacht!“

Womit sich die Dame höflich aber steif und förmlich zu ihrer Kammerfrau wendete.

Broni brachte die erste schlaflose Nacht im Schlosse zu.

Von da an kam der Miß, der sich so plötzlich und ohne Ursache zwischen der Gräfin und Broni vollzog, immer schärfer zum Vorschein.

Broni war zu stolz, um vor ihrem Bruder zu klagen, und oft, wenn sie schon in Thränen ausbrechen wollte, um Sepp an die Brust zu sinken, beherrschte sie sich immer wieder, und verbarg ihren Kummer.

In der Nacht des achten Tages nach Emerich's Abreise, als Broni schon zu Bette war, und sie auch die Gräfin neben sich zur Ruhe glaubte, trat diese plötzlich bei ihr ein.

Sie stellte den Doppelleuchter, den sie in der Hand trug, auf den Tisch und setzte sich mit einer gewissen Feierlichkeit auf einen Fauteuil gegenüber dem Bette, aus dem sie Broni anstarrte.

„Es hilft nichts,“ sagte die Gräfin, und bemühte sich, einen milden Ton anzustimmen, „es hilft nichts, mein Kind, ich habe, so gerne ich es vermieden hätte, mit Dir zu reden! . . . Es sind Umstände eingetreten, welche eine Verbindung zwischen Dir und meinem Sohne, dem Grafen Emerich, geradezu unmöglich machen! . . .“

Broni verhüllte sich das Gesicht mit den Händen, als wollte sie sich vor dem Anblicke einer furchtbaren Erscheinung retten.

„Es geht nicht, denn er wird der Fürstin von W.-N. seine Hand reichen,“ fuhr die Gräfin ruhig, aber mit schonungsloser Kälte fort.

Broni zog die Hände vom Gesichte, und das Gesicht einer Leiche starrte der Gräfin entgegen.

Diese aber ward dadurch nicht im Geringsten aus der Fassung gebracht.

„Du sollst aber deßhalb nicht von Emerich getrennt werden, mein gutes, kluges Kind,“ fuhr die Gräfin freundlich fort. „Es handelt sich ja nur um die Form. Du sollst seinem Herzen nahe bleiben. Das Schloß Mirbach, zwei Stunden von hier, soll Dir eingeräumt werden, und es ist selbstverständlich, daß Emerich, wenn er auch der Gatte der Fürstin ist, Dich dort, so oft ihn sein Herz treibt. . . .“

Die Gräfin konnte nicht aussprechen, denn wie ein empörter Engel der Rache erhob sich Broni mit flatterndem Paare im Bette, und schrie der Gräfin mit lauter, wenn auch bebender Stimme zu:

„Madame, verlassen Sie sogleich dieses Zimmer!“

Die Gräfin erhob sich mit einem Lächeln aus dem Fauteuil, warf dem armen Mädchen einen vernichtend sein sollenden Blick zu, und entfernte sich mit gemessenen Schritten.

Raum hatte sie die Thüre hinter sich zugemacht, als das unglückliche Geschöpf sein Gesicht in die Kissen barg und in lautes Schluchzen ausbrach.

Die Gräfin nebenan mußte den Jammer des armen Mädchens hören, aber sie kam nicht wieder herein.

Dagegen öffnete sich eine, bisher von Broni unbemerkt gebliebene Tapetenthüre in Broni's Zimmer und — Graf Arthur trat mit einem Lichte ein.

„Was ist Ihnen, Broni?“ sagte er, und setzte sich neben ihr Bett auf einen Stuhl.

Broni glaubte bei dem so geheimnißvollen Erscheinen des ihr verhaßten Mannes, es sei dieß Alles nichts als ein Bild ihrer fieberhaft erregten Phantasie.

Sie griff nach dem neben ihr stehenden Glase Wasser und wusch sich damit Stirn und Schläfe.

Arthur aber fand sich von den Reizen des jungen Geschöpfes um seinen ganzen Verstand gebracht.

Er setzte sich zu Broni auf's Bett. Er gab ihr die süßesten Namen. Er küßte ihre Hände und wollte sie mit seinen Armen umschlingen — da stieß Broni einen Schrei aus.

Niemand kam zu Hilfe.

Mit der Kraft der bedrohten Unschuld schleuderte Broni den Schwächling von sich, dann sprang sie aus dem Bette, riß die Thüre, welche aus dem Zimmer zur Veranda führte, auf, und trat auf dieselbe hinaus, die Thüre hinter sich zuschlagend.

Arthur war wie betäubt.

Als er sich aber faßte und die Balkenthüre öffnete, war Broni — verschwunden.

Von der Veranda, auf welche sich Broni vor den unver-

schämten Zubringlichkeiten des Grafen Arthur geblühtet hatte, führte eine Freitreppe in den Park hinab.

Nur ein Gedanke pochte jetzt in dem Gehirne des armen, dem Wahnsinne nahen Mädchens:

Fort aus den Mauern!

Sie achtete nicht auf ihre nur spärliche Nachtbekleidung, nicht auf ihre nackten Füße, nicht auf die kühle Nacht und den Thau im Freien, nicht auf die losgelassenen Hunde, welche eben geängstigt und in Born gebracht, die Schatten und den Mond anbellten.

Broni eilte über die Treppe hinunter, dann direkt über den breiten feuchten Rasen.

Zwei große Wolfshunde hatten sie bald erspäht.

Sie eilten knurrend und bellend hinter ihr her.

Wie ein gehegtes Reh floh Broni vor ihnen!

Da lag das Gartenhaus in dem Sepp wohnte.

Sie sah noch Licht im Fenster.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um noch ungefährdet von den Hunden, die ihr immer näher kamen, und die sie schnaufen hörte, das Haus zu erreichen.

Da war sie vor der Thüre desselben.

Sie hörte Sepp d'rin auf der Violine spielen.

Ach, er spielte jenes kleine Stückchen, daß sie einst selbst erlernt hatte, um den Bruder damit zu überraschen!

Was lag Alles zwischen damals und jetzt!...

Mehr von dieser Erinnerung, als von den fürchterlichen Erlebnissen der letzten Stunde überwältigt, brach das arme Mädchen kraftlos auf der Thürschwelle zusammen.

Die Hunde waren ihr nahe gekommen.

Sie schnupperten knurrend an ihr, aber das unglückliche Geschöpf bewegte sich nicht, Broni war ohnmächtig geworden.

Die Hunde erhoben ein geheulartiges Bellen.

Sepp hörte zu spielen auf. Er öffnete die Thüre.

Da sah er die zusammengebrochene Gestalt vor derselben.

Er hob sie auf, und nun erkannte er im Mondlicht — seine Schwester!!

Es war ihm in diesem Augenblick, als stockte das Blut in seinem Herzen.

Aber er hatte doch Kraft genug, das Mädchen in die Stube zu tragen.

Broni erwachte in seinen Armen, sie schlug die Augen auf, die lieben, treuen, nun so entseßlich stieren Augen!...

„Um Gotteswillen, Broni, was ist geschehen?“ stammelte Sepp.

„Nichts,“ erwiderte abgebrochen und leise das Mädchen, „nichts!... Mich friert nur so fürchterlich... lege mich in

Dein Bett, und . . . decke mich recht . . . recht warm zu . . . und . . . bleibe bei mir . . .“

Sepp brachte sie zu Bette.

Sie verfiel in einen Schlummer, aus dem sie nach kaum einer Viertelstunde erschreckt erwachte.

„Fliehen wir!“ schrie sie. „Sepp, verlass' mich nicht! . . .“

„Aber, Broni, fasse Dich!“ Theile mir nur mit, was geschah!“ flehte Sepp, sie mit seinem Arme umfassend, und ihr die wirren goldnen Haare aus der feuchten Stirn streichend.

Und nun vernahm er von dem halb irre redenden Mädchen in zusammenhängender Darstellung die Ereignisse der Nacht.

Es schnitt Sepp schier die Seele entzwei, indem er an das schwere Leid dachte, das dem unschuldigen süßen Kinde widerfuhr.

Er schlang seine Arme um Broni und drückte sie fest an sich, als wollte er ihr das Bewußtsein geben, daß sie unter seinem Schutze sei.

Sie drückte ihre heiße Stirne an die seine, während reiche Thränen ihren Augen entströmten.

„Sepp!“ flüsterte sie dabei. „Kannst Du mir verzeihen? . . .“

Sepp sah sie verwundert an.

„Ich soll Dir verzeihen?“ sagte er, und ein schmerzliches Lächeln schwebte auf seinen Lippen. „Was hast Du denn verbrochen? . . .“

„O, ich habe gegen Dich gesündigt!“ erwiderte Broni.

„Ich habe gegen Dich, den Bruder, den Freund voll Liebe, gesündigt! . . . Ich habe ein Mal in einer bösen Stunde an Deiner Aufrichtigkeit gezweifelt! . . . O, ich verdiene die Strafe! . . .“

„Du, mein süßes, unschuldiges Kind!“ liebkooste sie Sepp. „Mache Dich nicht schwarz, Du, deren Seele so weiß ist, wie die reine Seele eines Engels! . . .“

„O, ich weiß was ich weiß! . . .“ sagte Broni leise, dabei ruhte ihr Auge stehend auf ihm.

Er küßte sie auf die heißen Lippen. Wenn dem armen Mädchen Vergebung nöthig war, so lag sie im reichsten Maße in diesem Kusse.

Beruhigt legte Broni das Haupt zurück, und ein erquickender Schlummer kam allmählich über die schwer Geprüfte.

Es war beim Anbruch des Tages, als Sepp, der den größten Theil der Nacht sorgenvoll gewacht und jeden Athemzug seiner Schwester ängstlich belauscht hatte, selbst in Schlaf verfiel.

• Da fühlte er sich plötzlich von einer leisen Berührung erweckt.

Broni stand vor ihm.

Ihre gesunde kräftige Natur hatte die ihr drohende Gefahr einer Fieberkrankheit besiegt.

Blaß wie eine Lilie, aber gefaßt und ruhig, stand sie vor ihm.

„Ist Dir wohl?“ fragte Sepp erstaunt.

„Ganz wohl!“ erwiderte Broni, jedoch nicht ohne einen Seufzer.

„Warum bleibst Du nicht zu Bette?“ sagte Sepp im Tone des Vorwurfs zu ihr.

„Weil unseres Bleibens nicht mehr hier ist!“ lautete dumpf aber entschieden die Antwort.

„Ich habe meinen Plan gemacht,“ fuhr Broni fort. „Ich entsage der Künstlerbahn. Sie bringt uns mit einer Welt in Verbindung, für die wir nicht passen. Jetzt begreife ich Dich. . . . Wir wollen in die Welt hinauswandern, aber wir wollen unsere Kunst auf bescheidenen Wegen überall dort üben, wo wir für die frohen Stunden, die wir bereiten, die naive, ehrliche Herzen finden, Menschen, die fühlen und denken wie wir!“

„Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus willst Du — — eine wandernde Musikantin?“ rief Sepp fast unwillig aus.

„Ja, das wollen wir!“ erwiderte Broni entschlossen. „Wir werden die Welt sehen, ich werde mein Leid vergessen, und — was aus dem Volke ist, soll beim Volke bleiben!“

„Und . . . Emerich?“

„Es war ein Traum!“

Broni sagte dieß schwermüthig, aber mit der Sicherheit einer entschlossenen Seele.

Sie wandte sich einen Moment von Sepp ab, dann aber warf sie sich in seine Arme.

„Ich will nun nur Dir angehören!“ rief sie leidenschaftlich aus. „Und damit nicht Ehrgeiz und Verlockungen eines verfeinerten Lebens mich wieder abziehen, darum trete meinem Plane nicht entgegen. Ich bin die Tochter aus dem Dorfe und mein Platz ist auf der staubigen Heerstraße, in der buntlärmenden Schenke, unter braven aber derben Menschen. Der Boden des Concertsaales aber soll nie mehr von meinem Fuße berührt werden!“

Sepp verstand, was in Broni's Seele vorging.

Er widersezte sich ihrem Unternehmen nicht, da er in der Ausführung desselben die einzige Heilung für ihre so tief verletzte Seele hoffte.

„Sie sehnt sich nach der Heimath ihrer Gedanken und Gefühle!“ dachte er, „und das Heimweh wird nur in der Heimath sich verlieren!“ —

In der nächsten halben Stunde hatten die beiden Geschwister das kleine Gartenhaus und den Park verlassen.

III.

Indem wir nun einen Zeitraum von zwei Jahren überspringen, führen wir den Leser in einen unserer berühmten deutschen Badeorte.

Die Saison hat eben ihre Höhe erreicht. Gäste aus allen Zonen der Welt haben sich hier versammelt, theils um ihre zerrüttete Gesundheit zu restauriren, theils um sich zu zerstreuen.

Es ist Abend. Im Riosk der Promenade spielt das Orchester. Um dasselbe herum sitzen Herren und Damen; sie folgen den Produktionen mit lebhaftem Interesse.

„Dieses neue Orchester, welches heuer zum ersten Male hier spielt, ist entschieden das beste, welches ich je gehört,“ sagt ein junger Elegant, indem er nach Beendigung einer präzisen und doch leidenschaftlich durchgeführten Overtüre den Impuls zu einem donnernden Beifall gegeben.

„Der Direktor ist jedenfalls ein sehr interessanter Mann!“ bemerkte eine an Jahren etwas vorgerückte Dame. Dabei lorgnettierte sie den „interessanten“ Orchesterdirektor sehr aufmerksam.

Er war auch keine gewöhnliche Erscheinung. Ein langer Bart umrahmte sein blasses Gesicht, aus dem zwei lebhafte, nur manchmal etwas schwärmerische Augen blickten.

Seine Haltung war elegant, oft fast militärisch. Dazu zeichnete ihn ein feines Benehmen aus, das nur da in Schroffheit überging, wo man sich bemühen wollte, den geistvollen, aber absonderlichen Menschen der unterhaltungs-süchtigen Gesellschaft näher zu bringen.

Man erzählt sich allerlei Geschichten von dem Manne,“ bemerkte ein Herr zu der neben ihm sitzenden Dame. „Man sagt, er sei ein entlassener Galeerensträfling.“

„Warum nicht gar!“ lachte ein alter Major. „Aber doch nicht weit davon; der Mann soll aus guter Gesellschaft, aber im Jahre 1848 stark kompromittirt gewesen sein.“

„Kann man denn nichts Näheres erfahren?“ fragte die ältere Dame mit der ewigen Lorgnette.

„Man weiß gar nichts Gewisses!“ antwortete ein ehemaliger Polizeirath. „Aber daß Hellwig nicht sein wahrer Name, das ist authentisch.“

„Und ich sage Euch,“ rief nun ein alter reicher ungarischer Cavalier in seinem harten Deutsch dazwischen, „kümmerst dich kein' Raß um Kapellmeister und Orchester, wenn die zwei Leutl kommen, die ich voriges Jahr in Baden-Baden gehört hab' und die ich für heuer auf meine Kosten dahier engagirt hab'. Sind nur zwei Leut', Mann und Mädel, Bruder und Schwester glaub' ich, aber die zwei sind mehr als

ganzes Orchester. Spielen sie Geigen, daß mir Thränen über die Backen geloffen!

In diesem Augenblicke kam ein reich in ungarischem Kostüm gekleideter Diener auf den Redner zu. Er sprach ehrerbietig leise zu dem Cavalier.

Schmunzelnd drehte sich dieser den gewichsten Schnurrbart. „Wenn man Wolf nennt, kommt er geloffen!“ sagte er froh. „Sie sind da! . . . Meine Herren und Damen! Morgen um diese Zeit sind Sie in der Restauration auf der Beilchenwiese meine Gäste. Da werden sie meine zwei Leutl hören. Aber meine Herren, Mädels ist hübsch, aber kann ich Ihnen sagen, ist sie brav, und kommen Sie mit Dummheiten schlecht bei ihr an.“

Die Gesellschaft lachte über den gutmüthigen Ungar und zerstreute sich nach und nach.

Am folgenden Abend war Alles auf der Beilchenwiese.

Auf die beiden Musikanten, in denen wir Sepp und Broni erkennen, sind alle Logrons gerichtet.

„Ganz hübsches Mädchen! Er hat einen merkwürdigen Kopf!“ hieß es.

Da begannen die beiden Geschwister.

Immer mehr fanden sich die Zuhörer gefesselt, bis endlich alles, selbst das leise Geplauder verstummte.

Broni spielte ein Solo, welschey sich Sepp's Geige nur verzierend anschloß.

Der Eindruck war ein überwältigender. Der Applaus erschallte donnernd.

„Hab' ich nicht gesagt?“ fragte laut und triumphirend der ungarische Cavalier.

Von diesem Abend an fand sich die Gesellschaft täglich auf der Beilchenwiese ein.

Das Orchester auf der Promenade spielte vor — leeren Bänken.

Der Orchesterdirektor Hellwig, der sich nicht materiell beeinträchtigt finden konnte, weil er für die Saison bezahlt wurde, konnte doch nicht umhin, auf seine Rivalen neugierig zu werden.

So erschien er denn an einem der nächsten Abende auch auf der Beilchenwiese.

Er hatte aber kaum seine beiden Rivalen erblickt, als er das Glas, das er schon zum Munde geführt, mit bebender Hand wieder auf den Tisch stellte.

Er war sichtlich in ungewöhnliche Aufregung gerathen, so daß es bemerkt wurde.

Er fühlte, daß er beobachtet werde, und entfernte sich daher.

Er verließ aber die Beilchenwiese nicht, sondern trieb sich nur in dem, dieselbe umgebenden Gebüsch umher.

Als sich endlich die Gesellschaft entfernte, und Sepp und Broni sich auf den Heimweg nach ihrem Hotel begaben, hörten sie Schritte hinter sich.

Bald vernahm Broni, wie eine Stimme leise ihren Namen aussprach.

Broni wandte sich um. Ein ihr fremder Mann stand vor ihr. Es war der Orchesterdirektor Hellwig.

„Sie kennen mich?“ fragte ihn Broni forschend.

„Broni!“ rief Hellwig nun mit lauter Stimme und breitete seine Arme aus.

„Emerich!“ stammelte Broni erbleichend, und klammerte sich dabei krampfhaft an Sepp.

Ein paar Sekunden standen sich die Drei stumm und wie erstarrt gegenüber.

Dann drängte Broni plötzlich scharf und fast entsetzt ihren Bruder. „Komm! Verlassen wir sogleich diesen Ort!“ stammelte sie mit abgewandtem Gesichte.

„Nicht so!“ rief Hellwig, oder weil wir es nun durch Broni wissen, Emerich aus, wobei er des Mädchens Hand erfaßte. „Höre mich!“ flehte er. „Ich bin an Allem unschuldig. Erst nachträglich erfuhr ich, was Dir geschah. Aber nie sollte ich Dich finden! Ihr waret verschollen! Broni, wenn Du je ein Gefühl für mich hattest, verdamme mich nicht. Ich litt ja genug! ...“

Da wandte sich Broni langsam zu ihm.

Sie reichte ihm schmerzlich-freundlich die Hand.

„Ich verdamme Sie nicht, ich habe Sie nicht verdammt!“ sagte sie. „Ich weiß, Sie sind schuldlos. Aber unsere Wege trennen sich dennoch. Ich habe einsehen gelernt, daß der Unterschied des Standes und der Geburt uns unerbittlich scheidet. Darum, Emerich, leben Sie für immer wohl!“

Thränen traten in ihre Augen und sie wandte sich zum Gehen.

„Broni!“ rief Emerich, und hielt sie an ihrem Kleide zurück. „Und wenn ich auf demselben Boden stehe, wie Du? Wie dann?“

Erstaunt sah ihn das Mädchen an.

„Und wenn ich kein Graf bin und mit das Brod verdiene, wie Du?“ fuhr Emerich fort.

Broni schien zu schwanken.

„Erfülle mir nur eine Bitte!“ bat Emerich. „Bleibe noch bis morgen, aber erscheine dann Mittags auf der Promenade. Versprichst Du mir das?“

Broni sah ihren Bruder an, dann wandte sie sich zu Emerich, und nickte mit dem Kopfe zustimmend zu.

Am folgenden Mittag erschien sie ihrem Versprechen gemäß auf der Promenade. Eben spielte die Klarmusik.

Als Broni den Orchesterdirector erblickte, überslog eine glühende Röthe ihr Antlitz.

„Sepp! Was soll das bedeuten?“ fragte sie leise ihren Bruder und ihr ganzes Wesen schien dabei zu bebem.

„Warten wir die Aufklärung ab,“ beruhigte sie Sepp, und zog sich mit ihr in den Hintergrund der Promenadeanlagen zurück.

Als das Concert geendet, die Nacht war inzwischen mondhell herangebrochen, stand Emerich plötzlich an der Seite der beiden Geschwister.

Er zog sie mit sich auf eine Ruhebänk nieder.

„Laß mich in Kürze meine Schicksale seit unserer so grausamen Trennung erzählen,“ begann Emerich, indem er die Hände Sepp's und Broni's in die seinen faßte. „Die Folge Eures spurlosen Verschwindens, eben so sehr die mir allmählich bekannt gewordenen Ursachen desselben, hatten mich mit Verzweiflung erfüllt. Mit einer wahren blutigen Lust schloß ich mich der bald darauf ausbrechenden Revolution in unserem Lande an. Ich verließ daher meine Fahne und machte mit den Aufständischen alle jene erbitterten Kämpfe durch, zu denen sie durch die Herzlosigkeit und den Fanatismus der Gegner immer mehr gereizt wurden. Wir kämpften für eine verlorene Sache, aber wir kämpften für unser Leben. Der Ausgang ist bekannt. Während dieser Zeit starben Vater, Mutter und mein älterer Bruder an der mittlerweile ausgebrochenen Epidemie. Ich war der natürliche Erbe der Familiengüter, aber auf der Flucht wurde mir in consumaciam der Proceß gemacht, dazu wurde ich des Adels verlustig erklärt, und kamen meine Güter in Confiscation. So bin ich denn durch die Fügung des Schicksals ein Bürgerlicher geworden, der sich durch seine Arbeit sein Brod verdienen muß. Du hast gesehen, Broni, welches Feld ich mir erwählte, und so bin ich in doppelter Beziehung Dir, Euch beiden gleich gestellt. Die Scheidewand, die uns trennen sollte, ist eingestürzt, Broni — hast Du mich denn nicht lieb?“

Broni und Sepp waren von der erhaltenen Mittheilung wie von einem Traumbilde erfaßt und schwiegen.

„Liebst Du mich denn nicht?“ wiederholte Emerich und sank dabei vor Broni auf die Knie nieder.

Broni barg ihr Gesicht an Sepp's Brust

„Was soll ich thun?“ flüsterte sie leise.

Sepp drückte sie an sich, dann richtete er sie auf.

Es nahen Promenirende.

Emerich stand auf — stehend blieb er vor Broni stehen.

„Was soll ich thun?“ fragte ihr Blick.

Da lächelte Sepp, nahm Broni's Hand und legte sie in jene Emerich's.

Laut schluchzend sank Broni an Emerich's Brust.

Bald aber machte sie sich los, um mit ihren Armen des Bruders Hals zu umschlingen.

Am folgenden Mittag erschien Sepp als Mitwirkender im Kurorchester. Es erregte allgemeine Aufmerksamkeit. Diese wurde jedoch noch größer, als ein Violinsolo angekündigt wurde und — Broni vortrat.

Der Beifall war ein allgemein herzlicher, da man über die Vereinigung dieser Kräfte allerdings nur höchst zufrieden sein durfte.

Einige Wochen später war man jedoch über die Innigkeit dieser Vereinigung noch klarer, als es bekannt wurde, daß Kapellmeister Hellwig und Broni in der Schloßkapelle getraut worden seien.

Noch im folgenden Sommer machte das Hellwig'sche Orchester mit seiner Solistin Sensation in dem Kurorte

Von da ab aber war es plötzlich verschollen.

Das kam jedoch sehr natürlich.

Emerich hatte mit anderen politischen Verbrechern Amnestie und seine Güter zurück erhalten.

Er bezog mit Broni und ihrem Bruder eine Oeconomie auf dem Lande, wo er noch lebt und mit Freuden der Zeit gedenkt, die ihm seine Broni wiedergegeben.

Das stattliche, freundliche Haus aber, in dem Emerich, Broni und Sepp in glücklichem Frieden eines einfachen Lebens wohnen, wird in der ganzen Gegend nicht anders genannt, als das Asyl der „wandernden Musikanten.“

Der eingepökelte Vetter.

Von A. Beldern.

Der Handel iz de Seele vun de ganze Welt; das hat schon der waise Salamau gesagt, aber er hat es nicht mit geschrieben in das alte Testament, weil sich sonst würden weisen aach de Sojim mehr aff den Handel un aff de Spikelization. Daß ich recht habe, werd mer seh'n.

An's Ende vun voriges Jahrhundert haben gesehen hinten im Herzaugthum Baujen ain Paar rejeete Jüden. Se haben gemacht gewaltige Geschäftlers in allerlei Waare, was mer

hat grade verlangt. Vor ihren Handel is gewesen die Stednadel nischt zu klein un ain Haus nischt zu grauß. Se haben gemacht in an grau un aach in an detalg. Es sain gewesen zwei Wetzlern, wuvon der Aine hat geheissen Joel Calmus und hat gehalten sein Geschäft in Tirschtینگel; der Andre hat geheissen Gerson Rosenblatt un hat gehalten sein Geschäft in Binné, was liegt auch in Pausen.

Calmus, was is gewesen der Geschaidt'ste vun die Beiden, hat aff einmol geschriben anen Schreibebrief an Gerson Rosenblatt, worin gestanden is:

„Lahumi (Mein Theurer)!

Wie gainn de Geschäftche? Schlecht werst'e fogen un Recht hast'e; as se gainn faul, obenfaul! Wuvon kimmt's aber daß se gainn faul? Nebbich (Ach, Leider)! Das kimmt von das gewaltige Kriegsgeschraie in de ganze Welt un von de Refellizgon in Frankreich.

Rosenblattleben (Leben wird als Schmeichelwort oft den Namen angehangen, etwa in dem Sinne wie: mein Lieber)! Ich will Dir machen an Vorschlag. Als De werst gelesen haben in die Zeitung, hab'n sie gefillotinirt den Meilach (der König) von de Franzosen und in de Geschichte kannst'e lesen aff jedes Blatt, wie se haben allemal geköpft de Jüden, wann se sain fertig gewesen mit de Ferschten. Waih mer! Was soll ich aber warten, bis de Reihe kimmt an de Jüden? Rosenblattleben, das Beste werd' sain, mer zieh'n fort aus Nischenas (Deutschland), denn de Refellizgon werd sich bald aach etabliren in unser Gegend und dann sein mer Jüden machulle (verloren).

Wenn De werst sein gescheidt, so machst'e so rasch wo möglich pleite (bankerott), denn dabei kannst'e noch machen ain guten Reibech (Nuzen, Profit). Ich will thun dasselbe un wenn mer haben Beide ä Sümmche kusammen, sezen mer uns aff ä Schiff un fahren nach Amerika, wo is zu verdienen jez ä gewaltiges Stücke Geld.

Verstaihste mir, Wetzterche? Gewiß wirst'e mir verstaih'n. Also sei lochem (klug), verbrenne mei Brieflich un biete Deine Glaibiger nich mehr wie zehn Perzent. Vielleicht kriegst Du's noch billiger, verstaihst'e mir? Dann aber nimm den ganzen Rest vun Deine Waaren mit nach Amerika, womit ich verbleibe

Dain

Wetter Joel Calmus.“

Es sain vergangen kaine vier Wochen, so hat geschriben Rosenblatt an Calmus:

„Lahumi!

Calmusleben, Du bist ein grauffer Mann! Wenn De nich wärst ä so gewaltiger Geschäftsmann, müßtest Du werden gewiß ä Finanzminister.

Ich habe geboten acht Perßent un geschoben de Schuld aff de schlechten Zeiten, was uns hat gebracht de franzesche Umwellingungs-Refellizgon. Die Glaubiger waren alle leichtglaibig genug; se habens geglaubt un machen ab mit achte. Den ersten May will ich sein in Hamborg, wo De wirst aach eintreffen, denn an denselben Tage gahst noch ein Schiffsche nach Amerika.

Meine Achauffe (Schwester) werd bleiben zurüd in Pausen. Ich will grauffmithig sein un were ihr geben behn preische Thalersch, daß se kann anfangen ain Schnorr-Handel (Schnorren; Schnorrer sind die niedrigsten Krämer, die den Hausir- und Straßenhandel betreiben) mit Band aff de Straße a Elle vor Elle drei Pfennig, warum ich bin

Dein

Better Gerson Rosenblatt.“

So is gekommen der erste May und ganz pünktlich sein gewesen da in Hamborg der Calmus un der Rosenblatt. Calmus hat gehalten vier Kisten voll Waare un zwai Baitel mit preische Thalersch. Rosenblatt hat gehalten aach vier Kisten voll Waare, aber nur a in Baitel voll Thalersch.

Fragt Rosenblatt:

„Calmusleben, wie heißt? As De doch nie hast gehalten mehr wie ich un jetzt hast'e zwai Baitel mit Geld un ich nur anen?“

„Rosenblatt,“ sagt Calmus, „Du thust mer laid!“

„Wu so, laid? Was willst De sagen mit laid?“

„Weil De nich hast mehr Spifelizgonsgesicht. Hab' ich Dir nich geschrieben: Mach pleite un biete Deine Glaubiger behn Perßent?“

„Hab ich nich gemacht pleite? Habe ich nich gegeben acht Perßent statt behne?“

„Wer heißt Dir geben achte? Soll ich Dir denn sagen Alles? Hast'e nich aach fünf Sinne gekriegen zum Denken wie ich? Ich habe geschrieben an maine Glaubiger: Un vorher gesehene Hindernisse verhindern mich an de Beßahlung von maine Schulden un de politische Unsicherheit bwingt mich, mein Wohnort zu verlassen un mich zu wenden nach Wien.“

„Wu so nach Wien? Gahst'e nich nach Amerika?“

„Rosenblattleben, was ä gebauler Chamor (ein großer Esel)

bist Du! Jetzt schicken mer nach de Glaibiger de Steckbrief nach Wien un ich bin sicher zu gahn ruhig nach Amerika!"

Also hat Calmus gemacht ein brilliantes Geschäftche un gehaben sein Geld mit sammt de Waare.

Jetzt sein Beide gegangen zu Schiffe un gefegelt nach der neuen Welt, wu se sich haben getablirt in New Yorks (was is gewesen damals noch ein ganz kleines Städtlich) unter de Firma Calmeier und Rosenbergs.

Denn es is immer gut, wenn Ainer hat gemacht pleite un etabilirt ein naies Geschäftche, daß er sich gibt ain andern Namen. 's bringt mehr Wasel en Bruche (Glück und Segen).

Aber das naie Geschäft hat geblühen wie ane Sonnenrause, was immer dreht den Kopp nach de Sunne un werd so hoch wie ain Haus. Bald hat es gehaißen in ganz Amerika: Uier (wahrhaftig), 's gibt aff de ganze Welt nor ain Geschäft, was hat erste Bedeitung un das is: Calmeier un Rosenbergs. Denn damals hat noch nich geezirt der grause Baron Rothschild in Frankfurt, was is der Ferscht von allen Ferschten un doch ainer von unsre Zeit.

Calmeier und Rosenberg haben sich verdient ain Tausend Dollariuse nach's andre und haben gehabt ganze Gassn voll Haier in New Yorks und viele Mageziens mit Waaren, davon gar Niemand hat gewußt kainen Werth nich. Bei alle den graußen Verdienst sein aber immer geblieben de beiden Compagnouers ledig; kainer hat sich angechaffen eine Kalle (eine Braut, Geliebte). Worum? Dorum! Weil das Heirathen verhindert so gar gewaltig de freie Entwicklung von de Spifelizzgon.

So sein Baide geworden immer reicher un immer reicher un immer noch reicher. Aber wie der Reichthum nimmt zu, so nimmt das Leben ab, un de Lebenszeit is das Einzige aff de Welt, wumit sich nicht läßt spifeliren, denn de Lebensversicherung is nur ain falsches Wort vor ain falschen Begriff un nur ane Spifelizzgon aff den Tod un nich aff das Leben.

Rosenblatt is gewesen der Erste, was sich hat gefühlt unwohl un hat kain Dokter nich kennen finden ain Mitteldche vor seine Krankheit, zum wenigsten was sein gewesen von de billigen Dokterisch. Denn zu den reichen Professersch, wo verlangen vor einmal de Szunge rausgesteckt drei Dollarinke, gahst lawer von unsere Zeit. Wenn es nun ainmal soll gestorben sein, so hilfst kain Dokter nich un da is es besser, mer läßt sich zu Tode koriren von Ainen, was es thut vor 8 Groschen, als von ain Andern, was hat Ordens un Kreuzlichs an de Brust un thut es nich unter ain Dukaten vor'n Besuch un darf kain As fehlen.

Kurz und gut! Rosenblatt, was jetzt hat gehaißen Rosenberg, hat missen sterben. Vor sein Tod aber hat er noch ainmal gerufen Calmeiern, oder eigentlich Calmusen.

„Galmeierleben,“ hat Rosenberg gesagt, „ich were missen sterben, ich merk es schon. Es hilft nun ainmal nichts, es thut mer aber nur laid, daß ich Dir muß lassen main ganzes Vermögen ohne aine Entschädigung; denn was nuht mer aine Entschädigung, wenn Du mer sie aach giebst; wenn ich taudt bin, würdest erben aach noch de Entschädigung.“

Galmeier hatte sich gewundert, wuher sein Vetter Rosenberg hat gekriegen aff einmal so viel Waishait vor sein Tod. Aber Rosenberg hat weiter gered't:

„Ich habe bloß aine Bitte, Vetter. Wenn ich werde sein gestorben, möchte ich gerne kommen zu liegen bei maine Verwandten in Königsberg nach Preußen. Versprich mir also, mir zu spediren per Segelschiff in gewöhnlicher Lieferzeit nach Königsberg, wu se mer sollen begraben neben Rob Waujes un Levy Steinfeldern. Willst'e mir das versprechen?“

Da sein Galmeiern de Thränen in de Augen getreten un er hat gesagt:

„Rosenbergleben, sei unbesorgt, ich lasse Dir spediren, daß De kommst zu liegen nach Königsberg.“

Wie das hat gehört Rosenberg, is er geworden ruhig un noch gestorben an denselben Tage. Galmeier hat gejammert un gewaihklagt nach alle Kräfte und gemacht aine Krie (der Kriß, der als Trauerzeichen in das Kleid gemacht wird) in sein Rock.

Am nächsten Tage is gegangen Galmeier nach den Hafen un hat gefragt nach de Kapitän, wo gerade absegelten nach Wschkenas. Er hat aach balde ainen gefunden, den hat er gefragt:

„Entschold'gen Se, Herr Kapitän, was preußen (wie viel kostet) Se de Fracht vor aine Kiste nach Königsberg?“

Hat der Kapitän gesagt: Das käme draff an, ob das Kistlich were grauß oder klain, laicht oder schwer un überhaupt was drinnen wäre.

Sagt Galmeier: „Na, wenn Se's müssen wissen, was drinne is — main Vetter is drinne, was is gestern gestorben un was soll getransbitirt werden für Lewaje (Veichenbegängniß) nach Wschkenas.“

Hat der Kapitän geantwortet: „Unter hundert Dollariuse kann ich's — nich thun.“

Wie das hat Galmeier gehört, is er erschrocken zum Tode un hat fast verloren de Sprache vor Entsetzen über aine so grauß Summe.

„Entschold'gen Se, Herr Kapitän,“ hat Galmeier gesagt, „sain Sie von Sinnen oder habe ich vielleicht nur verloren mein Gehöre?“

Darauf is geworden der Kapitän grob un hat gesagt:

„Nu? Soll ich transbitiren einen taudten Mensch vor zwei Silbergröschen?“

Calmeier hat wollen handeln un hat geboten fünf Dollariuse, dann sechs, sieben, achte, naine un endlich gar sechne! Aber der Kaptän is feste geblieben aff sein Kopp un hat es nich thun wollen unter hundert Dollariuse. Calmeier aber is gegangen nach Hause und hat gar nich gewußt, was er soll machen; denn vor so aine Klainigkeit hundert Dollariuse geben, das konnte er nich bringen über sein Herze, weil es gewesen were, eine gedaula (große) Verschwendung.

So hat er gejeßen de ganze Nacht un hat sein Geist abrachwenet (abmühen) damit, daß er sollte finden ein Mittel gegen diese Theuring. Endlich is er gekimmen aff eine Idee, wo is zwar gewesen seltsam, aber billig, warum er se hat am Ende aach ganz feste gefaßt. Nemlich er nimmt sich vor, seinen verstorbenen Welter Rosenberg in Sticllichs zu schneiden un zu legen in ein Faß mit Wöfelbrühe, wonach er kann dekliriren in den Frachtbrief das ganze als Wöfelfleisch un braucht zu befehlen nur einfache Fracht. Wie er nu is getreten vor seinen taudten Welter Rosenberg, hat er gesagt:

„Rosenbergleben! Es hilft nichts, ich muß Dir herschneiden in Sticllich un einpökeln, denn vor'n Transbort in Ganzen bist'e mir zu theuer.“

Wie er dabei sieht den taudten Welter an, is ihm grade gewesen, als ob Rosenberg hätte genickt mit Koppe un gewackelt mit sein'n Bart, als ain Zeichen, daß es ihm were ganz angenehm, zu werden herschnitten.

Calmeier hat ihn also noch geschnitten in klaine Sticllichs aff dieselbige Nacht un in ain Faß gethan; aber drauf hat er geschrieben:

Wöfelfleisch!

C. Nr. 3.

Piano.

Vor Rässe zu schützen!

Wie er nu is gekimmen mit sein Faß wieder in den Hafen, hat er gleich gefunden ain andern Kaptän, was hat gehaissen Paumann, un is abgefegelt noch an denselben Tage nach Königsberg un hat mitgenommen das Faß vor drei Dollariuse acht Wochen Lieferzeit.

Calmeier aber is gewesen gewaltig froh, wie er hat gemacht jetzt so ain billiges Geschäftche. Er hat sich hingesezt aff sein Comptor un geschrieben ain Schreibebrieflich mit das Postschiff an den Spiditör Cohn Hilzheimern in Königsberg wie folgt:

„Herrn Cohn Hilzheimer in Königsberg in Preußen.

Neuforks, d. 10. Aug. 1825.

Bermitteltst das Schiff „Adler“ Kaptän Paumann von Königsberg bin ich gewesen so frei, unter heitigen Tage abgehen zu lassen an Ihre werthe Adresse ein Faß, signirt

C Nr. 3 enthält Pöfelsfleisch, womit sie wollen verfahren, wie nachstehend verzeichnet.

Herr Hilzheimer: Ein Wort in Vertrauen: In das Fäßlich is main Vetter Rosenberg, was is gestorben un will mit Gewalt sein begraben in Königsberg bei unsre Laite. Weil de Fracht is gewesen zu theier, habe ich gewußt kein bessres Mittel un ihn müssen einpökeln un spediren wie ain Frachtstück.

Herr Hilzheimer! Wollen Se die Bitiglait haben, zu besorgen die Lemaje (Begräbniß) in Königsberg, so will ich sein erkenntlich un werde schicken an ihre weithe Adresse mit das nächste Postschiff 10 Thaler Corant. Aber sein Se klug un verschwiegen.

Vor ähnliche Fälle bin ich jederzeit zu Gegendienste bereit un zeichne

mit Hochachtung und Ergebenheit
Joel Calmeier."

Der Brief ist gegangen direkt an Hilzheimern nach Königsberg und in Szeit vun acht Wochen is gekimmen die Antwort:

„Herrn Joel Calmeier in Neukorks.

Königsberg den 12. September 1825.

Ich bin gekimmen in Besitz von Ihr Werthestes vom 10. vorigen Monats und bin zu jeder Stunde erbietig, Ihre Wünsche prompt zu erfüllen. Haben Se die Güte und stehlen Se die versprochenen 10 Thaler Corant an Koppel, Mühlheim u. Comp. Dort, womit ich stehe in Geschäftsverbindung.

Sobald als wie wird das avisirte Faß C. Nr. 3 ankimmen in Königsberg, werde ich besorgen das Nöthige nach Vorschrift. Ich selbstn werde mit Lemaje thun (zum Grabe geleiten).

Szugleich bemerke ich Ihnen, daß ich noch ein Posten ausgezeichneten russischen Hanf habe zu liegen am Lager, was ich kann billig ablassen und bei die jetzige Aussicht werd steigen.

Ich bitte um gefällige Ordres un zeichne

mit ergebensvoller Achtung
Cohn Hilzheimer."

Wie Calmeier hat gekriegen den Brief, is er geworden gewaltig froh, denn er hat gedenkt, daß nu is alles abgemacht. Nach ain halben Jahre hat er aber gekriegen noch ain Brief von Hilzheimern, wo der hat geschrieben, daß der Kapitän

Naumann is zwar gekimmen mit sein Schiff nach Königsberg, aber daß er nicht hat gebracht mit sich das avisirte Faß C. Nr. 3.

Calmeier is geworden über diese Nachricht ganz betrübt, weil er nich hat gewußt, was ist geworden mit sein eingepöfelten Better Rosenberg. Alle Tage is er hinausgelaufen in den Hafen un hat gesehn, ob der Kapitän Naumann nich is gekimmen wieder nach Neuforks.

Endlich is Naumann eingetroffen un so wie ihn hat gesehn Calmeier, is er gesprungen aff ihn zu un hat gerufen:

„Herr Naumann! Herr Kapitän! Was haben Se gemacht mit main Fäßlich Pöckelfleisch, was ich Sie habe gegeben am sehten August im vorigen Jahre zu spediren nach Königsberg?“

Naumann hat sich erst gestellt, als kennte er Calmeiern nicht un dann, als ob er hätte kein Fäßlich bekommen. Aber Calmeier hatte geßogen den Empfangschein von Naumann aus seine Briefftasche un den ihm gehalten unter de Nagel. Da hat der Kapitän freilich nich mehr können ablaignen un is geworden ganz ängstlich.

„Herr Calmeier,“ so hat er gesagt, „nehme Se mer's nich vor übel, aber aß ich es muß gestahn, wie es uns is gegangen aff de letzte Fahrt. Wir haben nämlich gehabt grausame Stormwinde, daß mer sein vertrieben geworden bis ganz hinauf ins Eismeer bis unter den 65. Grad nördlicher Breite.“

„Was thu' ich mit dem 65. Grad nördlicher Breite,“ schreit Calmeier, „sagen Se mer lieber, was is geworden aus mein Fäßlich un wu haben Sie's gethan hin?“

„Se sollen Alles erfahren,“ erzählt nun der Kapitän, „un ich will gerne erschen den Schaden. Wir sein geworden verschlagen vun ein graußmchtigen Stormwinde bis ganz nach Norden un haben müssen laviren länger als sechs Wochen, wodurch sein alle geworden unsre Lebensmittel bis aff den letzten Biß. Wie mer nu haben gehabt gar nichts mehr zu essen un noch immer kein Land gesehn, is geworden eine Refilizzon aff das Schiff un endlich is ausgemacht geworden, es soll gemacht werden Ainer von uns kapore (todt) un dann gegessen. Nun wurde gelooft. Ich mußte aach mitlosen bei die ferchterliche Lotterie un ich sog das ainßige Loos, wo was hatte zu bedaiten — ich sollte werden geschlacht't! Wie nu schon war Alles bereit, habe ich mich aff einmal noch besonne, daß ich noch hatte Ihr Fäßlich mit Pöckelfleisch ganz unten im Schiffe. Ich schrie also: Halt ein! Halt auf! Kameraden! Ich will Euch noch verschaffen was Anders. Ihr sollt nicht essen main Fleisch, sondern Gepöckeltes. D'rauf bin ich gegangen hinunter un habe das Fäßlich 'rauf geholt un mer haben uns getheilt redlich in das Fleisch. Un Gottes Wunder! noch ehe mer's

haben alles geachtet (gegessen), hat sich gedreht der Wind un mer sein gekommen drei Tage später an die englische Riste."

Calmeier hat gedacht, es wären nur Chalaumek (Träume), wie der Kapitän hat erzählt, was se haben gethan mit sein Vetter Rosenberg. Am Ende hat er ganz entsezt gerufen:

"Wie? Was? Is es möglich? Se haben geachtet das ganze Bökelfleisch?"

Hat der Kapitän geantwortet: "Ja, Herr Calmeier, 's is niischt geblieben übrig. Aber das kann ich se sagen, viel verloren haben Se nich daran, denn es war graujam zähe un is sicher gewesen ain alt Stück Vieh!"

"Waih mer!" schreit Calmeier, "ain alt Stücke Vieh? Kapitän, wissen Se nich, daß es is gewesen main eigener Vetter Rosenberg, was ich hatte eingepökelt un wollen schicken nach Königsberg zur Lewaje! Mainen Vetter Rosenberg haben Se affgefressen, Sie Unmensch!"

Wie das der Kapitän hört, is ihm geworden ganz übel, daß er hat geglaubt, er soll kriegen de Seekrankheit aff den trocknen Lande. Er hat also rasch genommen saine Kumsflasche un getrunken drei tüchtige Schlucke, woraff is ihm geworden besser.

"Herr Calmeier," hat er dann gesagt, "was hilft's der Schade is geschehn, der Herr Vetter is affgegessen. Es thut mer zwar laid, aber hätten meine Matrosen nich gefunden Ihren Herrn Vetter hätten se affgezehrt mich selbst. Also ich werde Se befehlen das Fleisch so gut, als wenn es gewesen wäre das beste Hamborger Raachfleisch vor neun Schillinge das Pfund."

Dabei hat Kapitän Raumann schon gebogen sein Beutlich un hat wollen bahlen. Aber Calmeier is geworden ganz wilde un affgebracht.

"Gläuben Se," hat er gesagt, "ich were nehmen noch eine Befählung vor mainem Vetter sein Fleisch? Ich muß denken, as das Schicksal hat es nich anders gewollt. Möge main Vetter Ihnen Allen recht wohl bekommen!"

Nu is Calmeier nach Hause gegangen un gewesen anfangs sehr betrübt, aber nach un nach hat er sich wieder gefunden in de "geschäftliche Fröhlichkeit."

Am nächsten Morgen hat er sich selber gefragt: "Ich möchte wissen, was main Vetter Rosenberg gemacht hätte, wenn mir dasselbe passirt were un wenn mich der Kapitän un saine Matrosen hätten geachtet. Ob er sich wohl hette befehlen lassen das Fleisch? Ich glabe, er hette es gethan! Rosenberg war achfor (geizig). Aber nein, so bin ich nich; ich bin graußmüthig!"

Abends hat er wieder mit sich selber gesprochen: "Freilich hätte mir kenneu geben der Kapitän aine klaine Entschädigung."

Daran hätte ich denken sollen! Vor das Fleisch werde ich nicht wollen Befehlung, das were Unrecht, aber das Fäßlich, das soll er auch befehlen!”

Un so hat Calmeier geschrieben aff der Stelle ain Brief an den Kapitän:

„Herr Naumann!

Se werden gütigst entschuldigen, daß ich bei unsre geistrige Unterredung habe was übersehn. Ich verlange durchaus kein Ersatz vor mainen affgegeessenen Vetter Rosenberg, aber ich bitte Sie, mir nachträglich zu vergüten das Fäßlich, was betragt in billigste Berechnung zwelf Dollariuse.“

Was hat's geholfen, Naumann hat müssen befehlen Zwelf Dollariuse. Un Calmeier, wie er hat eingestrichen das Geld, hat gedenkt:

„Piffig muß mer sein! Jetzt ist main Vetter Rosenberg befehlt mit Haut und Haar!”

Der Handel is de Seele von de ganze Welt.

Anekdoten.

Höhe und Tiefe. — „Mein Sohn Ferdinand,“ — so zeigte ein Vater in öffentlichen Blättern an, — „sah beim Sturze vom hiesigen Kirchthume den Tod. Wer die Höhe des Thurmes kennt, nur der kann die Tiefe meines Schmerzes ermessen.“

Swift und der Advokat. — Ein Advokat, der mit Swift in Gesellschaft war, hatte den unglücklichen Einfall, ihn schrauben zu wollen, und legte ihm die Frage vor: „Wenn die Geistlichkeit und der Teufel in einen Prozeß verwickelt wären, wer würde gewinnen?“ „Es versteht sich, der Teufel,“ antwortete Swift, „denn er hat ja alle Advokaten auf der Seite.“

Getroffen. — Zwei Advokaten, der eine riesenmäßig, der andere zvergähnlich, ereiferten sich in einer Streitsache so, daß der Größere zum Kleineren sagte: „Was wollen Sie, ich könnte Sie füglich in meine Tasche stecken.“ Der Andere versetzte ruhig: „Da wäre wohl mehr Rechtswissenschaft in Ihrer Tasche, als in Ihrem Kopf,“ worauf allgemines Gelächter erfolgte.

Der abgelehnte Antrag. — Ein junger Arzt saß an dem Bette eines kranken dreißigjährigen Fräuleins, hörte geduldig ihr langweiliges Klage lied an und erwiderte darauf: „Ihr Unwohlsein ist weniger eine Krankheit, als ein unbehaglicher Zustand. Heirathen Sie, so werden alle diese Uebel verschwinden!“ — Nach kurzem Besinnen antwortete sie: „Ja, ja, Sie haben Recht, ich will Ihrem Rathe folgen. Wissen Sie was, heirathen Sie mich!“ — „Mein Fräulein!“ versetzte der junge Mann, „wir Aerzte ver schreiben die Arzneien, aber wir nehmen sie nicht selbst ein.“

Eile mit Weile. — Ein Wundarzt ging mit einem Zimmermann in seinen Garten, um den Zaun desselben zu verändern. Vor dem Thore wurden sie gewahr, daß es im nahen Dorfe brenne. Der Zimmermann verließ den Wundarzt eilig mit den Worten: „Dort blüht mein Weizen!“ Aber schon nach den ersten zehn Schritten sprang der Zimmermann über einen Graben und brach ein Bein. Da rief der Wundarzt parodirend: „Und der meinige ist schon reif!“

Der schlimme Toast. — Ein Gast brachte bei einem Hochzeitsmahl den Toast aus:

Auß Wohl des Bräutigams
Laßt uns ein Gläschen leeren!
O mög ihm dieser Tag
Noch oftmals wiederkehren!

Briefstyl. — Ein einfältiger Vater schrieb an seinen Sohn in der Fremde diesen Brief:

Lieber Sohn, wenn du dich wohl befindest, so befinden wir uns Alle wohl. Hier sende ich dir einen alten Hock, laß dir einen neuen daraus machen. Auch schickt dir deine liebe Mutter ohne mein Wissen drei Thaler. Ich bitte dich, hebe sie sorgfältig auf, sonst bist du ein Esel, und ich dein treuer, leiblicher Vater. N. N.

Die Seltenheit. — Ein Hausknecht aus dem Mittelalter wird gesucht. Wo? sagt das Intelligenz-Comptoir.

Abfertigung. — Ein Land-Edelmann und der Pfarrer des Orts trafen bei einem Diner zusammen. Der Edelmann sah vor dem Pfarrer, den er zur Zielscheibe seines vermeintlichen Wizes machen wollte, eine Gans stehen und fragte ihn: „Warum steht die Gans so nahe beim Pfarrer?“ „Das weiß ich nicht, gnädiger Herr!“ war des Geistlichen Antwort; „aber Ihre Frage ist so geistreich, daß ich künftig, so oft ich eine Gans sehe, an Sie denken werde.“

Wohnungsveränderung. — Im Wochenblatt stand folgende Ankündigung eines Trödlers, welcher seine Wohnung verändert hatte und dieser gegenüber gezogen war:

„Ich wohne seit Ostern mir gerade gegenüber und bitte um Zuspruch.“

Empfehlung. — Ein Handschuhmacher ließ in den öffentlichen Blättern bekannt machen:

„Bei mir sind zu bekommen Handschuhe für Herren von Vackleder.“

Die Dürre. — „Dauert die Dürre so fort, so muß alles Vieh umkommen,“ sagte ein Landjunker zu einer Bäuerin. — „Gott erhalte nur Euer Gnaden!“ seufzte sie.

Der neue Wagen. — „Ich habe mir gestern einen geschmackvollen Phaeton nach der neuesten Art angeschafft,“ prahlte ein junger Lord, als Verschwender bekannt, in Bath vor einer zahlreichen Versammlung.

Doktor Smollet sagte lächelnd: „Das muß ich bezweifeln!“

„Weßhalb?“

„Der Wagen ist sicher nach der alten Art.“

„Wie können Sie das behaupten? Sie haben ihn ja noch nicht gesehen!“

„Das verschlägt nichts! Ich will darauf wetten! Sie werden ihn doch wohl nicht bezahlt haben?“

Unglück an allen Ecken. — Einem Mann, dem in der Welt Alles fehlschlug, preßte ein abermals mißglücktes Unternehmen die verzweiflungsvollen Worte aus: „Ach Gott! ich glaube, wenn ich das Hutmacherhandwerk gelernt hätte, so wären die Menschen ohne Kopf zur Welt gekommen.“

Die Platte. — „Lassen Sie sich daguerrotypiren,“ sagte ein Herr zu einem Kahlkopfe. „Sie kommen am wohlfeilsten weg.“ — „Wie so?“ fragte der Kahle. — „Weil Sie die Platte mitbringen,“ war die Antwort.

Todesverachtung. — In glänzender Versammlung wurde unter Anderem auch von Cook's Reisen um die Welt gesprochen. Ein Fürst, um doch auch an der Unterhaltung Theil zu nehmen, fragte den Professor Engel: ob Cook auf seiner ersten Reise um's Leben gekommen sei? — „Ich glaube, ja!“ erwiderte Engel, doch machte er sich nicht viel daraus und trat bald darauf seine zweite an.“

Schelm und Dummbart. — Zwei begegnen einem Müller und nehmen ihn in die Mitte. Während des Gesprächs fragte ihn der Eine: „Bist du mehr Schelm oder Dummbart?“ — Der Müller erwiderte: „So genau weiß ich es nicht, aber das weiß ich gewiß, daß ich so zwischen Beiden bin.“

Der geedichte Magen. — Vom Zübiel überwältigt sank in einem Gasthose ein Zecher vom Stuhle und schief ein. Bei seinem Erwachen fragte er nach der Zecher, und der Wirth verlangte für sechs Maß Wein sechs Gulden.

„Das ist unmöglich,“ bemerkte der Gast, „mein Magen faßt nur fünf Maß.“ — „Ganz recht,“ fiel ihm der Wirth ins Wort, „darum ist Ihnen auch das sechste Maß in den Kopf gestiegen.“ Der Zechbruder zog lachend den Beutel.

Das Aussehen. — Ein Schneider, der mit seinem Lehrling über Land ging, betrank sich und fing Sündel an, wo er tüchtig durchgeblaut wurde. Mit dem Jungen nahm er Abrede, um sich bei seiner Frau als Sieger darzustellen. Als sie zurückkamen, erzählte der Schneider, wie er so muthig die Widersacher bekämpft habe, und wandte sich zur Bekräftigung an seinen Lehrling mit den Worten: „Jakob, wie sah ich in dem Kampfe aus?“ — „Wie ein Löwe.“ Ein Anwesender fragte den Lehrling: „Hast du schon einen gesehen?“ — „Ja! gestern waren mehr denn zwanzig auf dem Markte.“ „Narr!“ nahm der Meister das Wort, „das waren ja Esel.“ — „Se nun, just wie so einer sah er aus.“ Die Wahrheit wurde mit einer Ohrfeige belohnt, blieb aber dennoch Wahrheit.

Schuß, Lieb und Stich. — Ein Weinhändler unterhielt seine Gäste mit Anekdoten aus dem Befreiungskriege, die er nach und nach von den Besuchenden aufgeschnappt und sich ins Gedächtniß geprägt hatte. Ein Fremder fragte ihn daher einzt: „Sind sie auch im Felde gewesen?“ Ehe der Wirth nach antworten konnte, erwiderte ein täglicher Gast auf diese Frage: „Das nicht, aber es geht bei ihm doch immer sehr kriegerisch zu. Er selbst hat einen Schuß, seine Gäste meistens einen Lieb und seine Weine einen Stich.“

Wind über Wind. — Ludwig XIV. zeigte einem Fremden die neuen prächtigen Gebäude zu Versailles mit den Worten: „Wissen Sie, daß vormals hier eine Windmühle stand?“ „Ja, Sir,“ antwortete dieser, „die Mühle sehe ich nicht mehr, aber der Wind ist noch da.“

Gute Empfehlung. — Es bewarb sich Jemand um eine erträglich Stelle und bemerkte am Schluß, daß er im Stande sei, auf Verlangen 200 Gulden Raution zu stellen.

Passende Erwiederung. — Als der zum Präsidenten des Appellationshofes zu Paris ernannte Jurist Seguiet dem Kaiser vorgestellt wurde, sagte dieser zu ihm: „Sie sind sehr jung.“ Der geistreiche Rechtsgelehrte versetzte unbefangen: „Sire! ich bin so alt, wie Eure Majestät nach der Schlacht von Marengo waren.“

Das Götthefest. — Die alte Aepfelweinschenke, „zum Puppen-schränken“, lud, beim Götthefest in Frankfurt am Main, durch leuchtende Inschrift, wie folgt, zum Besuche ein:

Zum Götthefest lad ich euch ein,
Auch er trank einst hier Eppelwein.

Die Erfrischung. — Im Schweiß gebadet kam der Arzt zu einem Geizigen, welcher fragte: „Darf ich Ihnen mit einer Erfrischung aufwarten?“ — Der Arzt zeigte sich für die Offerte sehr verbunden, da er sehr erschöpft sei. Der Geizhals beeilte sich, das Fenster aufzumachen, wo er frische Luft hereinströmte.

Der Tausch. — Bei einer Vorstellung des Gluck'schen Singspiels Alceste behauptete ein tadelsüchtiger Kammerherr, daß die Levaiteur sehr falsch sänge und ihm die Ohren zerreiße. „Wenn Sie,“ erwiderte Ditlembert, „dadurch ein Paar andere erhielten, so könnten Sie sehr zufrieden sein.“

Die Adressen. — Auf einem Rittergute war eine große Heerde veredelter Schafe. Der Schafknecht war ein Liebhaber der Stallmagd, welche, als die Herrschaft in die Stadt zog, auch mitgenommen wurde. Beide schrieben einander unter folgenden Adressen:

An den veredelten Schafknecht, Georg Strohmeier;

An die Aufseherin des hochadeligen Rindviehs, Barbara Kern.

Der Weisatz. — Ein Journalist fragte einen Bekannten, wie der neue Tenorist im Theater aufgenommen worden sei, ob er in sein Blatt setzen dürfe „gefallen.“ — „Ja wohl!“ erwiderte der Gefragte, „nur vergessen Sie nicht das Wörtchen „du rch“ voranzustellen.“

Die Kutse. — Ein junger Stutzer, der gar keine Augenbraunen, aber einen ungewöhnlich großen Schnurrbart hatte, ging eines Tages an einem Paar Eisenstehler vorbei. „Du,“ sagte der Eine zum Andern, „kiet mal an, dem sind gewiß die Djenbraunen unter de Kaje gerutscht.“

Die Drohung. — Drei Offiziere sahen in der Dämmerung den Dichter Schubart kommen und nahmen sich vor, ihn in Verlegenheit zu bringen, indem einer dem Nahenden zurief: „Wenn Er uns nicht sagt, wer wir sind, so seht es Schläge.“ Schubart begann:

Du großer Gott und Menschenrichter!
Du kennst verdächtige Gesichter,
Drum offenbare deinem Kind,
Wer diese Bagabunden sind.“

Die Offiziere fingen an zu lachen und brachten mit ihm den Abend vergnügt im nächsten Gasthose zu.

Advokatenpfiß. — Der Sohn eines Juden in England wollte eine Christin heirathen. Gegen die Person hatte der Vater des Juden nichts, wohl aber gegen ihr geringes Vermögen einzuwenden. Er drohte seinem Sohn, ihn zu enterben und ihm nur einen Schilling zu hinterlassen. Der Sohn aber erklärte, er lasse von seiner Geliebten nicht ab und lasse sich, wenn er seine Einwilligung versage, taufen; dann könne er die Hälfte des väterlichen Vermögens ansprechen. Erschrocken darüber eilte der Vater zu einem Juristen, der ihm sagte, daß sich die Sache nach dem englischen Gesetzbuch wirklich so verhalte. „Aber,“ sprach der Rechtsgelehrte, „um 10 Guineen will ich Ihnen ein Mittel sagen, wie Sie Ihrem Sohn einen Strich durch die Rechnung machen können.“ — Der Jude, erfreut darüber, legte die 10 Guineen hin, und als der Jurist dieselben eingestrichen hatte, gab er demselben den Rath: „Sie dürfen sich nur auch taufen lassen.“

Die Sterne. — Zwei Juden sprachen über die Witterung und der Eine meinte, mit dem Neumond werde es sich ändern. Da sagte der Andere: „Mei! was fangt denn der liebe Gott mit den alten Monden an?“ — „Nu,“ erwiderte der Andere nach einigem Besinnen: „Da werden Sternchen d'raus gemacht.“

Der Broderwerb. — „Freuet euch!“ schrieb ein Student, der wegen Schulden seine Bücher verkaufen mußte, an seinen Vater, „schon nähren mich meine Bücher.“

Die Vorsicht. — Bei dem in Oesterreich einst errichteten Juden-Regiment schnallte ein israelitischer Kürassier den Kürass auf den Rücken. „Was soll das?“ fragte der Offizier. Die Antwort war: „Nu mei, wenn wir auf der Retirade sein?“

Geistesgegenwart. — In Breslau wurde ein Sänger gleich nach der ersten Arie ausgepfißen. Der Sänger trat vor und sagte: „Das kann ich besser!“ und pfiß ein ganzes Concert. Dieß verjöhnte das ganze Publikum mit ihm.

Landwirthschaftliches.

(Aus dem „Amerikanischer Agriculturist.“)

Etwas aus dem fernen Westen.

Schutz für die Grenzansiedler.

Das Volk in den entlegenen westlichen Staaten und Territorien nimmt ein lebhaftes Interesse an der jetzt in Washington schwebenden Frage in Betreff der Behandlung der Indianer. Soweit meine Beobachtung reicht, scheint die allgemeine Ansicht dahin zu gehen, daß die Controle über die Indianer dem Kriegsdepartement übertragen werden sollte. Während es schwierig ist, zu entscheiden, in wie weit die von beiden Seiten gemachten Angaben auf Wahrheit beruhen, bin ich doch davon überzeugt, daß mehrere Stämme auf der Reservation in der schamlosesten Weise von den Agenten und Contractoren hintergangen worden sind. Darüber herrscht wenig oder gar kein Zweifel. Obwohl nun die Indianer von Seiten der Regierungs-Agenten schlecht behandelt sein mögen und sie sich in vollem Rechte befinden, von der Reservation zu entweichen, giebt es doch nicht die geringste Entschuldigung für die Grausamkeiten, welche die Cheyennen auf ihrer Flucht vom Indianer-Territorium durch Kansas und Nebraska verübten. Ich bin über einen bedeutenden Theil ihres Pfades gekommen und die Sprache versagt eine Beschreibung der Excesse zu geben, deren diese Wilden sich schuldig machten. Bei der so geringen Anzahl von Truppen, die jetzt im Westen zerstreut sind, ist keine Garantie vorhanden, daß diese Streifzüge nicht wiederholt werden könnten, und ein Gefühl der Unsicherheit macht sich im westlichen Nebraska, im östlichen Colorado und Wyoming geltend, daß die Rothhäute zu irgend einer Zeit nochmals von den Reservationen entrienen und sich nordwärts, oder wo immer ihre Neigung sie führen mag, auf den Kriegspfad begeben könnten. Der Congreß schuldet es den Pionier-Ansiedlern, daß er ihnen den nöthigen Schutz und Sicherheit verschafft, indem er eine genügende Anzahl Leute zur Bewachung der Grenzen liefert. Es ist leeres Gerede, von genügendem Schutz durch die paar Hundert Soldaten, die jetzt in den verschiedenen weit von einander gelegenen Posten stationirt sind, zu sprechen. Mit so wenigen Truppen und keiner besseren Handhabung derselben wäre es nicht überraschend, wenn binnen Kurzem eine andere Bande unzufriedener Indianer Schrecken unter die weit zerstreut wohnenden Grenzansiedler verbreitet.

Im Monat Oktober traf ich in Kansas einen sehr angesehenen Herrn aus Boughteepsie, N. D., welcher sich auf der Reise nach dem Indianer-

Territorium befand, um durch eigenen Augenschein sich zu überzeugen, ob die Indianer schlecht versorgt oder anderweitig mißhandelt würden, oder nicht. Ich habe ihn jetzt wieder getroffen auf seiner Rückreise und er versichert, daß die Berichte über das den Indianern von Seiten der Agenten zugesügte Unrecht durchaus nicht übertrieben sind. Bei den Modocs und andern Stämmen, die er besuchte, fand er ungenießbares Mehl, welches den Indianern geliefert worden; Nahrungsmangel herrschte vor und die Folge davon ist eine große Sterblichkeit; die Indianer zeigten sich sehr unwillig und unzufrieden über ihre schlechte Behandlung im Allgemeinen. Mehrere Fälle wirklichen Verhungerns sind ihm mitgetheilt worden, und er beabsichtigt, die Regierung und das Volk mit dem Zustand der Dinge bekannt zu machen. Die Viehzüchter im westlichen und südlichen Kansas, im östlichen Colorado und in Nebraska kennen den Zustand der Dinge auf den Reservationen und sie verlangen mit Recht von der Regierung, daß sie eine genügende Truppenmacht anbietet, um gegen die üblen Folgen, die aus dieser Mißverwaltung entstehen könnten, geschützt zu sein. Weiter verlangen sie, daß die verschiedenen Operationen der Offiziere, die während des letzten Streifzuges der Cheyennen befehligten, untersucht werden.

Schlechte Führung des Militärs.

Ich befand mich in der Umgegend von Ogalalla, Neb., als die rothen Krieger an jenem Punkte den Plattefluß überschritten, auch war ich dort einige Stunden später, als Thornburg's Commando vom Süden sich der Verfolgung anschloß. Die ganze Handhabung der Truppen war durch eine Reihenfolge von Fehlern gekennzeichnet und alle Civilisten in jener Gegend wundern sich darüber, daß nicht schon längst ein Kriegsgericht eingesetzt worden ist, um die Verantwortlichkeit für diese Fehler festzustellen und die Strafwürdigen zur Rechenschaft zu ziehen. Es war nicht die Schuld der Offiziere, daß nicht alle Viehzüchter mit ihren Familien, den Hindvieh- und Schafherden getödtet oder aus der Gegend vertrieben worden sind. Wie die Sachen standen, mußten Viele ihr Leben lassen und Andere suchten Rettung in der Flucht, ihre Herden den Indianern zum Abschachten überlassend. Der Congreß begeht sicher einen großen Fehler, wenn er nicht sofort Schritte zum Schutz dieser westlichen Gegend gegen erneute Streifzüge der Indianer thut. Westlich von Sidney, bis zum Utah Territorium, der Linie der Union Pacific Eisenbahn entlang, hält man sich gegen die Ausbreitungen der Indianer gesichert, weil sich dort eine fast ununterbrochene Kette von Forts, Stockaden und „Manches“ befindet. Feindliche Indianer könnten sich der Bahn nicht nähern, ohne zuvor diese Außenposten zu berühren und von hier aus würde der Warnungsruf der ganzen Linie entlang ertönen.

Straßenräuber im Wyoming Territorium.

Mehr Truppen sind indessen in dieser ganzen Gegend nothwendig, weil in Folge der schlechten Zeiten oder anderer Ursachen mehr desperate Charaktere in Wyoming ihr Unwesen treiben, als je zuvor. Ich habe zu einer oder der andern Zeit während meiner Tour mehrere dieser Verbrecher gesehen, die gefangen eingebracht worden und ich muß sagen,

daß es die desperatsten aussehenden Kerle waren, die ich je getroffen. Die Mehrzahl dieser Verbrecher kommt aus Missouri und den angrenzenden Staaten, manche auch vom Osten. Einer war früher Prediger in New Jersey, der, nachdem er den unwürdigen Geliebten seiner Schwester erschossen, nach Wyoming entflohen und schließlich Straßenräuber wurde. Diese Räuber leben meistens in Banden von fünfzehn oder zwanzig zusammen und haben ihre Sammelpätze in den Bergen nördlich und südlich von der Eisenbahn. Aus ihren Verstecken brechen sie in Banden von fünf, zehn oder fünfzehn, je nach dem beabsichtigten Verbrechen, hervor, greifen die nach den Black Hills fahrenden Kutschen an, plündern die „Manches“ und Stations-Läden, treiben Pferde fort oder entgleisen die Eisenbahnzüge, um die Passagiere zu berauben.

Entgleisen der Eisenbahnzüge.

Während des Monats September plante eine Bande dieser Räuber, die ihren Versteck im Elk Mountain, nicht weit vom Rock Creek, hatte, die Zerstörung eines Zuges der Union Pacific Bahn, um die von Californien kommenden großen Geldsummen zu erbeuten. Der Erfolg des Big Spring Raubes nahe Ogallala im vorigen Jahre führte wahrscheinlich zu diesem und ähnlichen andern Versuchen. Ich befand mich auf dem Zuge, als dieses letzte Complot behufs des Entgleisens durch einen glücklichen Zufall vereitelt wurde. Ein Güterzug fuhr dem Expresszug voraus und wurde natürlich durch die aufgerissene Schiene entgleist. Zwei Sheriffs von Green River, die bald darauf der Spur dieser „Train wreckers“ nach dem Elk Mountain folgten, wurden aus einem Hinterhalt von Kugeln durchbohrt. Etwas später wurde das Lager der Räuber entdeckt und ich eingeladen, einer bedeutenden Truppe Soldaten und Civilisten, die eine Ueberrumpelung des Lagers geplant hatte, mich anzuschließen. Es war beabsichtigt, sie sämmtlich nieder zu schießen und keinen Gefangenen zu machen. Leider prahlte einer der Civilisten, während er betrunken war, einige Stunden vor dem Ausbruch lärmend von dem geplanten Ueberfall; einer der Verbündeten der Räuber überhörte die Bemerkungen, verschaffte sich ein Pferd und ritt eiligst nach dem Lager, um seine Kameraden von der ihnen drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Die Banditen entkamen damals, indem sie nach der Wind River Region entflohen. Jetzt, während ich dies schreibe, kommt eine Depesche aus Cheyenne folgenden Inhalts: „Eine Partie der Road Agents (wie sich die Räuber nennen), Namens Harrington, Manuse, Hubby, Howard, Oleson und „The Kid,“ ist in der Nähe von Rock Creek gefangen worden. Man fand in ihrem Besitze den Sattel, in dem Sheriff Widowfield von Green River zur Zeit seiner Ermordung ritt.“ Dies ist ein Theil der Bande, die wir im Oktober umzingeln wollten und der Fang ist wahrscheinlich dem Herrn W. J. Leech, der den Räubern seit Monaten nachspürt, zu verdanken.

Ein bekannter Rundschafter.

Während ich mich einige Tage in Laramie aufhielt, kam ich öfter mit diesem berühmten Rundschafter zusammen, dessen erfolgreiche Operationen beim Einfangen der Straßenräuber, oder Vereiteln der Pläne

derselben ihm einen Ruf in den ganzen westlichen Staaten verschafft haben. Herr Leech ist ein kleiner, kräftiger Mann, stammt aus Pennsylvanien und ist ein alter Abonnent des „Amerikanischen Agriculturist.“ Er ist unzweifelhaft einer der mutigsten und kühnsten Männer in jenen Regionen und könnte er veranlaßt werden, ein Buch über seine Erlebnisse und Abenteuer zu schreiben, würde dieses interessante und Staunen erregende Lektüre sein. Er hat sich dessen aber beharrlich geweigert und, wie alle wirklich braven Männer, ist er unwillens, von seinen Thaten viel Aufhebens zu machen. Die Beamten der Union Pacific Eisenbahn sagen mir, daß er allein für sie eine kleine Armee werth gewesen, indem er die von den Räubern gemachten Pläne für den Ueberfall der Omnibusse und das Entgleisen von Eisenbahnzügen während der Monate Oktober und November vereitelte. Die Angestellten der Bahn haben alle Vorsichtsmaßregeln gegen Angriffe von Seiten der Räuber ergriffen. Jede Nacht bestieg ein Trupp Soldaten den Zug. Die Bremser stellten ihre doppelläufigen mit Nebelposten geladenen Gewehre hinten im Waggon an einen Platz, wo sie dieselben sofort erreichen konnten und andere Vorsichtsmaßregeln erinnerten stark an die Kriegszeit. Die am meisten von den Räubern heimgesuchte Gegend liegt zwischen Laramie und dem Green River, und hier fahren die Züge sehr langsam; die meisten der Passagiere tragen Revolver oder andere Waffen und wenn die Räuber den Zug nicht in einer Art entgleisen, daß die in demselben Befindlichen sich nicht vertheidigen können, wäre ihnen ein warmer Empfang sicher.

W i n d = S t ü r m e .

Häufig segt der Wind über die Ebenen mit solcher Gewalt hin, daß die Fortbewegung wesentlich gehindert wird, so daß die Regierungs- und Emigrantenzüge zum gänzlichen Stillstand kommen müssen. Manchmal ist es auch für die Locomotiven schwierig, vorwärts zu kommen und die Züge bleiben Stunden lang hinter der bestimmten Zeit zurück. An einem Tage, auf der Reise von Sidney nach Laramie, blies der Wind so heftig, daß der Expresszug nur mit Mühe westwärts auf dem Geleise voran kommen konnte. Der Sand und Staub, mit denen dann die Luft angefüllt ist, blendet die Augen derartig, daß jedes Vergnügen auf den Ebenen aufhört und man schleunigst die Berge aufsucht.

F e i n d s e l i g k e i t z w i s c h e n d e n S c h a f - u n d R i n d - v i e h = Z ü c h t e r n .

Eine fast natürliche feindselige Stimmung herrscht zwischen den Schaf- und Rindviehzüchtern in den westlichen Staaten und Territorien; ein Antagonismus, der zu allen Zeiten bei jeder Gelegenheit zu Tage tritt und öfters zu Zusammenstößen mit tödlichem Ausgang oder Miniaturschlachten führte. Wenn z. B. ein Schafzüchter und ein Rindviehzüchter in einem öffentlichen Lokale zufällig in Streit gerathen sollten, ergreifen sofort alle anwesenden Schaf- und Rindviehzüchter Partei für die eine und andere Seite, ohne nur nach der Ursache des Streites sich zu erkundigen, und sind so erbittert, als ob sie zwei sich feindselig gegenüber stehenden Nationen angehörten. Die Ursache dieser Stimmung ist, die Rindviehzüchter behaupten, daß die Schafe die Weiden verderben und die

Hindvieh-Heerden zum Abzug zwingen, weil letztere das Gras nicht fressen, nachdem die Schafe auf den Ebenen gelweidet haben. Ferner durchschneiden die Schafweiden die großen „Ranches,“ die oft mehr als fünfzig Meilen in der Länge sich erstrecken und die Schafzüchter werden natürlicher Weise von den Hindviehzüchtern als Eindringlinge betrachtet. Letztere behaupten z. B., daß Colorado sich nicht für die Schafzucht eigne, weil die plötzlich eintretenden Stürme keine Sicherheit gewähren. Natürlicherweise möchten sie, daß die Schafzüchter sich in Neu-Mexiko und Texas niederlassen, von denen sie behaupten, daß dies besonders für die vortheilhafte Schafzucht passende Gegenden seien.

Wo Wild im fernen Westen angetroffen wird.

Während der Büffel fast gänzlich aus den von den großen Verkehrsstraßen durchschnittenen Regionen verschwunden ist und anderes Wild in manchen Gegenden merklich abgenommen hat, so droht doch keine augenblickliche Gefahr, daß es bald aussterben wird, wie manche Schriftsteller behaupten. Es wird noch gute Jagd geben für 25 Jahre in vielen bis jetzt unbesiedelten Gegenden im westlichen Colorado, in Arizona, Wyoming, Utah, Idaho, Montana und Dakota. Man kann New York verlassen und in etwa einer Woche die Mittelpunkte der Jagd erreichen, wo Jemand seiner Liebhaberei des Jagens oder Fischens vollauf Genüge leisten kann. Vor noch sechs Jahren konnte man Büffelheerden von den Fenstern der Eisenbahnwagen aus sehen in Kansas, Nebraska und Colorado. Jetzt sind sie aus Mittel- und Süd-Kansas verschwunden und die Region, in welcher die sogenannte „Südliche Büffelheerde“ weidet, liegt südlich vom Arkansas-Fluß und erstreckt sich bis zur Grenze von Texas. In Folge der knappen Weide, welche die Ebenen bieten und der herzlosen Vertilgung durch die Remington-, Winchester- und Sharpe's-Büchsen ist es zu erwarten, daß die Büffel aus dieser Gegend gänzlich verschwinden. Die Region wird erreicht, indem man auf der Atchison, Topeka und Santa Fe Bahn bis nach Lakin fährt und von dort sich direkt nach Süden wendet. Es gibt noch einige Büffel im North Park, Col., und den westlich davon gelegenen Landstrecken. Die Thiere sind indessen sehr scheu und nur schwer aufzuspüren. Eine Gesellschaft von uns ritt über 130 Meilen weit während eines erfolglosen Versuches, diese Heerde zu entdecken. Ebenso stößt man hin und wieder noch auf einige Büffel im nördlichen Nebraska in der Niobrara-Region. Die große „Nordheerde“ hat sich indessen weit nach Norden, jenseits der Yellow Stone Region, gezogen, in ihrem Bemühen, so weit als möglich sich der eindringenden Civilisation zu entziehen. Büffel werden leicht gezähmt und man sieht sie oft mit dem Vieh auf den „Ranches“ grasen. Einige Versuche, dieselben zu profitabler Zucht zu verwenden, sind angeestellt worden. Noch vor wenigen Jahren konnten die Passagiere der Kansas-Pacific Bahn fast beständig Antilopen von den Fenstern aus bemerken. Jetzt sieht man sie aber nur selten, außer in den westlichen Theilen des Staates und an der Grenze von Colorado. Auch hat deren Anzahl in Nebraska und Colorado abgenommen. In Wyoming und dem nördlichen Colorado wurden im vergangenen Herbst mehr Antilopen gesehen, als seit mehreren Jahren und die Jagd war sehr ergiebig. Ich kenne keinen bessern Landstrich für die Antilopen-Jagd, als den North Park.

Wir fanden zahllose Heerden hier und so furchtlos, daß öfters Thiere vor Sonnenaufgang durch unser Lager liefen. Nachdem der ächte „Sportsman“ eines oder zwei der schönen Thiere geschossen hat, mag er dieselben nicht muthwilligerweise tödten und thut es nur, wenn deren Fleisch als Nahrung erforderlich ist. Es giebt indeß Leute, die sich „Jäger“ nennen, welche die Antilopen niederschleßen, wo sie deren anständig werden, nur um mit der Anzahl der erlegten Thiere zu prahlen und die Zahl der Geweide und anderer Trophäen zu vermehren. Tag und Tag konnte man den Pfad dieser unwürdigen „Sportsmen“ an den herumliegenden Cadavern dieser unbarmherzig abgeschlachteten Thiere erkennen. In Wyoming und Colorado werden diese Schlächter natürlicherweise ohne Rückhalt getadelt und die Grenzsiedler drohen ihnen oft mit summarischer Bestrafung. Hirsche und Elenuthiere halten sich während des Sommers in den schneebedeckten Bergen Colorado's und auch am südlichen Rande des North Park auf. Im October und November kommen sie nach den niedrigen Bergketten und den Ebenen oft in bedeutender Zahl. Vor einigen Tagen, während wir uns auf der Utah Northern Eisenbahn befanden, mußte der Locomotivführer die Schnelligkeit des Zuges hemmen, weil er befürchten mußte, über eine Partie Hirsche, die auf ihrem Wege von den Bergen nach den Ebenen gerade das Geleise kreuzten, zu fahren.

Während der Wintermonate bietet das nördliche Wyoming dem Jäger die reichlichste Beute von Elenuthieren, Hirschen und Antilopen, und zwar direkt nördlich von Rawlins, in der Sweet Water und der Wind River Region. Hier scheint der Sammelplatz des Hochwildes für den Winter zu sein und wenn eine Partie Jäger einen erfahrenen Führer hat, können sie ihrer Lust am „Sport“ vollauf Genüge leisten. Wir hatten einen Ritt durch diese Region nördlich nach dem Yellow Stone und dann durch Dakota bis zum Missouri Fluß bei Bismarck geplant. Die Tour wurde aufgegeben wegen der Unsicherheit in Folge der von den Reservationen entwichenen Indianer und der großen Anzahl gefeyloser Strolche. Für Denjenigen, welcher die Zeit und Mittel dazu besitzt, bietet die folgende Route eine höchst interessante und an Abenteuer reiche Tour, nämlich, von Bismarck hinauf nach dem Yellow Stone Fluß, ein Besuch der Parke, dann hinab durch Wyoming, bis zur Union Pacific Eisenbahn bei Rawlins, Laramie, oder einem andern nahegelegenen Punkte, und die Rückkehr nach Omaha und Chicago auf der Union Pacific und Chicago- und North Western Eisenbahn. R.

Herrn Kemp's Hühnerhaus.

Das Hühnerhaus des Hrn. Kemp, Germantown, Ohio, ist auf einer erhöhten Fläche errichtet und hat einen Graben rings herum, der das Innere stets trocken hält. Der Stall ist 72 Fuß lang und 12 Fuß breit und ist in neun Abtheilungen, jede 8x12 Fuß, getrennt. Acht Hühnerarten werden gezüchtet; die neunte Abtheilung dient zum Verpacken der Eier und für andere Arbeiten. Die Laufplätze sind 8x70 Fuß und in jedem stehen zwei Pflaumenbäume, die Schatten und Frucht geben; es wird berichtet, daß die Pflaumen nicht von den Insekten leiden. In den Innern des Hauses wird kein Platz durch Gänge oder Wege weggenommen;

Thüren gewähren Eingang zu jeder Abtheilung und jedem Laufplatz. Behufs Reinigung ist jede Abtheilung zugänglich und Ventilation wird durch zwei Kuppeln gesichert. Der hintere Theil des Hauses ist 5 Fuß und der vordere, dem Süden zugekehrt, 8 Fuß hoch. Ein Dach aus starkem Glas bedeckt den nach Süden zugekehrten Theil und jede Abtheilung hat ein Fenster. Herr Kemp berichtet, daß seine Hühner stets gesund sind und er schreibt dies zum großen Theil dem trocknen und luftigen Hause zu. Hier mag es am Plage sein, den in neuerer Zeit häufig, auftretenden Krankheiten und der großen Sterblichkeit unter den Hühnern zu erwähnen, die sich meistens auf Vernachlässigung, namentlich dem Mangel reinlicher, trockner und gut ventilirter Ställe zurückführen lassen. Hühner in feuchten und unreinlichen Quartieren sterben in großer Menge und es wird dies so lange der Fall sein, bis eine Aenderung in dieser Beziehung eintritt. Heilmittel und Medikamente sind nutzlos, so lange die Ursache nicht entfernt wird und es ist überraschend, daß die Geflügelzüchter durch wiederholten und oft sehr bedeutenden Schaden nicht klug werden, und nicht einsehen wollen, daß Hühner in feuchten, schmutzigen, kleinen und übermäßig warmen Ställen ebenso leicht von Krankheiten befallen werden, als andere Thiere. Die „Hühner-Cholera“ wird durch die darin enthaltenen Giftstoffe hervorgebracht und kann nicht durch die so oft empfohlenen astringirenden Medicinen kurirt werden.

Walderland Weiden.

Das Klären eines Stück Walderlandes für eine Weide mag in billiger Weise ohne Abbrennen geschehen. „Zeit ist Geld“ beim Ackerbau, und wenn man sich Zeit nimmt, mag man Geldauslagen sparen, gerade wie man bei freigebigem Geldaufwand ein sofortiges Resultat erzielen mag. Wenn das Geld zur Verfügung steht und in verständiger Weise verausgabt wird, mag es im Ackerbau größere Zinsen bringen, als in jedem andern Geschäft. Hundert Prozent sind oft schon in einem Jahre oder in kürzerer Zeit gewonnen worden. Aber die Farmer müssen nur zu oft das „Arbeiten und Abwarten“ lernen, weil Mangel an Kapital es ihnen nicht gestattet, so zu handeln, wie sie gern möchten. Beim Klären eines rauhen Stück Holzlandes für die Grasensaat kann das kleinere Heisig, nachdem das brauchbare Holz entfernt ist, ausgebreitet und der Samen sofort ausgestreut werden. Der Umstand sollte nicht übersehen werden, daß sehr viel des kleineren Holzwerks, welches anderweitig verbrannt und verloren gehen würde, für die Feuerung im Hause tauglich ist. Der erste Regen wäscht die Saat in den Boden oder zwischen die fallenden Blätter, wo sie ihr zuzugende Erde findet und schnell aufgeht. Das Vieh kann sofort auf das Feld gelassen werden und findet dort nahrhaftes Futter unter den ausschlagenden Schößlingen und dem jungen Wuchs; das trockne Heisig wird in kleine Stücke zertreten, so daß es eine nützliche Schutzbede bildet und später das Feld noch düngt. Eine vorzügliche Wiese kann in dieser Weise angelegt und benutzt werden, bis die Baumstümpfe gesauft sind und das Pflügen gestatten. Eine permanente Weide wird man stets als einen der werthvollsten Theile der Farm finden und wenn beim Klären einige Schattenbäume stehen gelassen wurden, mag es in vielen Fällen rathsam sein, das Feld als Weide liegen zu lassen.

Ungarisches Gras und Hirse.

Bei geeigneter Behandlung kann oft eine zweite Ernte auf Stoppelland oder Wiesen, die im nächsten Jahre nicht in Gras bleiben sollen, gebaut werden. Eine schnell wachsende Pflanze ist für diesen Zweck erforderlich. Eine der besten, wenn nicht die beste, ist ungarisches Gras oder Hirse, welche in fast allen Beziehungen ganz ähnliche Pflanzen sind. Jede derselben kommt in sechs bis acht Wochen zur Reife, die Zeit hängt von der Witterung und dem Zustand des Bodens ab. Bei warmer Witterung, mit der genügenden Feuchtigkeit, und auf einem warmen, trocknen, fruchtbaren Boden ist die Ernte in sechs Wochen nach der Aussaat zum Mähen geeignet. Obwohl schon sehr häufig über das ungarische Gras geschrieben wurde, scheinen dessen Eigenschaften doch nicht genügend bekannt zu sein. Ohne Grund wird ihm nachgesagt, daß es Pferden schädlich, grob, hart, holzig und unnahrhaft für Kühe sei; ein anderer Irrthum in Bezug auf diese nützliche Pflanze stand kürzlich in einer Pennsylvanier Zeitung, nämlich, „da der Samen sich nicht von der Spreu trennen läßt, sollten drei Bushel pro Acre gesät werden.“ Dieses Gras und die damit verwandte italienische Hirse sind einander ganz ähnlich, außer in der Form der Samenrispe; das ungarische Gras hat eine dichte und geschlossene, die Hirse dagegen eine lockere und offene Rispe. In Betreff der Blättermenge, Erziebigkeit und Art des Wuchses sind sie einander gleich, und, obwohl das ungarische Gras am lieblichsten ist, scheint doch kein guter Grund für diese Bevorzugung vorhanden zu sein. Jede dieser Ernten erfordert guten, warmen, leichten Boden; drei Pect bis ein Bushel Saat pro Acre; der Samen ist gelb, oder gelb und schwarz, und gänzlich frei von „Spreu,“ wie Kleesaat. Er wird breitwürfig ausgestreut und leicht in den gut gelockerten Boden eingeeget. Die Aussaat mag noch im Juli geschehen, aber für Futtergewinnung ist es am besten, wenn man in Zwischenräumen im Juni und Anfangs Juli säet. Die beste Zeit zum Mähen ist gerade, nachdem die Samenrispe sich gebildet haben und die Blätter ausgewachsen sind. Es ist dann grün und saftig, und nicht so hart oder holzig, wie zur Zeit der Samenreife. Die Körner sind von einer Anzahl kurzer stacheliger Vorsten oder Härte umgeben; wenn der Samen reif ist, sind diese ausgewachsen, hart und scharf und, wenn von den Pferden gefressen, irritiren sie den Magen und die Eingeweide. Aus diesem Grunde ist das Futter in unverdienten schlechten Ruf gekommen; jede mögliche Gefahr kann durch geeignete Behandlung und zeitiges Mähen verhindert werden; wenn in dem Zustande, in dem es nahrhaftes Heu bildet, können die Vorsten nicht schädlich sein. Das Gras wird gemäht und wie gewöhnliches Heu getrocknet; wenn rechtzeitig gemäht und grün getrocknet, ist das Heu leicht verdaulich und nahrhaft. Für eine Reihenfolge in den Futterernten, um nach dem Haser zu kommen, ist es sehr nützlich, und ebenso, um die Stelle des Heuz zu vertreten; da es eine einjährige Pflanze ist und wie andere einjährige Gräser, wie Haser und Gerste, gebaut wird, nimmt es nur kurze Zeit vom Boden Besitz. Wo die Heuernte knapp ausfällt und Futter nicht überreichlich vorhanden ist, mögen einige Acre, mit ungarischem Gras oder Hirse bestellt, sich als sehr werthvoll erweisen und den Farmer zur besseren Ueberwinterung seines Viehstandes befähigen. Die gelbe

oder deutsche Hirse ist eine andere Art, welche hier mit Erfolg gebaut wurde. Sie hat eine dicke Samenrispe, wächst sehr üppig und hoch und giebt eine schwere Futtermenge. Sie verspricht vortheilhafter zu sein, als irgend eine der vorher erwähnten Arten, wird diese kaum erzielt, weil sie bedeutend längere Zeit zum Wuchs erfordert; die Ausfaat für eine Heihenfolge im Futter mag sich aber als sehr lohnend erweisen.

Künstliche Düngestoffe. — Die Erfahrung eines Jahres.

Können künstliche Düngestoffe vortheilhafte Verwendung finden? ist eine Frage von größter Wichtigkeit für den Farmer. Sie kann nicht durch die Versuche eines Jahres entschieden werden; aber, wenn man die Resultate eines jeden Jahres beachtet, wird sich die Lösung von selbst ergeben. Mit Ausnahme jener Landwirthe, welche die Stallfütterung eingeführt haben, oder welche große Quantitäten Getreide zur Verfütterung kaufen, muß man bei dem mehr oder weniger erschöpften Boden in den älteren Staaten Mist oder künstliche Düngestoffe anschaffen, wenn die normale Ertragsfähigkeit erreicht werden soll. Schreiber dieses hat seit zwei Jahren künstliche Dünger gekauft, nicht um Versuche anzustellen, sondern weil er dazu gezwungen war, Ernten von Feldern zu erzielen, die anderweitig unbenuzt hätten liegen bleiben müssen. Ein Versuch wurde 1877 auf fast ein Zehntel Acre, oder genau 4287 Quadratfuß, angestellt. Gewöhnlicher weißlicher Feldmais wurde nach der gebräuchlichen Methode bestellt, aber mit 50 Pfund von Mape's Maisdünger gedüngt. Die Ernte betrug 9 Bushel ausgeschälten Mais, gleichbedeutend mit 90 Bushel pro Acre. Kein anderer Dünger wurde gebraucht. In 1878 wurde dieselbe Parzelle, mit daranstoßendem Boden, zusammen 777 1/2 Quadratfuß mit 100 Pfund desselben Düngers gedüngt und „White Prolific“ Mais, aus Tennessee bezogen, darauf bestellt. Die Ernte betrug 43 Körbe Kolben, im Gewicht von 1723 Pfund, die ausgeschält über 25 gemessene Bushel Körner gaben. Die Fläche war wenig mehr als ein Sechstel Acre, wonach sich die Ernte auf 160 Bushel pro Acre stellen würde. Ohne Zweifel war dieser sehr große Ertrag theilweise die Folge der Eigenschaften der Maisart, da an jedem Stengel von 3 bis 5 Kolben wuchsen und die Bezeichnung „Prolific“ eine wohlverdiente ist. Dies in Betracht gezogen, war die Ernte demnach eine sehr befriedigende; die Auslage für Dünger betrug etwa \$15 pro Acre und der Wert des Getreides allein \$75.

In 1878 erhielten 20 Acre Roggen eine Kopfdüngung von 6000 Pfund „Gras- und Weisedünger;“ 100 Pfund pro Acre wurden im Herbst breitwürfig ausgestreut, nachdem die Saat bestellt war und 200 Pfund im Frühling. Die Ernte beim Dreschen maß 23 1/2 Bushel pro Acre. Ein Acre ohne Dünger ergab 7 Bushel. Ein Acre Clatsop Weizen, in derselben Weise gedüngt, wie der Roggen, trug 18 Bushel; von einem Acre, mit „Silver Chaff“ Weizen besät und nicht gedüngt, war die Ernte so gering, daß sie das Dreschen nicht lohnte und das Stroh wurde den Hühnern hingeworfen, damit diese die Körner ausspicken konnten. Ein Feld von drei Acren, mit gewöhnlichem weißen

Feldmais bestellt, wurde mit 600 Pfund pro Acre „Maisdünger“ gedüngt, die eine Hälfte davon auf den gepflügten Boden gestreut und eingeeget, die andere nach dem Legen der Saat auf die Oberfläche gestreut. Die Ernte war 489 Bushel Kolben, sie wurden nicht ausgeschält, sondern ganz für Kuhfutter gemahlen. Ein Feld von drei Acren mit „White Prolific“ Mais, in derselben Weise behandelt, ergab 379 Bushel Kolben; ein großer Theil dieses Feldes ist an der West- und Südseite durch dichten hohen Wald begrenzt, so daß der Körnerertrag auf fast der Hälfte sehr leicht ausfiel. Ein Acre mit „Evergreen“ Süßmais, wie die vorigen Felder gedüngt, brachte über 9000 Kolben, die grün für \$81.16 verkauft wurden, und eine große Menge unverkaufbarer Kolben blieben im Futter. Dieser Mais wurde in 3 Fuß abstehenden Reihen bestellt und es standen 2 bis 3 Stengel bei 18 Zoll Abstand in der Reihe. Ein halber Acre, mit derselben Maisart bestellt und mit Stallmist aus der Stadt New York, der \$13.50 kostete, gedüngt, brachte für \$34.26 grüne Kolben. Das Futter auf dem Acrefelde war bedeutend schwerer, als das vom Halbacrefelde. Drei Acre mit Kartoffeln bestellt und mit 1800 Pfund „Kartoffeldünger“ gedüngt, ergaben eine Ernte von 340 Bushel; die Kartoffeln waren sehr klein, in Folge der anhaltenden Dürre und der Coloradokäfer. Von zwei ungedüngten Reihen waren die gegrabenen Kartoffeln zum Essen zu klein. In einigen ungedüngten Reihen Feldmais befand sich kein einziger Kolben, der das Enthülsen werth gewesen wäre. Der Boden, auf dem diese Ernten gebaut wurden, war sandiger Lehm und im Vorjahre nicht gedüngt; während mehrerer Jahre vor diesem erhielten nur einige Theile eine Kopfdüngung von wenigen hundert Pfund Guano und Knochenmehl. Der Gesammttertrag ist dem Mist und dem künstlichen Dünger zuzuschreiben. Die Kartoffel- und Maisfelder sind jetzt ohne weitere Düngung mit Roggen besät, um die nachhaltige Wirkung der Düngestoffe im Boden zu erproben. Bis jetzt, obwohl sehr spät gesät, verspricht der Roggen eine gute Ernte. Jetzt wird eine große Menge Mist auf der Farm erzeugt, was durch die Resultate der künstlichen Düngung möglich geworden; dessenungeachtet wird die Verwendung des letzteren im nächsten Jahre nöthig sein.

Je mehr in den westeuropäischen Ländern die Nothwendigkeit eintritt, für die stets zunehmende Bevölkerung vor Allen Brodfrüchte und Anderes, was diese etwa erzeuhen kann, (Kartoffeln, Hülsenfrüchte zc.) dem Boden abzugewinnen, desto mehr muß man sowohl die Viehzucht immer mehr einschränken, da auch das Weideland zu Nothwendigereim zu verwenden ist, als auch das für die Thiere erzeugene Futter, namentlich das Winterfutter, auf das Beste auszunützen suchen. Das Füttern mit Körnerfrüchten und Wurzelgewächsen wird zu theuer, mit dem bloßen Strohfutter reicht man nicht aus, und bei Verwendung des getrockneten Futters (des Heues) geht nicht wenig von den Nährtheilen als unverdaulich verloren. Deswegen kommt neuerdings in Deutschland und noch mehr in Frankreich das Einmachen von Grünfutter nach Art des Sauerkrautes immer mehr in Gebrauch. Am besten eignen sich dazu unser Mais im noch grünen Zustande, grüne

Halmfrüchte (besonders Roggen), Kohl- und Rübenblätter, selbst Gras. Alles dies zerschneidet man ganz kurz in Häckselladen, versetzt es mit etwas Salz, bringt es in Gruben, welche mit Cement überklebt und mit einer Bedachung versehen sind, stampft die Masse zusammen, beschwert sie dann durch darauf gelegte Bretter und Gewichte (größere Steine) und sucht den Luftzutritt möglichst abzuschließen. Hiernach tritt — wie bei unserm Sauertraut — eine vorerst weinige und dann schwach säuerliche Gährung ein, durch welche alle Nachtheile löslich und verdaulich gemacht werden, und so reicht man mit diesem eingemachten Futter in der Zeit, da Grünfutter nicht zu haben ist, vielfach weiter, als wenn dasselbe trocken aufbewahrt worden wäre; die Thiere verzehren es mit großer Begierde und befinden sich wohl dabei.

Der Werth des Roggens als eines Futtergewächses wird von wenigen Farmern richtig erkannt. Es wird von einem westlichen Farmer berichtet, welchem es nicht an Pflugland, aber an Arbeitskräften fehlte, daß er ein ziemlich großes Roggenfeld im Winter und im Frühling von Kälbern und Schafen, theilweise auch von seinen Milchkuhen beweidend läßt und es dann zur Zeit der Fruchtreife den Schweinen übergiebt. Dabei bleiben noch immer so viele Körner auf und in dem Boden, daß das Land sich wieder selbst besamt, und so mag das Gleiche eine Reihe von Jahren hindurch fortgesetzt werden, wonach das durch das verwesene Stroh und den Dünger der weidenden Thiere bereicherte Land die besten Ernten von Mais und andern Früchten liefert. Eine höhere Rente, meint er, wäre mit so wenig Kosten und Mühe auf keine andere Art von demselben Lande zu erzielen. Bekanntlich erträgt der Roggen mehr Mißhandlung als jede andere Feldfrucht. — Natürlich ist dieses Verfahren nur unter den geeigneten Umständen rathsam. Man verwende alle Arbeitskraft auf die sorgfältigste Bewahrung des übrigen Landes, und man hat das Roggenfeld als kostenfreie Zugabe.

Folgende Anweisung des im Sommer so erfrischerden (ebenfalls dem Branntwein vorzuziehenden) Ingwer-Bieres wird im „Wine and Fruit Reporter“ veröffentlicht: Bringe in ein Steingut-Gefäß 1 Pfund Hutzucker, 2 Unzen Weinstein und 1 Unze zerstoßenen Jamaica-Ingwer, worauf eine Gallone kochendes Wasser gegossen wird; nach tüchtigem Umrühren bedecke das Gefäß möglichst dicht und lasse die Masse 10—12 Stunden ruhig stehen; dann rühre zwei Eßlöffel voll gute Bierhese in die Masse und bedecke sie wieder zu; nach 8 Stunden entferne den Schaum, seihe die Masse durch und fülle die Flüssigkeit in gut verkorkte Flaschen oder Krüge; vom nächsten Tag an ist das Bier trinkbar. — Der Ingwer ist eine hauptsächlich in Ost- und Westindien erzeugene Wurzelknolle von wärrzigem Geruch und Geschmack, magenstärkend, auch als Arzneimittel gebraucht.

Zur Erziehungsfrage.

Von Otto Brennekam.

Was ich heute bieten will, kann nur ein ungeordneter Strauß von schlichten Blumen sein, wie sie sich bei den Gängen eines Geistlichen von Haus zu Haus darbieten. Werden ja aber leider die einfachsten Wahrheiten am häufigsten vergessen, — und sind doch die wichtigsten. Und — sollten sich in dem Strauße auch einige Messeln finden: man zürne mir drum nicht; ich habe sie eben gefunden, — und sie haben beim Pflücken mich meist zuerst gestochen.

Das Wichtigste, Grundlegende zuerst, das religiöse Element in der Erziehung der Kinder! Das Gebet, auf der Mutter Schooß gelernt und gesprochen, die einfache biblische Geschichte, von der Mutter in aller Schlichtheit erzählt, prägen sich dem weichen Kinderherzen unverlierbar ein. Der religiöse Lebenskeim bleibt eben die einzig ausdauernde Wurzel der Sittlichkeit. Mancher mißrathene Sohn, manche verlorene Tochter wäre gerettet worden, hätte man verstanden, diese Wurzel früh genug zu pflanzen. Vergesse man auch auf diesem Gebiete nicht die Macht der Gewöhnung. Halte man, so lange man es noch in seiner eigenen Macht hat, den Zweifel fern vom Kinderherzen! Zweifel und Spott treten leider oft und früh genug von anderer Seite an das Kind heran.

Ein idealloses Leben ist ein unglückliches Leben. Des Kindes Ideal ist Vater und Mutter, geheiligt durch die Macht der Religion. Und kennt der Höhere, Gebildete auch noch andere Ideale: für die größere Mehrzahl des Volks sind alle Ideale des Wahren, Guten, Schönen allein in der Religion vertreten, wie ja in so manchem Hause der künstlerisch ausgeschmückte Confirmationsschein das einzige Kunstblatt ist. Der Gegensatz aber des Idealismus, der nach oben schaut, der ist unten, — und unten ist der Schmutz. Dem Kinde aber schon früh sein einzig mögliches Ideal, die Religion, rauben, heißt ihm rauben auch die Empfänglichkeit für alle anderen Ideale. Grauenhaft aber ist der Schmutz, in den der Mensch sinken kann, dem man den Glauben an die Ideale geraubt hat.

Ich trat im Hospital zu Genf an das Krankenbett eines Weibes, das so tief gesunken war, wie ein Weib nur sinken kann. Ihr Anblick war so grauenhaft, daß dem Reinen schon vor ihrer Verührung schauderte. Sie war einst auch eine jugendfrische Jungfrau, eine glückliche Braut gewesen. Da raubte ihr der Tod den Geliebten. Ein leidiger Tröster raubte ihr dazu ihren Glauben an die Ewigkeit, an ein Wiedersehen nach dem Tode. Und in wilder Verzweiflung stürzte sie sich in den Strudel des Lebens und sank von Stufe zu Stufe. Uns blieb nur noch die

eine Aufgabe, ihr durch Wiedergebung ihres Ideals den Tod zu erleichtern!

Die erstarrte Pflanze erträgt schon eine kalte Nacht; auf die eben dem Boden entsprossene legt sich der Reif als tödrendes Gift!

Gefällt uns dies neue Bild nicht besser?

Die Eltern gingen aus; das Töchterlein blieb allein zu Hause. Es war ihm gesagt: Kind, sei hübsch artig; der liebe Gott sieht alles! — Ein Gewitter zieht herauf. Im Schrank steht die Zuckerschaale. Im Kinde aber kämpfen Furcht und Naschsucht. Die letztere siegt. Eben hat das Kind ein kleines Stück Zucker ergriffen — da, ein Blitz! — ein heftiger Donnerschlag! — Erschreckt läßt das Kind den Zucker fallen, eilt zum Fenster und ruft mit weinerlicher Stimme: Aber, lieber Gott, es war doch nur ein ganz kleines Stück; und nun bist du auch gleich so!

Das Bewußtsein der Nähe eines allwissenden und richtenden Gottes wird nie ganz verschwinden, auch wenn einmal das Stück Zucker ganz anders aussieht, etwa einen Schnurrbart hat und unreines Feuer in den Augen, auf den Lippen!

Ist aber so der Grund gegeben, auf dem wir bauen müssen: wie ihn legen?

Das Wichtigste ist hier wie überall das Beispiel. Der Eltern eigenes Thun ist das wichtigste Erziehungsmittel. So große Kraft dem Worte inneohnt, wenn es getragen wird von der That, so verderblich ist es, wenn die That ihm widerspricht.

Ist folgende Geschichte nicht völlig dem Leben entnommen?

Ein Pfarrer tritt in ein Haus und hört die Kinder erschrecklich toben und fluchen. „Aber, liebe Frau,“ sagte er zu der Mutter, „wo lernen nur Ihre Kinder so erschrecklich fluchen?“ „Ja,“ sagte die Frau, „Herr Pfarrer, die verfl..... Hören, ich habe sie alle Tage, daß die nichtswürdigen Bälger nicht so fluchen sollen! Aber die Donnerwetter-Karnaljen.....“ „Hören Sie auf, hören Sie auf, liebe Frau,“ ruft der Pfarrer, „ich weiß nun schon, wo Ihre Kinder das Fluchen lernen.“

Und in Wort wie Beispiel zum weiteren die C o n s e q u e n z !

Heute, bei guter Laune, lachen wir leicht zu Unarten unserer Kinder, die doch im Grunde nur den Keim zu späteren Sünden sind. Und morgen fahren wir polternd und schlagend dazwischen, wenn uns der Kopf nicht recht steht, bei viel harmloseren Spielereien. Wo sollen denn die Kinder hernehmen das Verständniß für Erlaubtes und Unerlaubtes, für Gut und Böse? Welch tiefer Schade steckt in dieser Erziehungsweise, die ich Barometer-Erziehung nennen möchte!

Consequenz äußert sich zunächst als Gleichmäßigkeit.

Dieser Barometer-Erziehung nahe verwandt ist die r u c k w e i s e Erziehung, die viel Aehnlichkeit hat mit der Thätigkeit intermittirender Quellen. Da hat der Vater in seinem Beruf den Tag über zu thun, des Abends muß er sich im Wirthshaus erholen, — für die Beschäftigung mit seinen Kindern bleibt ihm durchaus keine Zeit. Und nun ein solcher Vater, der bei aller treuen Arbeit für die Familie das Leben in der Familie nicht kennt und die Erziehung seiner Kinder nicht überwacht! Onkel oder Tante kommen einmal auf Besuch oder ein Gast zu Tische. Da sieht der Vater diese Unart, diese Unmanierlichkeit, jene Ungeschicklichkeit, nach denen er sonst nie geguckt. An dem Urtheil seiner

Gäste aber ist ihm gelegen. Die Stirnader schwillt. Er befiehlt. Aber so schnell lassen sich Manier, Geschicklichkeit, Artigkeit nicht geben, — und der Sturm bricht los. Was aber nützt er? Wenn der Gärtner ein Bäumchen gerade ziehen will, bindet er es, sobald die erste leichte Krümmung sich zeigt, an einen Stab. Wollte er es erst krumm wachsen lassen und dann plötzlich gerade biegen, es würde zerbrechen. Das weiß Jeder. Was aber bei der Erziehung der Pflanzen wahr ist, sollte man es bei der Erziehung der Menschen ungestraft vergessen dürfen?

Rechte *Consequenz* zeigt sich auch in der *Beharrlichkeit*. Vergesse man doch nie Bismarck's geflügeltes Wort: Von Schlaganfällen kann kein Volk leben!

Kudweije Erziehung ist nebenbei auch eine *schwache* Erziehung. Ein Vater hatte auch einmal solch ein Gewitter losgelassen. Weil ihm aber nachher die Verschüchterung in seiner Familie nicht gefiel, so versuchte er, es auf kürzestem Wege wieder zu einer erträglichen Stimmung zu bringen. Das älteste Bübchen aber kroch zur Mutter und flüsterte ihr ins Ohr: „So, nun will er sich bloß wieder bei uns einschmeicheln.“

Das Kind hat ein unendlich feines Gefühl für wahren, tiefgegründeten Ernst. So aber kommt bei ihm keine Ehrfurcht auf, sondern nur *Furcht* vor der rohen Gewalt und — *Verachtung* vor dem Mißbrauch derselben.

Weil wir gerade von äußeren Manieren, Anstand u. s. w. reden — da ließe sich auch heutzutage viel sagen.

Folgende Anekdote mag erfunden sein, treffend aber ist sie.

Zu einer jungen Wöchnerin kommt eine Freundin, ihr zu ihrem prächtigen Jungen zu gratuliren. Aber die junge Mutter sagt: Ich hätte viel lieber ein Mädchen gehabt; so einem Jungen kann man ja gar nichts anziehen.

Das ist eins der Grundübel unserer Zeit: *Schein* aber nicht *Sein*. Gewiß soll das Kind von frühester Jugend zur Bescheidenheit und zu schlichtem Anstande erzogen werden. Aber den Kindern alle die leeren, conventionellen Anstandsregeln, Diener und Phrasen der Erwachsenen aufzwingen wollen, ist Unnatur und darum Unrecht.

Ich habe immer inniges Mitleid mit den Kindern, deren Mütter mit ängstlicher Sorgfalt darüber wachen, daß auch im Hause, auch im Garten dieselben nie einmal wild werden, Schürzchen und Strümpfchen nur immer recht weiß bleiben. Ihr armen Geschöpfe, schlimmer dran als der Sträfling in der Zwangsjacke!

Freie Entwicklung, nur in ihren Auswüchsen beschränkt, zu fordern, zwingt noch ein anderer wichtiger Grund. Unsere Kinder sollen keine Complimentirbücher oder Modejournale werden, sondern Menschen, die ihren Beruf erfüllen. Ihr zukünftiger Beruf aber ist ihnen in ihren Fähigkeiten aufgedrückt. Ihre Fähigkeiten offenbaren sich im kindlichen Spiel; in diesem liegt tiefer Ernst. Jedes Kind ist in gewissem Sinne ein Original. Seine Originalität als den ihm von Gott dem Herrn aufgedrückten Stempel zu erkennen und zu fördern, vor Mißbildungen zu behüten, ist unsere Aufgabe, unsere Pflicht; sie in Zwang pressen, sie schablonenmäßig einzwängen, unser Unrecht.

Wie oft sagt man: „Mein Sohn soll dies oder das werden, mein Geschäft übernehmen u. dergl. m.“ che man die Eigenart seines Kindes

erkannt. Und wie viele sind über diesem unverständigen Zwang der Elter n zu Grunde gegangen, während immerhin nur einzelne, nach der Meinung der Eltern verlorene Kinder zu tüchtigen Männern geworden sind, weil sie unwiderstehlich dem Drange ihrer Originalität folgten!

Wollte der Gärtner vom Apfelbaum Kirschchen ernten, man würde ihn verlachen. Und was hier thöricht ist, sollte bei der Erziehung von Menschen nicht thöricht, ja geradezu sündhaft sein?

Zurück denn zur der Forderung des Gehorsams! Wo er nicht consequent gefordert und geleistet wird, da ist überhaupt keine Erziehung. Befehl und Verbot müssen natürlich vernünftig sein. Vernünftig aber werden sie sein, wenn wir uns stets erinnern, daß der Eltern Recht, zu befehlen, und der Kinder Pflicht, zu gehorchen, in göttlicher Anordnung begründet ist, daß also die elterliche Autorität in der göttlichen ihre Norm findet.

Wie will man aber oft zum Gehorsam erziehen? Da ruft die Mutter: „Fritschen, das mußt du nicht thun! Nein, Fritschen, das darfst du aber nicht thun! Nein, Fritschen, das ist aber gar zu arg. Wenn du das aber noch ein einziges Mal thust! Nein, Fritschen, nun hast du es aber doch wieder gethan! Wenn du es nun aber noch ein einziges Mal thust!“ u. s. w., u. s. w.

Als ganz junger Pfarrer stand ich einmal ganz verwundert in meinem Pfarrgarten vor einem Spinatbeet. Es war das erste Mal, daß ich Gärtnerkunst übte. Lauter dünne, schmale, verkommene Pflänzchen; kein fleischiges, kräftiges Blatt. Und doch hatte ich das Beet so tief begraben und guten Samen gekauft. Da kam der alte Leinweber, mein Nachbar, hinzu und sagte: Herr Pastor, viel zu dicht gesäet. Den vierten Theil des Samens, und sie hätten Spinat, wie er sein muß!

Verstanden, liebe Mutter? Worte sind auch Samenkörner.

Ein anderes Bild. „Fritschen, thu doch das, dann bekommst du auch schöne Nofinen! Fritschen, wenn du das aber nicht thust, bekommst du Prügel! Malchen, wenn du nun aber noch nicht hörst, dann sage ich es Papa, und dann wirst du mal sehen!“ Ist es nicht wahr?

Das Kind aber soll gehorchen ohne Rücksicht auf Lohn oder Strafe um die Autorität willen und aus Liebe. Der Vater ist auch kein Popanz, die Kinder zu schrecken, oder ein Profoß, von andern verhängte Strafe auszuführen. Die Mutter wundert sich und klagt, daß ihre Kinder für ihre Anordnungen keinen Respect haben, und dabei vernichtet sie selbst ihre Autorität, indem sie an Stelle ihres gottgeheiligten Rechtes, zu befehlen, die Rücksicht auf Süßigkeiten oder die Ruthe setzt oder sich hinter den strengeren Vater versteckt.

Nein! Gebot und Verbot sei kurz und knapp! Die angedrohte Strafe erfolge unter allen Umständen. Man drohe keine Strafe an, die man eintretenden Falls nicht ausführen will oder kann. Leichtthin ausgesprochene Drohungen, oft wiederholt, kaum ernst gemeint, nie ausgeführt, sind uneingelöste Wechsel, die den Bankrott elterlicher Autorität herbeiführen.

Jede Strafe aber soll ernst und empfindlich sein. Greife man nicht zu schnell, sei es auch noch so bequem, zur körperlichen Züchtigung. Sie ist das letzte Zuchtmittel. Hinter dem Hau en kommt gleich das Sä n g e n. Und hängen wollen und dürfen wir unsere Kinder nicht.

Drum erschöpfe man erst alle andern Mittel der Zucht, ehe man zum lezten greift.

Sind aber diese erschöpft, tritt uns offenbare Nothheit, Troß, Lüge, Faulheit gegenüber: dann vergeße man nicht das Wort der Schrift: Wer seiner Muthe schonet, der hasset seinen Sohn.

Schädlich ist auf diesem Gebiet ebenso die leidenschaftliche Nothheit der Väter als die Schwäche der Mütter.

Der Körpertheil, der zur Züchtigung geeignet ist, ist gekennzeichnet und bekannt genug. Schläge an den Kopf, Reißen an den Ohren u. dergl. sind roh, weil sie Schaden können der Gesundheit, weil sie nicht der verständigen Ueberlegung, sondern heftigen Erregung ihren Ursprung verdanken.

Ist die körperliche Züchtigung einmal nothwendig geworden, dann am rechten Ort und gründlich! Lieber gar nicht als nicht gründlich und empfindlich! Das Kind soll und muß in dem körperlichen Schmerz einen tiefen und darum bleibenden Eindruck bekommen von der Folgen der Sünde.

In Wirklichkeit giebt es hier ein Kläpschen und da ein Kläpschen, die das Kind nicht fühlt. Und was erreicht man? Eine Erbitterung im Kinde, dessen Willen nicht gebrochen wird, eine Erbitterung, die nach unten nicht abgeleitet wird! Oder das Kind ruft hinter der Mutter her: „Ach, wenn Mutter mich haut, das fühl ich gar nicht!“

Zur rechten Consequenz in der Erziehung gehört auch die Einheit zwischen Vater und Mutter. Beide sollen den Kinder gegenüber einig sein. Diese Einheit wird zerstört, wo der Vater sich hinreißen läßt, die Mutter vor den Kindern zu tadeln, wenn die Mutter sich einem vom Vater gegebenen Befehl, einer vom Vater verhängten Strafe in Gegenwart der Kinder widersetzt. Sollen die Kinder die rechte Achtung und Ehrfurcht vor den Eltern lernen, so darf der Mann der Mutter seiner Kinder die schuldige Achtung, so darf die Mutter dem Herrn des Hauses den schuldigen Gehorsam nicht verjagen.

Was Vater und Mutter zu ihrer gegenseitigen Belehrung sich zu sagen haben, gehört unter vier Augen. Vorausgesetzt bei dem allen freilich, daß der Vater im Zorn nicht dem Vater gleicht, der seine eigenen Jungen aufrißt, und die Mutter nicht der Neflin, die sie vor Liebe todt drückt, d. h. die Kinder zu ihrem Gößen und sich zur Sklavin macht.

Dieselbe Mahnung gilt der Schule gegenüber. Der Lehrerberuf ist auch ein schwerer und dornvoller. Der Lehrer nur da am rechten Platz, wo man nie vergißt, daß er kein Handwerker ist, dessen Bezahlung seiner Leistung entspricht, sondern daß er ein Mann ist, dem man einen Theil des köstlichsten und wichtigsten Arbeit des Menschenlebens überträgt, einen Theil der Erziehung unserer Kinder.

Was für Bilder muß man da aber oft sehen, wenn einmal die Ansicht der Eltern über ihre Kinder von der des Lehrers abweicht.

„Na, dem werde ich es schön sagen! Nein, Vater, das darfst Du nicht leiden, unser Frizchen muß gleich in eine andere Schule!“ Und das Alles in Gegenwart der Kinder.

Und das Kind jubelt, weil es der strengen Zucht entronnen!

Wessen Autorität untergräbt man? Die eigene, denn die Autorität der Lehrer ist ebenso wie die der Eltern im vierten Gebote gegründet,

weil erstere nur ein Ausfluß der legeren ist; die Eltern treten eben mit dem Theil ihrer Pflichten, die sie selbst nicht ausüben können, auch einen Theil ihrer Autorität ab. Wer aber die Autorität des Lehrers untergräbt, der immer noch andere Stützen hat als die Eltern, der untergräbt den Boden der eignen, die im wesentlichen von den Eltern selbst aufrecht erhalten werden soll.

Die Lehrer sind auch Menschen. Warum sollen sie nicht einmal irren? Auch hier gehört jede nöthige Verständigung unter vier Augen. Schule und Haus wirken entweder in einem Geiste, oder sie wirken nicht.

So denn für diesmal zum Schluß! Ein Punkt noch, der allem Gesagtem als Wurzel, als Wichtiges zu Grunde liegt: die Erziehung zur Wahrhaftigkeit. Hüten wir uns vor übermäßiger Strenge bei kleinen, ihrem Grunde nach nicht bössartigen Vergehen! Solche Strenge führt das Kind zur Lüge.

Noch gefährlicher aber ist unsere eigene Unwahrhaftigkeit. Wir fordern, was wir selbst nicht thun. Wir tadeln heute, worüber wir morgen lachen. Wir strafen gestern, was wir heute dulden. Wir behaupten heute im Ernst, was wir morgen im Scherz bestreiten. Wir belächeln gestern im Scherz, was wir heute im Ernst Sünde nennen. Wir sollen den Kindern Ideale sein auch in der Wahrhaftigkeit. Und die Kinder haben für die Wahrhaftigkeit ein ungemein feines Gefühl. Diese Wahrhaftigkeit ist aber nur da, wo Wort und Wort, Wort und That, That und That zusammenstimmen. Der Kinder Glaube an unsere Wahrhaftigkeit ist unbegrenzt, wo wir ihn nicht muthwillig zerstören.

Auch in der Erziehung unserer Kinder gilt mit geringer Wandlung des Sinnes das Wort der Schrift: Die Wahrhaftigkeit behalt den Sieg!



Geld und Geldwirthschaft.

(Vortrag gehalten im Deutschen Literarischen Club von Cincinnati am
1. October 1879.)

Von Wilhelm Jüngst.

Es gibt wohl wenige Dinge auf dieser Welt, welche so sehr das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen und zu gleicher Zeit so sehr der Gegenstand allgemeinen, fast ausnahmslosen Verlangens sind, als das Geld. Den meisten Menschen erscheint sein Besitz als das höchste Ziel ihrer Wünsche und Bestrebungen; fast alle, jung und alt, reich und arm, hoch und niedrig, gebildet und ungebildet haben die gleiche Sehnsucht, möglichst viel von demselben zu erlangen, oft mit wenig Rücksicht auf die Art und Weise, wie sie dieses zu Wege bringen. Der Name Geld electrifizirt sie und es selbst ist ihnen der Inbegriff alles Werthen und Wünschenwerthen, die große Macht, die über die Welt gebietet, und, wie eine Zauberruthe, ihnen alle Genüsse derselben zu Füßen legt. Und ganz ungerechtfertigt sind solche Ansichten allerdings nicht. Sehen wir doch, daß überall der Mensch, dem das Geschick einen Geldbesitz zu Theil werden läßt, geachtet und geehrt wird, gleichviel ob seine sonstigen Eigenschaften ihn zu einer Achtung berechtigen oder nicht, wogegen derjenige, dem der Besitz irdischer Güter verjagt ist, trotz seiner vielleicht glänzendsten und edelsten Eigenschaften, verachtet oder doch nicht angesehen ist. Während der Erstere in allen Genüssen des Lebens schwelgt, folgen dem Anderen Noth und Sorge sein Leben lang. Vom Besitze des Geldes hängt das Wohl und Wehe, das Glück und Unglück der meisten Menschen ab und seinem Interesse muß jede andere Rücksicht weichen. Während die Einen es als ihren Gott und Wohlthäter verehren und preisen, verwünschen und verfluchen die Anderen es als hart und herzlos und Unheil bringend.

Trotz dieses allgemeinen Interesses, trotz dieser grenzenlosen Verehrung ist die Natur des Geldes doch den meisten Menschen fast völlig unbekannt. Schon diese große Verehrung allein ist ein Beweis seiner Verkenntung; sie ist eine Verwechslung des Geldes mit Kapital. Und

ähnlich ist es in vielen anderen Fällen; bald wird es für mehr, bald für weniger gehalten, als es ist. Die Meisten betrachten es als den Zweck aller menschlichen Thätigkeit, während es doch nur ein Mittel zur Hebung der Letzteren ist, und sie erwarten von ihm Dienste, die es nur als Kapital, im vollen Sinne des Wortes genommen, zu leisten im Stande ist. Daher die vielen Irrthümer mit ihren verhängnißvollen Folgen für das Wohl ganzer Völker, und vielleicht für die Culturentwicklung der ganzen Menschheit. Beispielsweise nenne ich hier nur einen dieser Irrthümer, die Lehre des sog. Merkantilsystems, welche unendliches Unheil über die größten Länder Europa's brachte. Unter dieser Lehre verstand man die Ansicht, daß das baare Geld oder die Edelmetalle überhaupt, den einzig wahren Reichthum der Nationen repräsentirten und daß von ihrem Besitze das Wohl und Blühen der Völker allein abhängt. Man verlangte vom Staate, solche Gesetze zu erlassen, welche durch Verbot der Geldausfuhr, durch hohen Schutzoll und andere Preventivmittel die Summe der Ausfuhr des Landes über die Einfuhr desselben bringen und die Differenz in baarem Gelde dem betreffenden Volke zu Gute kommen lassen sollten. Darauf, was für dieses baare Geld an nützlichen Lebensbedürfnissen in viel vortheilhafterem Maße hätte angeschafft werden können, ward keine Rücksicht genommen; man rechnete die Einfuhr einer Million baaren Geldes höher, als die zweier Millionen repräsentirt in anderen Erzeugnissen oder Producten des Auslandes. Obwohl Gold und Silber durch diese Maßregeln den betreffenden Völkern zugeführt ward, sank ihr Wohlstand tiefer und tiefer und wurden demselben Wunden geschlagen, von denen sich manche nur langsam und unter den schwersten Opfern, andere bis heute gar nicht erholen konnten. Vernichtung der Gewerbefreiheit, Gewalt Herrschaft des Staates, Unterdrückung kleiner Unternehmer und Vermehrung der Lohnarbeiter, Verfall der Landwirthschaft, künstliche Vermehrung solcher Fabriken, deren Bestehen nur durch Schutzzölle und sonstige Begünstigungen aufrecht erhalten werden konnten, massenhafte Verarmung der Arbeiter, Pauperismus und indirekte Steuern — das waren die verderblichen Folgen dieser trügerischen Lehre von der Natur des Geldes. Die Anfänge dieses verhängnißvollen Irrthums finden wir bei den Römern, die Hauptentwicklung im 15. bis 17. Jahrhundert, unter Karl dem Fünften, Heinrich dem Vierten, Cromwell und besonders unter Ludwig dem Vierzehnten und dessen Minister Colbert. Klare Beweise der Folgen dieses Systems liefert Spanien, das trotz der reichen Gold- und Silbersendungen aus Mexiko und Peru immer tiefer sank und bis heute seinen früheren Wohlstand und Rang noch nicht wiedererhalten hat; dann England, das noch zu rechter Zeit durch die

Lehren Hume's und Adam Smith's vom Verfall gerettet ward, und schließlich Frankreich, dessen grenzlose Noth und Elend in der großen Revolution und ihren Schrecken gipfelten und erst durch die Physiokraten, die Gegner des Merkantilsystems, gemildert wurden. Aehnlicher solcher Beispiele haben wir mehrere in der Culturgeschichte der Völker.

Daß auch in unserem Lande die Begriffe über die Natur und die Funktionen des Geldes nicht klar sind, ersehen wir aus der Thatsache, daß das kürzliche Darniederliegen unserer Geschäfte eine Geldkrisis genannt und einzig und allein auf unser uneinlösbares Papiergeld zurückgeführt ward. So wünschenswerth und nützlich unsere Resumption auch ist, so ist sie doch an dem Wiederemporblühen unserer Geschäfte so unschuldig wie ein neugeborenes Kind; statt seiner Ursache ist ihre Ermöglichung nur die Folge des Ersteren. Die Millionen-Aufträge unserer Regierung während der Kriegszeit, die durch den Krieg in eine fieberhafte Spannung gebrachte und übertriebene Speculation mit ihren künstlichen Bedürfnissen hatten eine Ueberproduction unserer Industrie erzeugt, welche bei dem ersten Stoße, wie ein Kartenhaus, zusammenbrechen mußte und zusammenbrach und die Hauptpulsadern unseres geschäftlichen Lebens lähmte. Die Folge war eine Absatz- oder richtiger Creditkrisis, aber nichts weniger als eine Geldkrisis. Aehnliche Zustände wie die Unseren haben Frankreich und besonders Deutschland und England durchzumachen gehabt und leiden noch daran und doch ist in Frankreich und England im Geldwesen gar keine Aenderung eingetreten und ist in Deutschland wohl statt der Silberwährung die Goldwährung angenommen und wohl eine momentane Schwierigkeit im Verkehr veranlaßt, aber eine Geldkrisis hat ebenso wenig dort, als in England und Frankreich stattgefunden. Liest man einige der sogenannten Finanzartikel oder Reden unseres jekigen Wahlkampfes, so bekommt man unwillkürlich eine Idee von dem Chaos, welcher in den Köpfen der meisten unserer Landsleute, und selbst vieler unserer Redakteure, Politiker, Gesetzgeber und Finanzmänner über Geld und Geldwirthschaft noch herrscht. Es wird einem beim Lesen fast zu Muth, als ginge einem ein Mühlrad im Kopfe herum und viel besser wird es sämmtlichen übrigen Lesern — vielleicht auch den Verfassern selbst — solcher Artikel wohl nicht gehen. Keinesweges will ich damit gesagt haben, daß ich die lebhafteste Besprechung der sogenannten Finanzplanke in unserer Campagne überflüssig finde; ich halte sie vielmehr für durchaus nöthig und geboten. Die richtige Lehre vom Gelde und der Geldwirthschaft ist ein Hauptstück in jeder Volkswirthschaftslehre und ihre Befolgung von dem größten Einflusse auf das Wohl eines jeden und so auch unseres Volkes. Was

ich indessen wünsche, ist ein wenig mehr Klarheit in diesem Dunkel und dazu beizutragen ist der Zweck des Nachfolgenden.

Im grauen Alterthum, sobald der einzelne Mensch ausfand, daß seine eigene Produktionskraft nicht hinreiche zur Beschaffung seiner verschiedenen Bedürfnisse, und als als Folge davon die ersten Anfänge der Arbeitstheilung auftraten, finden wir weder Geld noch Geldwirthschaft; es fanden nur Tauschgeschäfte statt. Der Jäger gab dem Fischer Wild für Fische, dieser Fische dem Landbauer für Getreide oder dem Hirten für Vieh, diese wiederum Korn und Vieh dem Schneider, dem Zimmermann, dem Schmiede für deren verschiedenen Producte. Je mehr indessen die Cultur fortschritt, die Bedürfnisse der Menschen sich vermehrten und eine größere Arbeitstheilung eintrat, desto mehr empfand man, daß dieses einfache directe Tauschgeschäft dem allgemeinen Bedürfnisse nicht mehr genüge. Bald konnte z. B. der Jäger Niemanden finden, der ihm Kleider für sein Wild, der Fischer Niemanden, der ihm Brod u. s. w. für seine Fische geben wollte u. s. w. Bald auch war es dem Hirten unmöglich, Jemanden anzutreffen, der ihm für seine verschiedenen Bedürfnisse einen ganzen Ochsen abzunehmen willens war; er hätte wohl die eine Hälfte anbringen können, dann aber hätte er den Ochsen schlachten, die andere Hälfte vielleicht verderben lassen und jedenfalls die für dieselbe gewünschten Lebensbedürfnisse entbehren müssen. Alle kamen deshalb überein, eine e i n z i g e Waare zum Austausch ihrer verschiedenen Producte anzunehmen, eine Waare, welche die besonderen Eigenschaften der Theilbarkeit, der Dauerhaftigkeit und des von allen allgemein anerkannten Werthes in sich trage. Man schuf das Geld. Der Name desselben war der Sprache des betreffenden Volkes entsprechend; die Griechen nannten es *nomos*, die Römer *pecunia* oder *moneta*, die Franzosen daraus *monnaie*, die Engländer *money*, u. s. w. Den passendsten Namen haben wir Deutsche: Geld, d. h. das, was gilt. Die Idee war und ist bei allen Völkern die Gleiche. In seiner ersten Form war das Geld den primitivsten Producten, resp. Bedürfnissen der verschiedenen Völker angepaßt. Im Ganzen genommen gebrauchten und gebrauchen noch heute wenig cultivirte Völker hauptsächlich ordinäre Güter, welche ihre niedrigen, dringenden Bedürfnisse befriedigen, als solche Tauschwerkzeuge; bei fortschreitender Cultur nahmen und nehmen diese Tauschmittel an Werth und feineren Eigenschaften zu, die eben dem höheren Culturzustande derselben entsprechen. So wurden von Jägerstämmen gewöhnlich Thierfelle als Geld benutzt und werden es noch heute, z. B. in mehreren Gegenden der Hudsonsbai. Dort gilt das Biberfell als Maaßeinheit. Ein Biber ist gleich 3 Mardern, 2 Biber gleich einem weißen Fuchs, 4 Biber

gleich einem schwarzen Fuchs oder Bären, 15 Biber gleich einer Büchse, u. s. w., u. s. w. Das esthnische Worte für Geld, Raha, hat bei den Lappen die Bedeutung von Pelzwerk; das russische Kung meint eigentlich Marder (Roscher). Zu Homer's Zeiten galten Ochsen als Maaß oder Preiseinheiten und wurden auch später beim Prägen von Münzen als solche benutzt; bei den Kirgisen galten Rühe, in Vorder- und Hinter-Indien, Hochasien und Südafrika Kauris (kleine Muscheln), an der chinesisch birmanischen Grenze und im innern Afrika Salz — im Letzteren auch Sklaven, — dann Theeziegel in Hochasien, Sibirien und China, Cacaobohnen bei den alten Mexikanern, Stöckfische in Neufundland, Tabak in Virginien, als Geld. Bei fortwährend steigender Entwicklung der Völker und ihres Verkehrs unter sich genügten auch diese Geldsorten nicht, und es einigten sich sämmtliche Culturstaaten, die Edelmetalle, — Gold und Silber, neben Kupfer, Zinn oder Eisen als Hülfsmetalle, als Geldwaare anzunehmen. Man war damit zum klareren Verständnisse der nothwendigen Eigenschaften des Geldes gekommen, welche Emminghaus in folgende 4 Punkte zusammenfaßt: 1) Geld muß ein reelles, möglichst unveränderliches Ding sein; 2) es muß allgemeinen Werth in sich haben, d. h. allgemein geschätzt, Gegenstand des Eigenthums werden können und oft in den Handel kommen; 3) es muß leicht beweglich und 4) leicht theilbar sein. Die Hauptgrundsätze dieser Formel waren allerdings gleich bei erster Schaffung des Geldes, wenn auch ohne klares Bewußtsein, befolgt. Man entschloß sich zur Annahme des Goldes und Silbers, weil diese die obigen Erfordernisse im höchsten Maaße in sich vereinigen. Die Gleichförmigkeit und Höhe ihres Werthes, ihre Dauerhaftigkeit, Theilbarkeit, geringer Umfang und allgemeine Beliebtheit gaben ihnen zu dem betreffenden Zwecke Eigenschaften, welche bei keiner anderen Waare gefunden wurden und werden. Gold und Silber wurden als Geld schon bei den ältesten Völkern gebraucht; Abraham bezahlte die von ihm gekaufte Höhle von Machpelah mit Silber; Goldgeld hatten die Juden zuerst unter David. Bei den Griechen soll König Pheidon von Argos um 750 v. Ch. zuerst das Silbergeld eingeführt haben; Goldgeld ward erst später bekannt. Die Römer gebrauchten Silbermünzen im Jahre 269 v. Ch.; Goldmünzen um 207. In der neueren Zeit haben zuerst Venedig und Florenz um 1300 n. Chr. Goldmünzen geprägt; England unter Heinrich III. um 1270. Die Germanen haben bis auf die neueste Zeit das Silbergeld dem Goldgelde vorgezogen, wohl weil ihr Reichthum, sowie ihre Geschäfte, denen der reicheren Nachbarländer nicht gleich waren. Dasselbe gilt von Rußland, Polen und den übrigen östlichen Staaten Europas, ebenso von

Holland. Markgeld z. B. war stets Silberwährung. Vom deutschen Reich ist die Goldwährung bekanntlich erst im Jahre 1872 eingeführt. Von den übrigen Nationen der Jetztzeit haben England und die Vereinigten Staaten die reine Goldwährung, denn den Versuch Sherman's, durch Einschmuggelung des Silberdollars und der Silbercertificate eine Doppelwährung einzuführen, halte ich für ein todtgeborenes Kind. Frankreich hat in gewisser Beziehung die Doppelwährung, doch sah Napoleon das Unhaltbare und Nachtheilige derselben ein und ließ zur Vorbereitung der Einführung der reinen Goldwährung seit seiner Thronbesteigung bis 1866 für 5323 Millionen Franken in Gold, dagegen nur 260 Millionen in Silber prägen. Contractlich oder thatsächlich haben sich der Doppelwährung Frankreichs angeschlossen: Italien, Spanien, Griechenland, die Schweiz und Rumänien; die Silberwährung beibehalten haben Oesterreich, Rußland, Schweden und Norwegen, Dänemark, Holland, desgleichen China und die südamerikanischen Reiche.

Surrogate oder Stellvertreter des Geldes wurden schon nach der ersten Einführung desselben benutzt. In Rußland wurden kleine Abschnitte von Pelzen, welche wahrscheinlich von der Regierung gestempelt waren, als Anweisungen auf diese Pelze, also als Repräsentanten derselben gebraucht. In China cirkulirten um 119 v. Chr. kleine Pergamentstücke als Münzen, und im 10. Jahrhundert wurden daselbst schon Staatschakscheine mit der ausdrücklichen Bemerkung „zur Erleichterung des Verkehrs“ ausgegeben. Im 13. Jahrhundert fand Marco Paolo in ganz China Papiergeld, welches mit dem Silbergeld pari stand; es waren dieses quadratförmige Coupons von einer festen Substanz mit der Unterschrift des Kaisers und sämtlicher Mandarinen. Ihre Fälschung ward grausam bestraft. Ebenso gebrauchten die Carthager schon Papiergeld. Seit Beginn des Mittelalters finden wir überall Wechsel der Kaufleute oder Banken, dann Checks auf Banken, endlich Banknoten und Staatspapiergeld als allgemein gebräuchliche Circulations-Mittel und Repräsentanten der Edelmetalle oder in einzelnen Fällen, wie bei John Law, von Grundwerthen. Ihr richtiger Name sollte Creditgeld sein, da ihre Circulationsfähigkeit einzig und allein auf dem Credit des Ausstellers und nicht auf ihrem eigenen inneren Werthe beruht.

Gehen wir jetzt über zu einer näheren Betrachtung über die Funktionen und den Gebrauch des Geldes, d. h. zur Geldwirthschaft selbst. Das Geld dient der menschlichen Gesellschaft: 1) als allgemeines Tauschmittel und Preisausgleicher; 2) als Preismaßstab; 3) als Werthträger; 4) als allgemeines und gesetzliches Zahlungsmittel. Diese vier verschiedenen Funktionen verlangen je verschiedene Eigenschaften desselben;

sie werden im gewöhnlichen Leben sehr häufig verwechselt oder außer Acht gelassen und sind dadurch oft die Ursache von verkehrten Ansichten und Mißbräuchen. Während z. B. die Einen es allein als eine Tauschwaare, als ein Circulationsmittel betrachten, dem der innere Werth als erste Eigenschaft nothwendig ist, bezeichnen Andere, z. B. die Greenbackler, es nur als einfachen Preismaaßstab, der ebenso wenig eines inneren Tauschwerthes bedürfe, als jedes andere Maaßinstrument, und wieder Andere halten es nur für Kapital oder einen Theil des Reichthums eines Landes, dessen Vermehrung oder Verminderung mit der Hebung oder dem Fallen der Geschäfte, sowie des Gesamt-Reichthums eines Landes gleichen Schritt halte, resp. halten müsse. Sie hängen noch an der veralteten Idee, daß das Werthquantum des Geldes dem des ganzen übrigen Nationalreichthums gleich sei; eine Idee deren Verkehrtheit offen zu Tage tritt, und die längst nicht mehr als richtig angesehen wird. Es ist genau genommen nur der alte Grundsatz des Mercantilsystems, daß ein Land nur dann reich zu nennen sei, wenn es viel baares Geld besitze, d. h. daß die Edelmetalle allein seinen Reichthum ausmachten.

Um als allgemein anerkanntes Tauschmittel gelten zu können, ist zunächst nothwendig, daß das Geld als solches selbst einen inneren Werth habe, nur dann kann es den einzutauschenden anderen Waaren als werthgleiche und vollgültige Waare diese Tauschfunktionen besorgen. Es muß den Werth anderer Waaren nach seinem eigenen abmessen, so daß es sowohl von dem Käufer als Verkäufer ohne Verlust genommen und verwandt werden kann; nur dann ist der obenangegebene Fundamental-Grundsatz der Geldwirthschaft — im Gegensatz zur Tauschwirthschaft, richtig und anwendbar, nämlich: wenn zwei verschiedene Werthgegenstände einem dritten gleich sind, so sind sie auch unter einander gleich. Hat das Geld keinen inneren möglichst festen Werthgehalt, so hört die ganze Geldwirthschaft auf und das Tauschgeschäft tritt ein mit seinen ewigen Schwankungen und sonstigen Nachtheilen. Hat das Geld indessen diese erste Eigenschaft des festen inneren Werthes, so versieht es im Handel und Wandel die Funktion, welche der gemeinschaftliche Nenner beim Rechnen mit Brüchen verrichtet. Das Geld ist das gemeinschaftliche Werthmaaß für beliebig viele und verschiedene Tauschwaaren, der Werth dieser einzelnen dagegen wird durch den Zähler, mit Annahme des betreffenden Nenners als Wertheinheit bestimmt. Storch sagt sehr richtig, daß ein Tagator, welcher mit 200 verschiedenen Artikeln zu thun hat, ohne den Gebrauch eines solchen einheitlichen Werthmessers oder Preisausgleichers mit 19,900, mit demselben aber nur mit 199,99 Verhältnissen zu rechnen braucht. Ebenso der Kauf-

mann, der 200 verschiedene Artikel kaufen oder verkaufen will. Ohne das feste Werthmaaf des Geldes müßte er jedesmal den Werth eines jeden dieser 200 Artikel mit den anderen abwägen, während er jetzt das Geld einfach als gleiches Werth-Maaf für alle benützt. Man darf deshalb ruhig behaupten, daß mit Einführung des Geldes, als eines allgemeinen Preisausgleichers und Preismaafstabes und nur dadurch aus der Tausch- oder Natural-Wirthschaft die reine Geldwirthschaft entstand, die Wirthschaft in der Jedermann sein eigener Kaufmann ist (Smith). Ein und dasselbe Quantum Geld kann unzählige Tauschgeschäfte verrichten und unzählige Artikel ein- oder verkaufen ohne daß seine Qualität im Mindesten abnimmt oder daß der menschlichen Gesellschaft irgend welcher Schaden, mit Ausschluß des verlorenen Zinses vom Gelbcapital, entstände; vorausgesetzt ist bei diesen Tauschen selbstverständlich, daß der Werth der einzelnen Waaren oder Tauschobjecte dem Werth der betreffenden Geldsumme gleich ist. Der Besizer von Geld hat demnach die freie Wahl, welche Artikel er für sein Geld sich anschaffen will und zu gleicher Zeit weiß der Verkäufer dieser betreffenden Artikel, daß die von ihm verkauften Artikel nicht mehr Tausch-Werth haben als das Geld, welches er für sie erhalten hat, wogegen das Letztere ihn außerdem befähigt, jede beliebige andere, demselben an Werth gleiche Waare jederzeit wieder eintauschen zu können, etwas das ihm mit seinen eigenen Waaren nicht möglich war. Wegen dieser so überaus nützlichen Eigenschaften wird das Geld bald das Blut, bald das Fett im thierischen Körper, bald das große Triebrad genannt, welches Handel und Wandel in Bewegung setze. Homann vergleicht es mit der Sprache; Lauderdale meint, daß es wohl keine Maschine gäbe, welche soviel Arbeit erspare, als das Geld; Schäffle nennt dessen Einführung einen der größten und wohlthätigsten Fortschritte der Welt, und Moscher sagt sehr schön: „es (das Geld) ist gleichsam das Gebilde, worin die Nahrungsmittel erst aufgelöst und woraus nachher die Bildungs- und Erhaltungs-Elemente der einzelnen Organe ausgeschieden werden.“

Selbstverständlich ist unter den zuletzt bezeichneten wichtigen Funktionen des Geldes nur wirkliches legitimes Geld, kein künstliches Surrogat desselben verstanden; es muß ein Geld sein, dem die oben genannten Eigenschaften nicht fehlen dürfen; besonders nicht die des inneren Werthes. Ein Jeder weiß, daß das Instrument, mit dem ich eine Länge abmessen will, selbst eine Länge, ebenso das Instrument Gewicht, mit dem ich wiegen, oder das, mit dem ich einen Raum messen will, Raum in sich haben muß; mit anderen Worten, eine Yarb muß Länge, ein Gewicht Schwere, ein Bushel Raum haben, sonst sind sie zu dem

bestimmten Zwecke unbrauchbar. Ebenso muß das Geld einen inneren Werth haben, weil, wie wir oben gesehen haben, es außer seiner Funktion als Preismaasstab zu gelten, es zunächst auch als Tauschwaare selbst aufzutreten hat. Während sämtliche oben angegebenen Meßinstrumente der Länge, des Gewichts zc. nur dazu dienen, das betreffende Maas anzugeben, kann ich mit dem Gelde außerdem noch die so gemessene Waare erwerben. Daß ich mit einem Yardmaas nicht eine Yard Länge feiner Seide, Sammt oder Tuch kaufen kann, ist Jedem bekannt; ebenso in gleicher Weise mit einem Bushel oder Gewichtsstücke nicht mit demselben gemessene oder gewogene Waare. Darin liegt der große Unterschied zwischen Geld als Preisausgleicher, als Waare, und als Preismaasstab, als Meßinstrument. Beide Funktionen, resp. Eigenschaften, können beim Gelde nicht getrennt, noch ihm genommen werden. Dieser Umstand wird von allen Befürwortern eines uneinlösbaren Papiergeldes völlig übersehen, wie ich oben schon im Allgemeinen erwähnte, und weiter unten näher erörtern werde. Wäre Geld nur ein Werthmesser, ebenso wie eine Yard ein Längenmesser ist, so könnte die Vermehrung desselben von Seiten des Staates durch ein uneinlösbares Papiergeld geschehen, ohne daß dadurch ein anderer Einfluß auf den allgemeinen Wohlstand erzielt werden würde, als wenn die Zahl anderer Meßinstrumente, der Yards, Bushels, oder Gewichtsstücke in einem Lande erhöht würde. Dadurch würde der Verkehr dieses Landes weder gehoben noch erniedrigt werden. Indessen läßt sich die Eigenschaft des inneren Werthes nicht vom Gelde trennen, ohne es zu seinen bedeutendsten Funktionen unbrauchbar zu machen und wird dadurch die Vermehrung des zirkulirenden Geldes durch Regierungsmaßregeln gleich mit der Vermehrung des in demselben enthaltenen Geldwerthes, also Capitals. Geschähe diese Vermehrung nun durch in Verkehrsetzung von im Staatsschätze aufgehäuften Schätzen, so würden Handel und Wandel eines Landes dadurch nicht mehr affizirt werden, als wenn eine gleiche Werthsumme anderer Lebensbedürfnisse auf den allgemeinen Markt geworfen und dadurch der Preis der gleichen Waarensorten herabgedrückt würde. Nun aber geschieht eine solche Vermehrung des umlaufenden Geldes in der Regel nicht durch Robilmachung bislang nutzlos dargelegener Edelmetalle, sondern durch Herausgabe von Papiergeld, also einfacher Zahlungsverprechen. Durch Ausstellung solcher Noten kann indessen die Regierung ebenso wenig wirkliche Werthe schaffen, als ein Kaufmann durch Ausgabe von Wechsln. Beide Arten Zahlungsverprechen sind nicht selbst Werthe, sondern nur Repräsentanten dadurch gewissermaßen verpfändeter wirklicher Werthe, hier die Edelmetalle, und

hängt ihr Werth einzig und allein von ihrem Credite, das heißt, von dem Vertrauen des Publicums in ihrer Einlösbarkeit ab. Eine Regierung kann ebenso wenig eine Papiergeld-Ausgabe von einer Million mit einer Baarsumme von 100,000 Dollars einlösen, als ein Kaufmann seine zur Höhe von 10,000 Dollars ausgegebenen Wechsel mit 1000 Dollars. Der gute Credit der Aussteller kann solche Werthrepräsentanten allerdings als wirkliche Werthe passiren lassen, sobald aber dieser Credit zusammenbricht, fallen auch sie in ihr Nichts zusammen und der augenblickliche Inhaber ist der Verlierende. Das Bewußtsein dieser Thatsache nimmt, z. B. beim uneinlösbaren Papiergeld, deshalb dieser Art von Geld, d. h. sämtlichen Surrogaten von vornherein den Charakter der Gleichmäßigkeit und Unantastbarkeit ihres Werthes, also die nothwendigsten Eigenschaften des Geldes selbst. Damit will ich nicht gesagt haben, daß die Kaufkraft wirklichen Geldes immer dieselbe bleibe oder bleiben müsse, ebenso wie die Länge der Yard, die Schwere eines Pfundes, die Größe eines Bushels. Das könnte der Fall sein, wäre das Geld eben nur ein solches Meßinstrument, nicht Tauschwaare selbst. Das Geld, als Preismaaßstab, vergleicht nur dritte Gegenstände unter einander, nicht nach seinem eigenen ursprünglichen Werthe. In unruhigen Zeiten oder nach Ueberwindung derselben und beim Auftreten der verschiedenen Folgen finden wir überall und zu allen Zeiten ungeheure Schwankungen in den Preisen aller Werthgegenstände, ohne daß die Menge des circulirenden Geldes vermehrt oder vermindert wäre. Fällt der Preis dieser verschiedenen Werthgegenstände, als des Grundeigenthums, der Producte, so steigt der Werth des Geldes; steigt der Werth obiger Gegenstände, so fällt der des Geldes, in Die Erklärung dieser anscheinend unmotivirten Thatsache finden wir der Eigenschaft des Geldes als Preismaaßstab und Repräsentant der Werthe aller anderer Waaren. Gesezt der Fall, Geld sei hoch, so meint dieses, daß wir für eine gewisse Summe desselben mehr Waaren bekommen können als früher. Nehmen wir nun ir g e n d e i n e dieser so zu sagen billigen Waaren, so können wir für dieselben mit Umgehung der Benutzung des Geldes als Tauschwerkzeug eine ebenso große Menge anderer Waaren erhalten, als wenn das Geld billig und der Geldwerth der Waaren hoch wäre. Auf den inneren Verkehr eines Landes hat dieses weiter keinen Einfluß, als daß eine größere Quantität Geldes zu den Tauschvermittelungen nöthig wird, als umgekehrt. Bei dem Verkehr nach außen indessen tritt die Folge ein, daß bei niedrigem Preise des Geldes dasselbe durch den hohen Nominal-Preis der Landeserzeugnisse die Ausfuhr derselben verhindert und es selbst als Bezahlung für die von ihnen importirten Producte von

Ausländern vorgezogen wird, während in sogenannten gelbtheueren Zeiten andere Waaren den Vorrang erhalten. Auch diese wichtige Thatsache sollten die Befürworter von Papiergeld nicht übersehen! Der Werth des Geldes selbst richtet auf die Dauer, wie bei jeder Waare, sich immer nach den Productionskosten. Lohnt sich die Gewinnung der Edelmetalle nicht mehr im Vergleiche zur Gewinnung anderer Producte, so wird zunächst die Vertheuerung, dann die Verkleinerung, resp. Verschlechterung der Münzen die Folge sein. Werden diese zu klein oder zu schlecht, so wird man zu anderen Werthmessern und Preisausgleichern greifen müssen.

Sehen wir nun ab von den beiden Funktionen des Geldes als Tauschmittel oder Preisausgleicher und als Preismaaßstab, so bleiben uns zur Betrachtung nur noch seine Funktionen als Werthträger und als gesetzliches Zahlungsmittel übrig. Diese beiden Funktionen treten allerdings schon bei jedem Kaufgeschäft in Anwendung. Es gibt indessen noch eine Menge Fälle, in denen diese Ersteren Nebensachen und die beiden Funktionen als Werthträger, resp. Zahlungsmittel, die Hauptsachen werden. Die Erstere tritt ein, sobald irgend Jemand Werthe von einem Orte zum Andern senden will. Ein Kaufmann in Cincinnati kauft z. B. ein Parthie Kaffee in Brasilien oder auch Wein in Californien; der Verkäufer des Kaffees wünscht z. B. Waaren aus England oder Deutschland für Ersteren zu beziehen. Hätten wir kein Geld, so wäre der Cincinnatier Kaufmann gezwungen die in Brasilien gewünschten Waaren in England oder Deutschland aufkaufen und von dort auf seine Kosten nach Brasilien schicken zu lassen. Um dieses thun zu können, mußte er in England oder Deutschland gesuchte Waaren von hier nach dort schicken. Welch' ein Aufenthalt, welch' ein Risiko und welch' enorme Unkosten wären bei einem solchen Tauschgeschäfte unvermeidlich! Der Preis des Kaffees müßte fast verdoppelt werden, um den Cincinnatier für seine Auslagen, Mühen, Risiko, Zeitverlust und Zinsen zu entschädigen. Das Geld hat alle diese Uebelstände mit einem Schlage beseitigt. Der Cincinnatier hat z. B. Provisionen nach London geschickt, für deren ungefähren Betrag er Kaffee einkaufen will. Er schickt nun nach Realisirung des Verkaufes seiner Waare einen Wechsel auf seinen Londoner Agenten an den Kaffeehändler in Brasilien, dieser schickt denselben an seinen Agenten in England oder Deutschland und das ganze, sonst so schwierige, langweilige, riskante und kostspielige Zahlungsgeschäft ist ohne die mindesten Unkosten, Zeitverlust und Risiko erledigt. Und so in vielen Tausenden von Fällen, bald in kleinen, bald in großen; der Prozeß ist immer derselbe. Ohne denselben wäre aber ein großer Theil

unserer jetzigen internationalen sowie auch einheimischen Geschäftsoperationen rein unmöglich. Ein directes Tauschgeschäft nach altem Muster oder eine Zahlung mit den früheren Geldsorten wäre faktisch nicht ausführbar. Unsere jetzigen Lebensbedürfnisse müßten vereinfacht, unsere ganze industrielle und commercielle Entwicklung reducirt werden, und eine Veränderung unserer Lebensweise, oft Nothzustände im wahrsten Sinne des Wortes, wären die unausbleiblichen Folgen. Ähnliche, fast noch größere Schwierigkeiten, würden sich in allen den Fällen zeigen, in denen das Geld als reines Zahlungsmittel agirt, also in allen Erbschaftsangelegenheiten, Abfindungen, Vergütungen für Verluste oder Auszahlungen von Gewinnen, Gehalten, Geldstrafen, Contracten, Löhnen, Darlehen oder sonstigen verschiedenen Zahlungen. Es wäre fast ein Ding der Unmöglichkeit, alle diese Transactionen ohne Geld als Erledigungsmittel zu vollziehen. Wie wäre z. B. wohl England im Stande gewesen, seine 15 Millionen Dollars Alabama Entschädigungsgelder, oder Frankreich, seine Milliarde Dollars Kriegsentschädigung an Deutschland in Natural-Gegenständen zu leisten, und was hätten die Empfänger mit denselben anfangen sollen? Auf beiden Seiten wären die enormsten Verluste unvermeidlich gewesen, ohne daß eine der betreffenden Partheien den mindesten Nutzen gehabt hätte: es hätte die reinste, colossalste und nutzloseste Vergeudung von der Welt stattgefunden. Und was hier im Großen gilt, gilt bei allen Fällen, in denen das Geld eben als Zahlungsmittel überhaupt zu handeln hat; die Sache ist zu klar um einer weiteren Auseinandersetzung zu bedürfen.

Und dann ist besonders noch zu bemerken, wenn das Geld zur Ausgleichung von Rechnungen, zur Zahlung von Schulden oder Ankäufen zc. als gesetzliches Zahlungsmittel, oder die Stelle des Capitals vertretend, als ein um Zins werbendes Darlehn auftritt. Verzinsliche Darlehen in Natural-Gegenständen, als Oelien, Getreide, oder sonstigen Produkten der Landwirthschaft oder der Industrie, z. B. in Kleidern, Geräthen zc., könnten ohne großen Schaden der einen oder andern Parthei nicht gemacht werden, da es rein unmöglich ist, die verschiedene Qualität, oder die veränderten Tauschwerthe von vornherein bestimmen, und müßte auch der Zinsfuß deßhalb ein ganz enormer sein, damit der Gläubiger auf die sichere Wiedererhaltung seines Werthes bestimmt rechnen dürfte. Das unveränderliche, und gesetzlich einen festen Werth in sich führende Geld vermeidet alle diese Uebelstände; es bewahrt den Gläubiger vor Verlusten und den Schuldner vor Erpressungen.

Damit hätten wir ein ungefähres Bild von den hochwichtigen Funk-

tionen des Geldes; erörtern wir zum Schlusse noch die Fragen über die Menge des nothwendigen Geldbedarfes in einem Staate, über Doppelwährung und über Ausgabe des Papiergeldes.

Was nun zunächst die Frage betrifft, welches die richtige Höhe des in einem Lande nothwendigen Geldbedarfes sei, so kann man wohl im Allgemeinen antworten, daß in der Regel arme, oder nur Ackerbau treibende Völker wenig, reiche oder Industrie und Handel treibende Völker dagegen viel Geld für ihren Verkehr gebrauchen. Diese Summe genau und in bestimmten Zahlen oder Bestimmungen anzugeben, ist indessen ebenso unmöglich, als die Ermittlung der Menge des in einem Lande umlaufenden Geldes, vorausgesetzt, daß hierunter sämtliche Geldarten, also außer dem baaren Gelde auch Noten, Bankbills, Staatspapier, Cheß u. verstanden werden. Manche Schriftsteller haben versucht die Größe des Geldbedarfes eines Landes nach dem jährlichen Einkommen desselben zu bestimmen, z. B. Petty, Locke, Adam Smith und Andere. Petty schätzt den Geldbedarf eines Volkes auf $\frac{1}{10}$ seines jährlichen Einkommens, und für England im Jahre 1680 auf die Hälfte aller Grundrenten, $\frac{1}{4}$ aller Hausmieten und $\frac{1}{52}$ aller Arbeitsausgaben; ähnlich die Anderen. Wir finden indessen nirgends eine übereinstimmende Schätzung, sie variiren sogar von $\frac{1}{30}$ auf $\frac{1}{5}$ des Volkseinkommens, und haben also gar keinen Werth. Im Allgemeinen hängt die zur Ausführung der vorkommenden Geldverrichtungen, sowie zur Aufrechterhaltung eines möglichst gleichen Preises des Geldes nothwendige Menge des Letzteren ab: 1.) Von der Größe und Menge der in dem betr. Lande vorkommenden Geldoperationen — also bei einem gewerbetreibenden Volke wird diese Menge höher, als bei einem Ackerbau treibenden, bei einem reichen höher, als bei einem armen sein; 2.) Von der Culturstufe dieses Volkes und der Ausbildung der Arbeitstheilung, des Bankwesens und der Geldwirthschaft im Allgemeinen. 3.) Von der Schnelligkeit des Geldumlaufes. Zehn Dollars zehnmal gewechselt, verrichten ganz denselben Dienst, wie 100 Dollars, welche nur einmal diesen Prozeß durchgemacht haben. Sismondi stellt darnach die Formel auf: Die Summe der Umlaufmittel eines Staates muß der Summe der Zahlungen, welche während einer gewissen Zeit geleistet werden, gleich sein, die mit der Anzahl der stattgefundenen Wechselungen dividirt ist.“ Außerdem noch wirken gute oder schlechte Zeiten, Krieg oder Frieden, vollkommene Sicherheit und Ruhe, oder Revolution und Unsicherheit, schlechte Rechtspflege, ungeordnete Verhältnisse u. auf die nothwendige Höhe der gebraucht werdenden Geldmenge ein.

Nach ungefähren Schätzungen haben die Vereinigten Staaten an

baarem Gelde — Münze und Barren — ungefähr \$280 Millionen. Daneben sind 700 Millionen Papiergeld in Greenbacks, Banknoten und Certifikaten; die Hauptgeschäfte unseres Landes werden indessen durch das sog. Checksystem und durch unsere Clearinghäuser verrichtet. Unter Checksystem versteht man, wenn Privatpersonen jeder Art ihre Gelder bei einer Bank deponiren und dann ihre Zahlungen durch Anweisungen — Checks — auf diese Bank erledigen. Auf diese Weise verrichtet die Bank die Geschäfte von mehreren hundert Depositoren und zwar mit einer vielleicht fünfzigfach kleineren Geldsumme, als diejenige, wenn die betr. Depositoren ihre Geldgeschäfte direkt unter sich abgemacht hätten. Nach einem ähnlichen System verfahren die Clearing Häuser. Sämmtliche Banken lassen jeden Tag ihre gegenseitigen Abrechnungen unter einander durch das Clearing Haus ihres Ortes vornehmen. Dieses vertheilt die Credits und Debits, d. h. giebt einer Jeden Credit für die Summen, welche zum Incasso eingesandt, und belastet wiederum eine Jede mit den Geldsummen, welche auf sie gezogen sind und zieht dann die Bilanz. Sind auf die Bank A z. B. größere Summen gezogen, als für sie eincassirt waren, so muß sie das Deficit bis 3 Uhr Nachmittags decken — sie ist dann zu kurz —; entgegengesetzten Falles erhält sie den Ueberschuß bis dahin ausbezahlt. Kann eine Bank ihren Verpflichtungen nicht pünktlich nachkommen, so verliert sie sofort jeden Credit und wird insolvent. Solche Clearing Häuser können ihrer Natur nach nur in den großen Städten existiren und sind in unserem Lande auch nur in New-York, Boston, Philadelphia, Chicago, Baltimore, San Francisco, Cincinnati, St. Louis, Louisville, Pittsburg, Milwaukee, New Orleans, Providence, Kansas City, Indianapolis, Cleveland, New Haven, Columbus, Springfield, Worcester, Syracuse und Lowell. Ihre Gesamt-Umsätze während der mit dem 30 August dieses Jahres endenden vier Wochen betragen die enorme Summe von \$2,811,524,904; darunter New-York allein mit \$2,124,301,767; Cincinnati mit \$41,558,800. Außer diesen gewaltigen Umsätzen werden auch die der kleineren Städte größtentheils auf ähnliche Weise, ohne Benutzung des eigentlichen Geldes verrichtet, so daß, wollten wir die Höhe des in unserem Lande gebrauchten und sich befindenden Geldes berechnen, eine ganz enorme Summe herauskommen und unser sog. eigentliches Geld — unser Gold und Silber — nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil ausmachen würde. Ähnlich verhält es sich mit den übrigen Ländern, wenn auch das Clearing Haus und Check-System nur in wenigen Ländern existirt. Das Obige wird meine Behauptung, daß die Menge des in einem Lande zu gebrauchenden oder in demselben circulirenden Gel-

des auch nicht einmal annähernd angegeben werden kann, hoffentlich als richtig dargethan haben. In der Regel äußert sich ein Geldmangel durch bekannte Symptome, als constantes Steigen des Geldpreises, des Discontos und Zinsfußes, sowie durch das Fallen der Güterpreise und der Löhne, und umgekehrt. In normalen Zeiten wird in beiden Fällen durch den Handel oder dessen Creditinstitute fast regelmäßig Abhülfe geschafft. Bei Münzveränderungen, raschen Uebergängen von Krieg zum Frieden, Geldkrisen und ähnlichen ungewöhnlichen Verhältnissen wird in der Regel die Intervention des Staates oder der ihn vertretenden Institute in Anspruch genommen. Feste Normen oder Formeln lassen sich hierbei nicht aufstellen.

In manchen Ländern hat man versucht, eingebildetem oder wirklichem Mangel an Circulationsmitteln durch Verschlechterung der Münzen oder durch Einführung einer Doppelwährung abzuhefen. Das erste Mittel, in sich unmoralisch und unter allen Umständen äußerst nachtheilig und verwerflich, geschah hauptsächlich in Kriegszeiten aus Noth, wie in Frankreich und dann unter Friedrich dem Großen, oder aus Gewinnsucht der betreffenden Münz-Inhaber, d. h. der betreffenden regierenden Herren. In jetzigen Zeiten würde wohl kaum eine Regierung es wagen, zu einem solchen allgemein als schädlich erkannten Mittel zur Vermehrung des Geldes seine Zuflucht zu nehmen. Die Einführung einer Doppelwährung findet indessen auch heute noch ihre Vertheidiger, sowie sie selbst faktisch noch existirt. Man versteht darunter, daß man Gold- und Silbermünzen zum gleichen Werthgehalte ausprägt und ihnen dadurch einen bleibenden festen Werth zu einander und Dritten gegenüber geben will. Mit anderen Worten: man prägt z. B. bei uns Gold- und Silberdollars, und stellt sie sich selbst und anderen Waaren gegenüber im Werthe gleich, obwohl sie dieses weder augenblicklich und noch weit weniger auf die Dauer sein werden und können. Der Werth eines gewissen Quantum Goldes oder Silbers hängt nicht allein von deren Gepräge, sondern von deren innerem Werthe, das heißt von ihrem Tausch- und Productionswerthe ab, wie wir dieses ja täglich in den Coursberichten unserer Zeitungen sehen können. Der Preis des Silbers variirte in den letzten 2 Jahren fortwährend von 49—54 Pence per Unze. Eine Regierung kann wohl den Preis eines Geldstückes festsetzen, aber sie kann durch eine solche Festsetzung oder Prägung demselben keinen wirklichen Werth schaffen, ebenso wie sie überhaupt keine Werthe schafft; sie kann solche Münzen zu dem von ihr bestimmten Preise annehmen und ihre Gläubiger zwingen, dasselbe zu thun; bei Transactionen zwischen Dritten kann sie dieses nicht und haben es die tyrannischsten

Regierungen auf die Dauer stets vergeblich versucht. Ich erinnere nur an John Law und die Assignaten der französischen Revolution. Die Schwankungen zwischen Gold und Silber waren in den letzten dreihundert Jahren dann auch wie folgt: Es stand Silber zu Gold in 1522 wie 10, 50, 1559 wie 11, 44, 1623 wie 11, 99, 1665 wie 14, 30, 1690 wie 14, 80, 1710 wie 15, 23, 1750 wie 14, 47, 1780 wie 14, 69, 1800 wie 15, 64, zu 1. In 1816—1847 war der niedrigste Preis des Silbers 15, 11:1 und der höchste 16, 20; 1852 wie 15, 43:1; 1859 wie 15, 21; 1860 wie 15, 27; 1861 wie 15, 68; in den letzten Jahren von 15, 51 zu 15, 7 und ist es wahrscheinlich, daß bei den täglich erfolgenden Entdeckungen großer Lager bald von Gold, bald von Silbererzen, sowie bei den fortwährenden Münzveränderungen, diese Schwankungen noch weit größer werden werden. Die Folge davon ist und kann nur sein, daß in solchen Ländern das Geld aufhört, seine ihm obliegenden Funktionen zu erfüllen; als unsicheres, in seinen eigenen Theilen schwankendes Werthmaas kann es nicht länger der vollständige Preisausgleicher, der unveränderliche, genaue Preismaasstab und das beiden Theilen gerechte Zahlungsmittel sein. Die Schwankungen seiner eigenen Werthsorten werden Dritten gegenüber in weit größerem Maasstabe stattfinden, das Geld wird Speculations-Artikel, es werden Dinge entstehen, welche sich diese Schwankungen zu Nutzen machen, bald die eine, bald die andere Geldsorte in die Höhe treiben oder herabdrücken und sogenannte schwarze Freitage zu stets wiederkehrenden Culminationspunkten machen werden, in denen bald die Silber-, bald die Goldclique zusammen krachen und endloses Unheil über die Betheiligten ausschütten muß. Heute wird die Goldmünze, morgen die Silbermünze billig sein; wer Geld zu zahlen hat, kauft selbstverständlich das billigere Zahlungsmittel, der Gläubiger und besonders der abhängige Arbeiter wird sich gezwungen sehen, dieses schlechtere Geld anzunehmen. Der Händler aber, dem dieses schlechtere Geld wieder zufließt, rechnet von vornherein auf den ihm dadurch entstehenden Schaden und schlägt nicht nur die einfache Preisdifferenz, sondern vielleicht die doppelte und noch mehr auf seine Waare, so daß der Arbeiter der doppelt Verlierende ist. Wollte ein Kaufmann zum Einkaufe ein großes, zum Verkaufe ein kleines Maas gebrauchen, so würde er sofort mit der gesetzlichen Behörde in Conflict gerathen; bei dem Geldmaas, dem am meisten gebrauchten und wichtigsten Meßinstrumente geschieht dieses einfach nicht — aus Unkenntniß. Das Unrecht besteht darum aber doch in vollem Maas. Das mangelhafte Geld wird in seiner Weise dasselbe sein, was ein leeres Flüssigkeits- oder ein dehnbares Längenmaas ist. In sich abgeschlossenen oder armen

